



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Gouverneursjahre im Kamerun

Puttkamer, Jesco Albert Eugen von
Berlin, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-9752



Gouverneursjahre in Kamerun

von

Jesko von Puttkamer

Gouverneur a. D.

Mit einer losen Karte



V. 2. c. 4042

Verlag von Georg Stilke, Berlin

Hofbuchhändler Sr. K. u. K. Hoheit des Kronprinzen

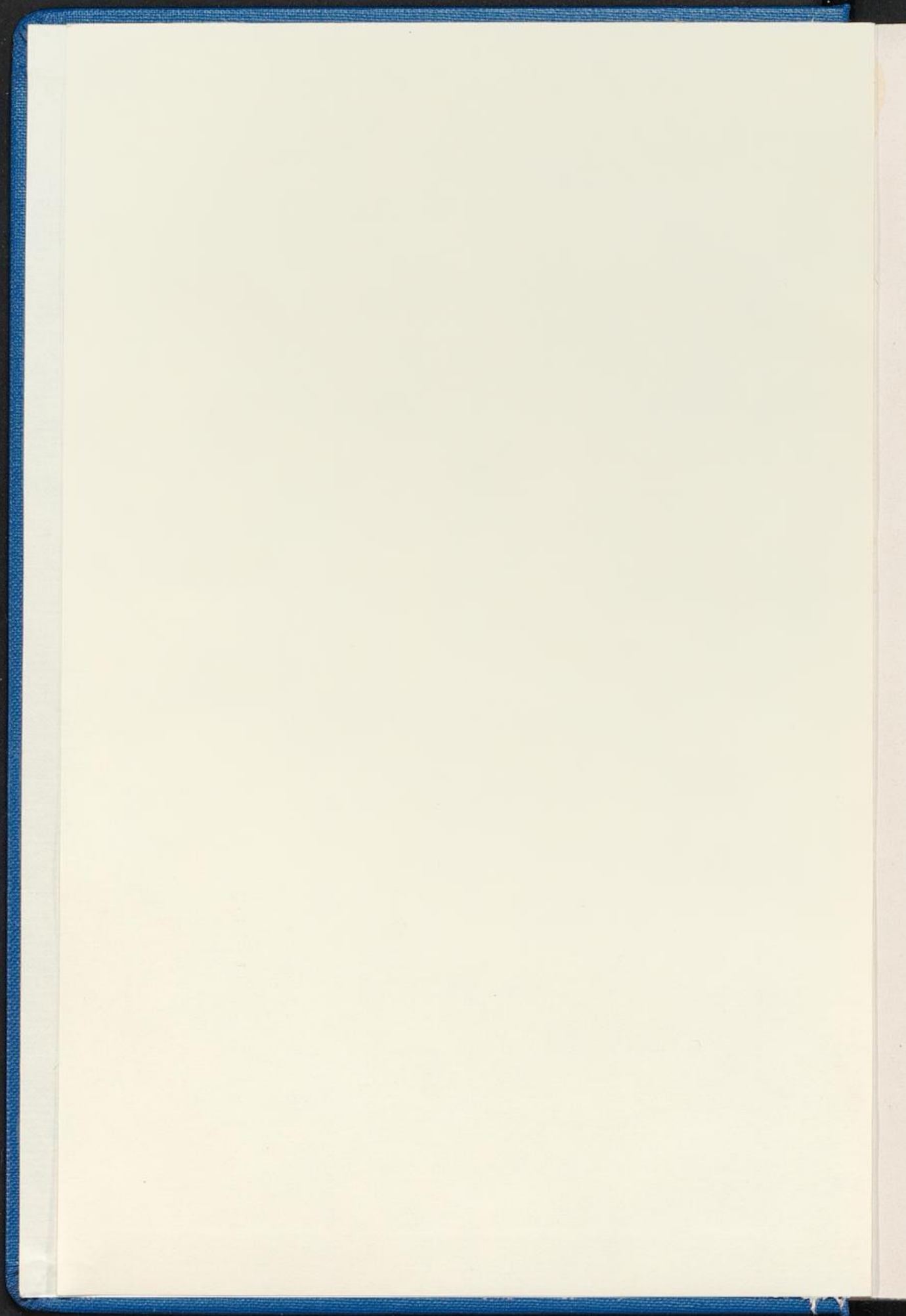
1912

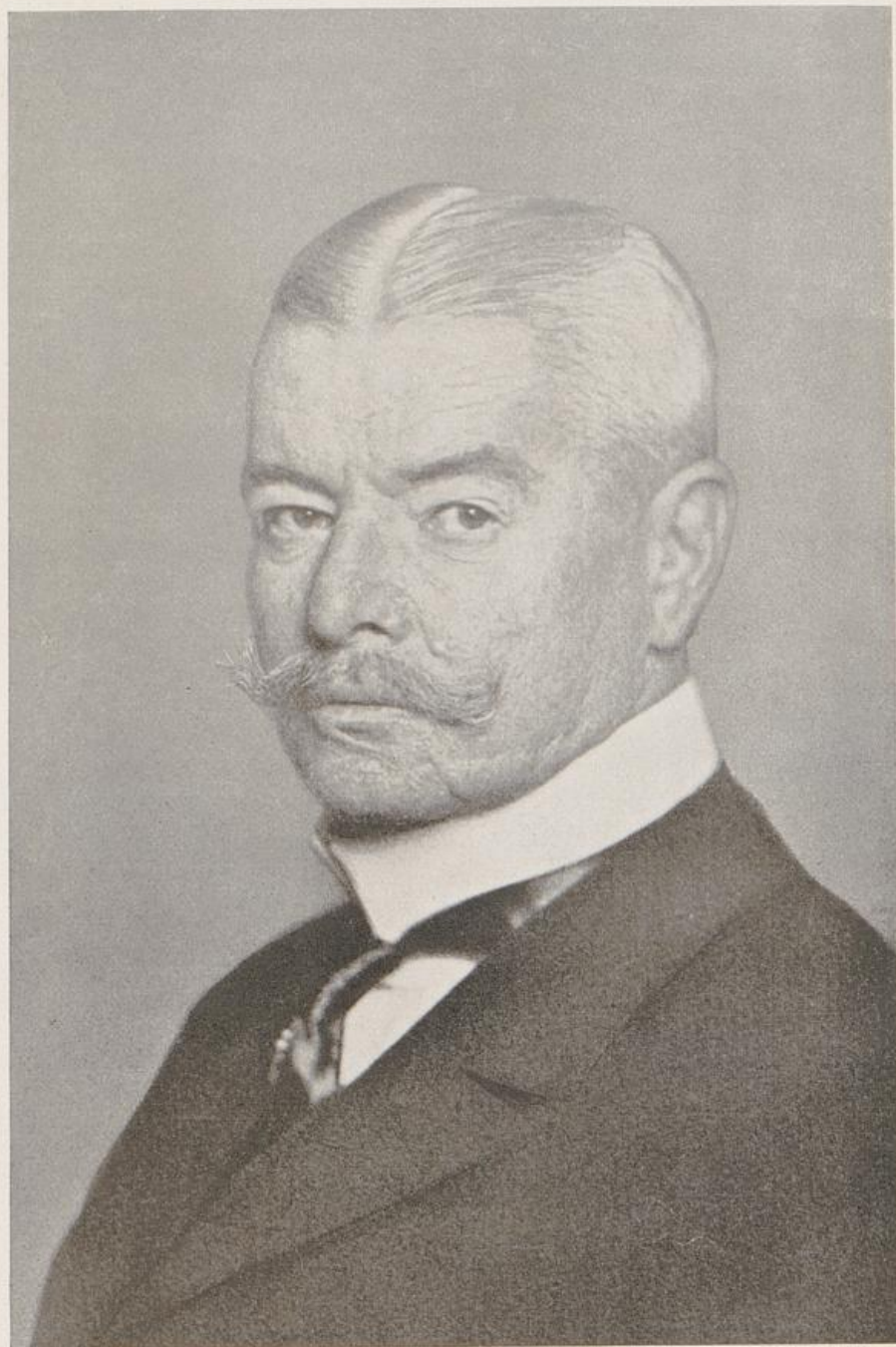


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG







Lehmann

Gouverneursjahre in Kamerun

von

Jesko von Puttkamer

Gouverneur a. D.

mit einer losen Karte



V. 2. c. 4042

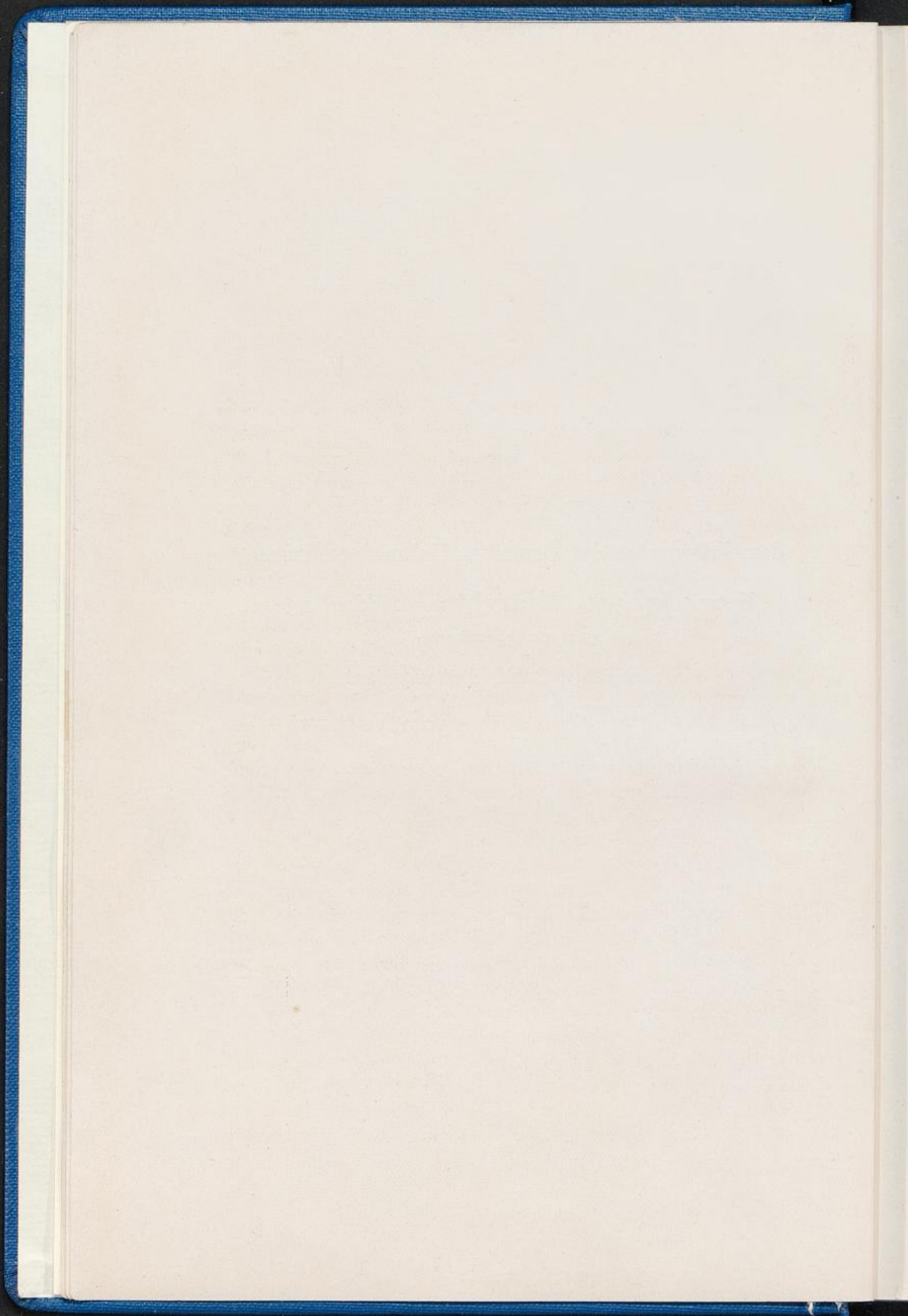
Verlag von Georg Stilke, Berlin

Hofbuchhändler Sr. K. u. K. Hoheit des Kronprinzen

1912 *A.*

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1912 by Georg Stilke, Berlin.

Seiner Hoheit
dem Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft
Herzog **Johann Albrecht** zu Mecklenburg
Regent von Braunschweig
in ehrerbietiger Dankbarkeit zugeeignet
vom Verfasser



Vorwort.

In dem nachfolgenden Werke erhebe ich nicht den Anspruch, Kolonialgeschichte zu schreiben. Ich wünsche lediglich, dem Leser eine möglichst anschauliche und wahrheitsgetreue Darstellung einiger meiner Züge durch die Kolonie zu Wasser und zu Lande und eine Schilderung der hauptsächlichsten Ereignisse während meiner Verwaltung darzubieten; dabei werden sich Betrachtungen und Folgerungen hie und da von selbst ergeben, und so vielleicht ein nicht wertloser Beitrag zu einer später zu schaffenden deutschen Kolonialgeschichte entstehen.

Schon vor Jahren sind die geschilderten Ereignisse aufgezeichnet worden, meist an den Orten selbst, an denen sie stattgefunden haben, freilich, wie die Umstände es mit sich brachten, oft nur in skizzenhafter Form eines flüchtigen Tagebuchs. Ich habe geglaubt, an dieser Form möglichst wenig ändern zu sollen, um ein gewisses Lokalkolorit nicht zu beeinträchtigen. Jedoch finden sich selbstverständlich auch später verfasste Sätze, Bemerkungen und Kapitel, welche aktuelle Dinge berühren und eine Brücke zwischen Vergangenheitem und Gegenwärtigem zu bilden geeignet sind.

Lange Zeit hindurch habe ich mich nicht entschliessen können, mit der Veröffentlichung hervorzutreten; ich hatte das Gefühl, über Ereignisse, in deren Mittelpunkt ich in meiner Eigenschaft als Gouverneur von Kamerun so lange Jahre gestanden habe, der Öffentlichkeit gegenüber vorläufig noch schweigen zu sollen.

Zwei Gründe sind es hauptsächlich, die mich veranlassen mein Schweigen zu brechen. Einmal droht die koloniale Tradition allmählich verloren zu gehen; kaum noch einer von denen ist am Leben, welche mit mir zusammen von Anbeginn an die höchst merkwürdige und lehrreiche Entwicklung von Kamerun mitgemacht haben; meine allerbesten Mitarbeiter — ich erwähne unter den vielen, die mir treulich geholfen, Kamerun zu erobern, einzurichten und zu verwalten hier nur die mir vertrautesten Namen v. Brauchitsch,

Böder und Dominik — sind dahin, Opfer des tückischen Klimas oder meuchlerischer Wilder. Die Lebenden, die heut die einst ausgestreute Saat ernten, die jetzt da draussen zum Ruhme des Vaterlandes und zum Wohl der Kolonie in deutscher Pflichttreue ihre Arbeit tun, werden es mir Dank wissen, wenn ich wieder einmal die Schatten der Vergangenheit heraufbeschwöre und erzähle, wie es damals war und wie alles zugegangen ist. Die Zeit von 1884 bis 1894, in welcher ich in Kamerun als Kanzler und oft als Vertreter des Gouverneurs, in Lagos als Konsul, in Togo als Reichskommissar, Landeshauptmann und Gouverneur tätig war, und die ich gewissermassen als meine afrikanischen Lehrjahre betrachte, habe ich ausgelassen, um vielleicht später darauf zurückzukommen. Denn der gesamte Stoff, den 21 Dienstjahre im tropischen Westafrika bieten, ist allzu reichhaltig, und würde in den Rahmen eines Bandes nicht hineinpassen. Dasjenige, was heute am meisten interessiert, ist ohne Zweifel die Entwicklung Kameruns von der Küste aus ins Innere, die Zeit der eigentlichen Eroberung der Kolonie, welche mit meiner Amtstätigkeit als Gouverneur von Kamerun zusammenfällt.

Noch ein zweiter Grund aber veranlasst mich zur Veröffentlichung meiner Erinnerungen. Es hat sich, wohl mangels lebendiger Fühlung mit unsern Kolonialpionieren, eine Art von kolonialer Geschichtsschreibung herausgebildet, welche den Tatsachen nicht gerecht wird und mir daher bedenklich erscheint. Man nehme nur z. B. den Abschnitt „Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Kameruns“ in dem sonst so vortrefflichen Werk des Professors Dr. Hans Meyer „Das deutsche Kolonialreich“. Da ist zunächst die Einteilung in drei Entwicklungsperioden in der Zeit von 1884 bis 1905 willkürlich und nicht zutreffend; denn deutlich unterscheiden sich in der Entwicklung Kameruns unter deutscher Herrschaft zwei Perioden: 1884/85 bis 1895, die Besitzergreifung der Küste unter den Gouverneuren Freiherr von Soden und von Zimmerer, und 1895 bis 1906 die Eroberung des ganzen Landes — meine Verwaltungsperiode. Von diesem Zeitpunkt an mag man eine dritte Periode datieren: Diejenige des Beginns eines intensiven wirtschaftlichen Ausbaus — Gouverneur Dr. Seitz, Dr. Gleim und jetzt Ebermaier. In dem genannten Werk werden die leitenden Männer der Kolonie mit den Worten abgespeist: Zum ersten Gouverneur von Kamerun wurde Juli 1885 Freiherr von Soden ernannt (S. 419). Dann folgt auf den nächsten Seiten

eine gedrängte und ganz richtige Übersicht über die einzelnen Forschungs- und Eroberungszüge; es hat nur den Anschein, als ob alle die einzelnen mit Namen aufgeführten Forscher und Offiziere auf eigene Faust und auf eigene Verantwortung im Lande umhergezogen seien und selbst Politik getrieben hätten. Es bleibt unerwähnt, dass alle diese zum Teil sehr schwierigen und sehr verdienstvollen Züge nach einem wohl durchdachten Plan des leitenden Beamten der Kolonie unternommen wurden, dass hierin gerade in Kamerun beim Gouvernement stets eine unabänderliche Folgerichtigkeit beobachtet worden ist, und dass speziell unter meiner Verwaltung jeder Offizier, der mit seiner Truppe abmarschierte, mit eingehenden Weisungen seitens des Gouverneurs oder seines Stellvertreters versehen war. Eine solche Darstellung kommt mir vor, wie wenn in der Geschichte eines Krieges die Namen aller Führer und Unterführer genannt, alle Schlachten und Gefechte verzeichnet werden, nur der Name des Oberfeldherrn ausgelassen wird. Das Urteil über eine derartige Geschichtsschreibung aber darf ich wohl dem Publikum überlassen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Kapitel I	15—32
In Togo. — Berufung nach Kamerun. — Abreise, Lagos, Rio del Rey, Viktoria. — Ankunft in Kamerun. — Unerfreuliche Zustände. — Die Kaiserliche Marine, S. M. S. „Sperber“, Korvettenkapitän Walther und seine Offiziere. — Ver- pflegungsschwierigkeiten. — Eroberung von Buea. — Stetten und Dominik. — Pater Vieter, die Plehn's. — Besuch der „Donau“. — Fieber. — Silvester.	
Kapitel II	33—66
Neujahr und Übernahme der Gouvernementsgeschäfte. — Tageseinteilung, Arbeit und Geselligkeit. — Mit „Hyäne“ nach Calabar. — Viktoria. — Eine verunglückte Jagdexpedition der Familie Plehn. — Kriegsschiffshafen. — Roger Casement. — Kaisers Geburtstag. — Leutnant Dominik. — Bestand der Schutztruppe. — Stetten und Dominik auf Bakoko. — Feldzug. — Fieber, Erholungsreise nach St. Thomé. — Sa. Anna de Chavez und die portugiesische Insel. — Plantagenpläne mit Spengler. — Arbeiterfrage. — Wieder in Kamerun. — Dr. Seitz und Leutnant v. Besser. — Sir Claude Mc. Donald. — Deutsch- englische Grenzexpedition. — Saujagd auf Suellaba. — Schulen. — Musik. — Talente der Duala, Schiffsführer Ngea. — Beisetzung der Überreste Graven- reuths. — Reisen nach St. Thomé, Cambo, Kribi, Wuri, Kwakwa, Sannaga, Edea, Malimba. — Edeafälle. — Missionen. — Viktoria. — Miss Mary Kingsley. — Fernando Po, Don Juan d'Ibarra. — Heimreise auf „Salier“. — Aufenthalt in Las Palmas. — Gibraltar.	
Kapitel III	67—96
Urlaub in Deutschland. — Jaundeaufstand. — Expedition von Kamptz. — Dominik nachgesandt, wieder in Jaunde. — Dr. Gleim, Dr. Döring, Professor Wohltmann. — Plantagenpläne mit Dr. Zintgraff und Dr. Esser. — Reise nach Jaunde und an den Sannaga.	
Kapitel IV	97—120
Rückmarsch. — Häuptling Wemba am Sannaga. — Jaunde-Rekruten. — Früh- stück bei Bambam. — Handelskarawanen. — Kribi. — Richard Kias. — An- kunft in Duala. — Ngolo-Expedition unter v. Kamptz. — Boeder. — Verkehr mit Marine. — W. A. P. Viktoria. — Andere Pflanzungen. — Eingeborene. — Wirtschaft. — Landfrage. — Mission. — Arbeiter. — Wieder in Buea. — Buea und Soppo. — Hauptsitz der Regierung? — Tennisplatz. — Frau Margarete Leuschner. — Gewitter in den Bergen. — Freiherr v. Soden. — Familie Con- radt. — Sennerei. — Allgäuer. — Dr. Seitz zurück. — Unwetter bei Nbamba. — Vorbereitungen zur ersten Kongofahrt.	
Kapitel V	121—151
Erste Kongoreise mit S. M. S. „Habicht“. — St. Thomé. — Libreville. — Kongo- mündung. — Banana. — Das holländische Haus. — Insel Mateba. — Boma. Nokki. — Chaudron d'Enfer. — Matadi. — Eisenbahn. — Rückkehr. — Fahrt nach Edea und Malimba. — Schutztruppenpläne. — Wieder in Viktoria und Buea. — Dr. Esch und das Gebirge. — Schutzhütten. — Besteigung des Pik. — Viel Besuch. — Sir Ralph Moor. — Mit „Nixe“ nach Monrovia. — Heimwärts.	
Kapitel VI	152—183
Wieder in Kamerun. — Wute-Adamaua-Expedition unter Kommandeur v. Kamptz. — Zweite Kongoreise. — Rudolf Plehn.	
Kapitel VII	184—210
Abschied von Kinshassa und vom Stanley Pool. — Tumba, Matadi, „Ville de Maceio“. — Libreville, Generalkommissar Merlin; Dr. Seitz mit „Nachtigal“.	

— Dr. Seitz heim mit „Thibet“. — Campo, Kribi, Duala. — Unerfreuliche Zustände. — Viktoria. — Buea. — Leben auf der Station. — Hemmerles Selbstmord. — Arbeit mit Malsen, Oberndorf, Gagern. — Malimba, Elefantenjagd mit Brauchitsch. — Die Buli überfallen Kribi; Heldenmut von Freiherr v. Malsen und P. Schwab. — Yaunde-Kompagnie. — Kommandeur v. Kamptz zurück; Pläne. — Frhr. v. Soden. — v. Queis und Conrau ermordet.

Kapitel VIII 211—242

Wieder in Kamerun. — Aus R. Plehns Tagebuch, Gründung der Ngoko-Station. — R. Plehns Heldentod bei Dsgai. — Tod von Gagern und Malsen. — Besser am Cross-Fluss. — Unfall des „Habicht“, Buea. — Leutnant Lequis in Yaunde erschossen. — Strafexpedition unter Hauptmann v. Schimmelpfennig. — Meine Reise an den Cross-Fluss. — Wilde Bienen. — Station Nssakpe. — Grenzregulierungsarbeiten. — Rückmarsch, Johann Albrechtshöh. — Arbeit in Buea; Plantagen. — Expeditionen, verschiedene. — Vorwerk Buea wird von W. A. P. V. gekauft; Hausbau. — Verwundung Dr. Meyers bei den Bumboko. — Oberstleutnant Pavel; Etat der Schutztruppe. — v. Schimmelpfennig †. — Bali-Gesandtschaften. — Dr. Esser. — Gesellschaft Nordwestkamerun. — Fernando Po. — Dominik und v. Bülow; Instruktion. — Dominik über Yaunde. — Dominik und Bülow nach Garua. — Beisetzung von Gagern. — Aufbruch der Expedition Pavel. — Musikkapelle. — Arnold Amsinck. — Heimreise über Madeira.

Kapitel IX 243—270

Ausreise mit v. Brauchitsch und Kramsta. — „Herzogin Elisabeth“ in Kotonu; stürmische Fahrt. — Dr. Essers Bergbahn; die erste Lokomotive in Kamerun. Arbeiterkommissar v. Krosigk. — Grössere Eisenbahnprojekte. — Dominik in Adamaua, Schlacht bei Miskin. — Fahrt an der Küste; Hauptmann Thierry. — Musik an Bord. — Adolph Woermann und Frau. — Forcados; deutsch-englische Grenzexpedition; Hauptmann Glauning; Sir Ralph Moor. — Libreville; Gentil und Grodet. — São Thomé, Principe, Fernando Po. — Don Juan d'Ibarra; Musik an Land. — Langheld, Oberrichter, Ebermaier, Oberleutnant Stieber. — Mr. de Jonquières mit „Alcyon“. — Bamum. — Gesandtschaft. — Oberst Müller, Kommandeur der Truppe. — Hauptmann Engelhardt. — Etatsüberschreitungen. — Neues Haus in Buea fertig und bezogen. — Landwirtschaft in Buea. — Präfekt Vieter. — Gute Nachrichten. — Vorbereitungen zur Adamauareise.

Kapitel X 271—297

Abfahrt von Duala mit „Herzogin Elisabeth“. — Expedition nach Adamaua und an den Tshadsee. — Calabar, Forcados, Buruta, Kramsta dort. — „Valiant“. — Ab nach Warri. — Lokodja; die englischen Offiziere und Mr. Wallace; Empfang und Feste. — Polospiel, Colonel Morland. — Den Benue aufwärts; Jbi, Yola. — Station Garua; Residentur; Grosser Empfang der Lamidos. — Adamaua. — Marsch nach Marrua; Fuggers Grab; Abdurrahaman Tshudi; arabische Briefe. — Weitemarsch; Mandara, Mora; Sultan Omar; Kavallerie. — Glauning und Grenzexpedition. — Lager in Bama. — Feldhauptmann Ibrahim. — Weiter nach Dikoa; Parade und Einzug. — Quartier im Rabehpalast.

Kapitel XI 298—323

Dikoa. — Bornu. — Der Rabehpalast, Besuche, Geschenke, Parade. — Rückmarsch. — Nochmals die Grenzkommision in Boma. — Flussfahrt im Stahlboot. — Ein Orkan. — Der Islam. — Wieder in Buea. — Landeskultur. — Ermordung des Grafen Pückler. — Ossidinge. — Dr. Mansfeld. — Ebermaier. — Urlaub. — Vortrag in der Budgetkommission über Schutztruppen. — Verteilung der Garnisonen. — Mit „Lucie Woermann“ wieder nach Afrika 1905. — Veste Friedrichsberg. — Duala, Petroleumfunde. — Langheld nach Garua. — Buea. — Gouvernementsrat. — Landeskulturarbeit. — Mussakehütte. — Geburtstagsfeier, Puttkamerstiftung. — Ein Erdbeben. — Die Reichstagsabgeordneten. — Die wirtschaftliche und politische Lage. — Abberufung.

Kapitel XII 324—331

Wirtschaftliches.

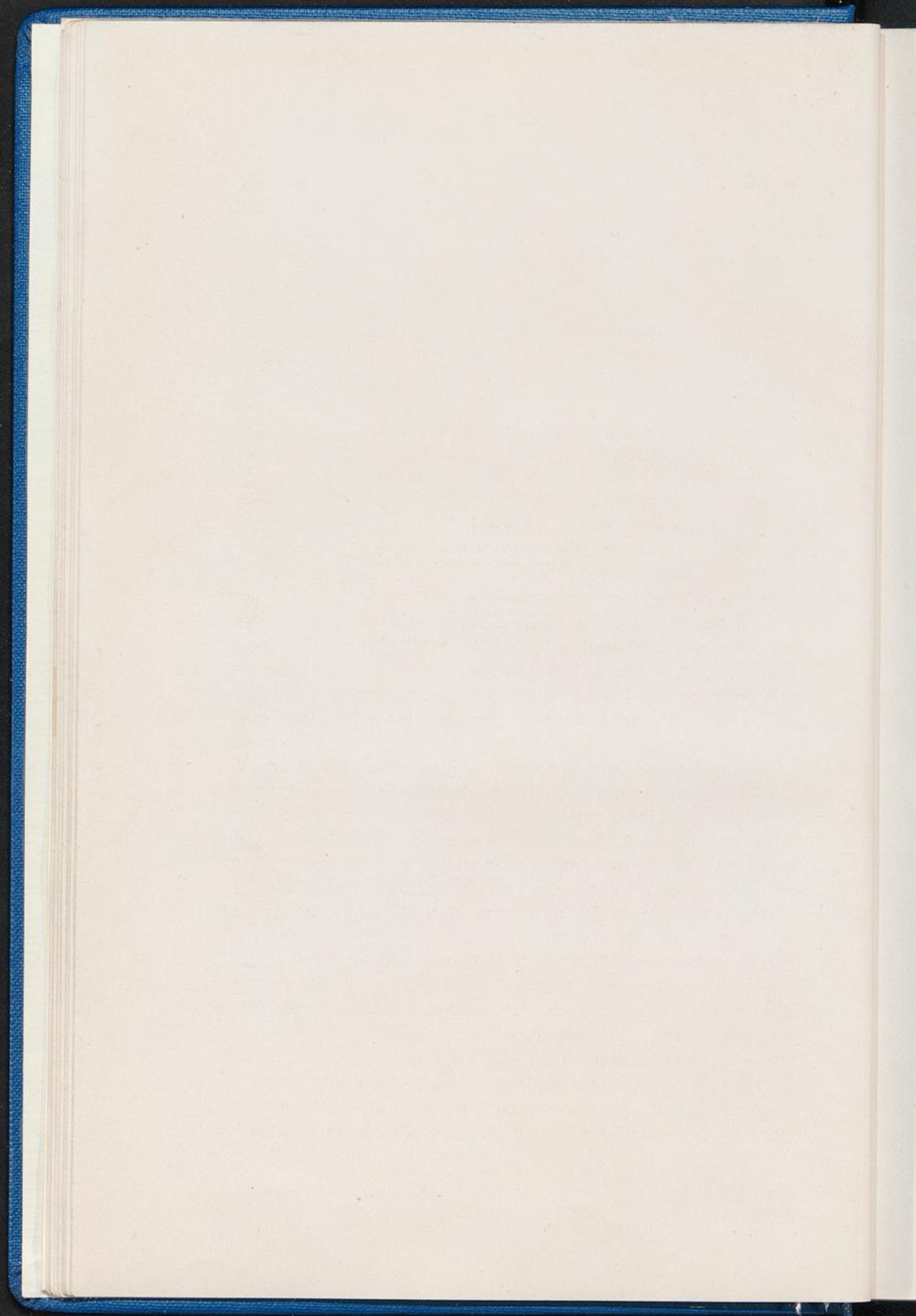
Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Brustbild des Verfassers	2
Gouverneur von Puttkamer (1895)	17
Haussa	23
In der Maschinenwerkstatt in Duala	24
Beamtenhäuser in Duala	25
Markt in Viktoria	35
Der Verfasser und Hauptmann Dominik	40
Am Cross-Fluss (Deutsch-engl. Grenze)	41
Beisetzung der Überreste Gravenreuths am 15. Juni 1895	53
Auf dem Schiessstand in Duala	59
Pferdeappell in Buea	65
Felddienst in Soppo	71
Koch Peter	77
Yaundeweiber	83
Bismarckbrunnen in Buea mit Kramsta und Gärtner Deistel, Trägerkarawane	108
Gouverneurshaus in Buea	109
Verfasser mit Dr. R. Plehn und Ltn. Kramsta	116
Felddienst in Soppo	128
Mussake-Hütte (Kamerunberg)	136
Ltn. Kramsta im Dogcart	156
Meine Villa in Kinshassa (Stanley Pool)	163
Baobab in Kinshassa	165
Eingeborenendorf im Sangha	169
Ubangui-Frauen	175
Ubangui-Kannibalen	178
Likuala-Mündung	181
Tanzende Eingeborene in Kinshassa	185
Banghui	187
Stationshaus am Ngoko, Wohnung des Dr. R. Plehn	188
Die Musik der Schutztruppe in Fernando Po	251
Musikkapelle des Sultans Gerbai Kuka	282
Reitergruppe, im Hintergrund der Berg von Madagali	284
Wattenpanzerreiter des Sultans von Dikoa	294
Ratschalla (Kriegshauptmann von Dikoa)	297
Pagen des Sultans von Dikoa	301
Fussvolk huldigt dem Sultan Sanda	303

Motto.

Nur andauernde Arbeit
darf auf Erfolg rechnen. (Moltke.)

Tages Arbeit
Abends Gäste —
Saure Wochen
Frohe Feste. (Goethe.)



Kapitel 1.

In Togo. — Berufung nach Kamerun. — Abreise, Lagos, Rio del Rey, Viktoria. — Ankunft in Kamerun. — Unerfreuliche Zustände. — Die Kaiserliche Marine, S. M. S. „Sperber“, Korvettenkapitän Walther und seine Offiziere. — Verpflegungsschwierigkeiten. — Eroberung von Buea. — Stetten und Dominik. — Pater Vieter, die Plehn's. — Besuch der „Donau“. — Fieber. — Sylvester.

Es ist der 7. November 1894, ein herrlicher Tropenabend; die frische Seebrise erfreut Mensch und Tier nach der glühenden Hitze des Tages; anmutig schwanken und rascheln die schlanken Kokospalmen am weissen Strande von Aneho (Togo), auf den die unablässig sich erneuernden schaumgekrönten Brecher niederdonnern; fern im Westen über Quitta geht feurig rot die Sonne zu Rüste; auf der Reede schaukelt ein Wörmannsdampfer, der viel seltsame Nachricht aus Kamerun gebracht hat, gemächlich hin und her. Das letzte Brandungsboot ist auf den Strand gezogen; 6 Uhr, die Arbeit ist vorbei, und plaudernd wandern Weisse und Schwarze auf der neuen, eben fertig gewordenen Strandpromenade. Ich sitze auf der kühlen, bequemen Veranda des Zollhauses von Aneho mit den drei Leuten, die mir hauptsächlich seit Jahren in der Verwaltung der Togokolonie treu zur Seite gestanden, in gemütlichem Gespräch. Stabsarzt Wicke spricht über seine letzten Krankheitsfälle, über die schwere Leberentzündung, die ich soeben durchgemacht, noch dazu in seiner Abwesenheit, lediglich behandelt vom Zolldirektor Böder und dem farbigen Lazarettgehilfen Victorino da Silveira, und von der ich wie durch ein Wunder genesen war; Leutnant von Döring, der Kommandeur der Polizeitruppe, erörtert die Chancen eines ins Innere geplanten Zuges; mein vortrefflicher Böder schwärmt für eine neue Zollordnung, die dem Schutzgebiet erhöhte Einnahmen bringen soll. Ich höre still zu, mir ist so recht wohl zu Mut, wie immer in der Rekonvaleszenz nach schwerem Fieber. Es ist mir wie heute, dass ich an jenem Abend darüber nachdachte, eine wie schöne und dankbare Lebensaufgabe es sein müsste, das idyllische Togoland mit seiner willigen und vorgeschrittenen Bevölkerung so

lange zu regieren, bis auch mir einmal, wie so vielen anderen, die Palmen am Strande das letzte Schlummerlied singen würden. Es war ein unvergesslicher Abend. Dr. Wicke ist das Los ja so gefallen, er darf schon lange unter jenen Palmen, die er mit soviel Liebe und Hingebung pflanzte und pflegte, von seines Tropenlebens Mühen ausruhen. Und Böder, den ein wunderliches Schicksal über Kamerun und Ostafrika schliesslich als Regierungsrat und Bezirksamtman in die Südsee verschlug, wurde im vorigen Jahr bei Ponape von aufsässigen Insulanern ermordet. Nur Hauptmann von Döring übt heut noch mit ungeschwächten Kräften sein Amt in Togo aus.

Es wird spät und still um uns her, das fröhliche Treiben der Strasse ist längst verstummt. Da erscheint eiligen Schrittes ein schwarzer Telegraphenbote. Ich öffne: Aus Berlin, vom Staatssekretär die Anfrage, ob ich zur Vertretung des Gouverneurs nach Kamerun gehen wolle. Am andern Morgen drahte ich meine Zustimmung, falls meine dauernde Belassung in Kamerun beabsichtigt sei. Die letzten Nachrichten von dort lauten nicht eben erfreulich, und zu oft schon habe ich in Duala den leitenden Beamten vertreten, um nicht zu wissen, welche ungeheuren Schwierigkeiten gerade dort einer gedeihlichen Entwicklung der Kolonie im Wege stehen. Ich habe gar keine Lust, wieder einmal Last und Mühen einer Vertretung auf mich zu nehmen für einen andern. Die nächsten Tage vergehen unter Erledigung der laufenden Amtsgeschäfte und unter einer gewissen Spannung. Dann ein zweites Telegramm aus Berlin: Meine Belassung in Kamerun ist beabsichtigt, ich soll mich mit Gouverneur von Zimmerer telegraphisch in Verbindung setzen mein Vertreter wird zunächst Bezirksamtman von Oertzen aus Kribi in Kamerun. Ich drahte an Zimmerer und erhalte am 27. die Gegendepesche, nach der er mich Mitte Dezember erwartet. Nun fahr wohl, Idyll von Togo; denn dass ich in Kamerun harte und mühevolle, vielleicht undankbare Arbeit vorfinden würde, weiss ich wohl.

Die nächsten Tage vergehen windschnell mit Abschlussarbeiten, Packen, Abschiedsbesuchen. Am 30. November übergebe ich die Regierungsgeschäfte an Böder und erwarte nun den Dampfer, der mich meinem neuen Ziele zuführen soll. Am 2. Dezember abends spät zeigt die „Aline Wörmann“ ihre Lichter auf der Reede. Am 3. morgens früh grosser Abschied am Strand. Die Weissen, die Häuptlinge mit Volksmengen; einige Worte werden gewechselt, hinein ins fertig gehaltene Brandungsboot, Böder mit mir, die Truppe



Gouverneur von Puttkamer (1895).

präsentiert, die Musik spielt, und ab mit kräftigem Stoss in die himmelhohe Brandung, die sich in durchsichtigen, grünen, von der Morgensonne goldig durchschimmerten Mauern immer wieder vor uns aufbäumt. Damals gab es eben noch keine Landungsbrücke mit Dampfkrahn und Schienen an der Togoküste, wie heute. Nur gut, dass ich nicht abergläubisch bin; die Reise fing wirklich recht schlecht an. Mit vieler Mühe brachten meine sechzehn vorzüglichen Boots Jungen uns schliesslich glücklich durch und, da das Boot in der harten Strömung stark abtrieb, in 1½ Stunden an den Dampfer. Aber wie sahen wir aus; quatschnass bis auf die Haut, schmutzig und zerschunden. Mühsam ging's die aussen Bords hängende Strickleiter an dem hochragenden, stark überholenden Dampfer in die Höhe. Zum Herablassen des Fallreeps lief die See zu hoch. Und dazu waren wir doch damals noch zu eitel, um uns wie Frauen oder Missionare im Korb emporwinden zu lassen. An Deck empfing uns mein alter Freund, Kapitän Jarck von der „Aline“, mit halb besorgter, halb lachender Miene; er hatte selbst etwas Angst gehabt während unserer Überfahrt und war froh, als er uns glücklich an Bord hatte, die See war zu schlecht. Das sollte mir bald noch deutlicher werden. Wohl bekannt mit dem chronischen Mangel an frischem Fleisch und dergleichen auf der Jossplatte in Kamerun, habe ich mich mit 48 Togoschafen und Hafer und Heu für anzukaufende Pferde und Rinder versorgt; vor unseren Augen ersoffen 12 Schafe in der Brandung, und da mehrere Boote kenterten, wurde auch der grösste Teil der Fourage vom Seewasser total durchnässt und damit ziemlich unbrauchbar. Endlich ist Dienerschaft und Gepäck auch glücklich angekommen, wir gehen Anker auf und dampfen an der französischen Küste entlang nach Lagos.

Auf dem Dampfer fand ich den Regierungsbaumeister Drees aus Kamerun vor, der demnächst meine Hauptstütze bei den sehr nötigen Neubauten und Reparaturen auf der Jossplatte sein sollte. Und da war auch die mir wohlbekannte Frau Hesse, bekannter unter ihrem Mädchennamen Schwester Margarete Leue oder die Heldin von Kamerun; sie hatte während des Dahomey-Aufstandes im dicksten Kugelregen die Jossplatte so ruhig überschritten, als wenn sie ihren täglichen Abendspaziergang machte. Schon früh um 4 Uhr des nächsten Tages ankerten wir auf der Reede von Lagos; die Stadt lag fern im Morgennebel, und dass auch hier die Barre, welche man mit kleinen Dampfern passiert, schlecht war,

konnte man vom Schiff aus mit blossen Auge sehen. Trotzdem erschien alsbald auf seinem schneidigen Bardampfer „Oskar“ der deutsche Konsul und Vertreter des Hamburger Hauses Witt & Büsch Herr Eduard Schmidt, der im Juli 1884 als Vertreter von C. Woermann zusammen mit seinem Freunde Kapitän Voss die Übergabe von Kamerun an Generalkonsul Nachtigal vermittelt und sich hierdurch ein grundlegendes Verdienst um unsere Kolonialpolitik erworben hat. Schmidt war der rechte Typus eines westafrikanischen Kaufmanns, unermüdlich im Geschäft, allen Strapazen gewachsen, ungewöhnlich geschickt im Verkehr und besonders auch im Handeln mit den Eingeborenen, immer lustig und guter Dinge.

Auch er konnte sich von der viel verrufenen und viel geliebten Westküste nicht beizeiten trennen — er musste immer wieder hinaus und ist nun schon vor Jahren während eines Heimatsaufenthalts an den Folgen eines schweren Tropenleidens dahingerafft. Ich begab mich mit Schmidt alsbald an Bord des „Oskar“, um mit ihm über die Barre in den ruhigen Binnenhafen von Lagos zu fahren. So eine Fahrt über die Lagosbarre ist bei schlechter See immer eine eigenartige Sache; man weiss nie, ob man hinüber kommt oder drauf sitzen bleibt; in letzterem Fall ist fast regelmässig der Dampfer und alles, was sich auf ihm befindet, verloren, da die mächtigen, unaufhörlich über das auf Grund sitzende Schiff brechenden Wogen in kurzer Zeit alles kurz und klein schlagen. Richtig setzte uns auch gerade auf der schlimmsten Stelle des Fahrwassers eine von hinten auflaufende grobe See mit festem Ruck auf den Sand, der Dampfer zitterte bis in die Mastspitzen, Schmidt und ich sahen uns bedenklich an, als auch schon eine zweite See auflief, die den Dampfer wie einen Gummiball emporschnellte und glücklich über die gefährliche Stelle hinwegtrug. Bald fuhren wir in ruhigem Wasser auf die Hauptstadt der blühenden englischen Kolonie zu und machten an der Landungsbrücke von Witt & Büsch fest. Lagos, mir von vielen Besuchen und besonders von meiner Tätigkeit als Konsul so wohlbekannt, hatte sich seit meiner letzten Anwesenheit kaum verändert; auch dort hatte der Bau der Eisenbahn noch nicht begonnen. Dagegen war die Stadt und besonders die Marina — eine schattige Strandpromenade von mehreren Kilometern Länge — mit Flaggen und Girlanden festlich geschmückt zum Einzuge der morgen erwarteten Lady Carter, der Gattin des derzeitigen Gouverneurs. Ich besuchte bald nach Eintreffen Sir Frederic Carter, der seinen Posten noch nicht lange inne hatte und

mir noch unbekannt war, und frühstückte bei ihm in seinem prachtvollen neuerbauten Gouvernements-Palast. Wir unterhielten uns lange über die verschiedenen Probleme der Westküste und besonders auch natürlich über die Notwendigkeit einer baldigen Grenzregulierung zwischen unsern beiden Nachbarkolonien. Ich fand in Carter einen hochgebildeten und liebenswürdigen Mann, der besonders guter Laune war in Erwartung seiner Frau, die von morgen ab ein Jahr lang Leid und Freud unter der afrikanischen Sonne mit ihm zu teilen gedachte. Ein grausames Schicksal hatte es anders bestimmt. Lady Carter ist am nächsten Morgen programm-mässig in Lagos eingetroffen, eingeholt unter dem Jubel der Bevölkerung und geleitet von sämtlichen Würdenträgern der Kolonie hat sie freudestrahlend an der Hand des Gatten ihr schönes Heim betreten, um es lebend nicht wieder zu verlassen. Sie starb 14 Tage nach ihrer Ankunft an einem plötzlichen Malariafieber, und der tiefgebeugte Mann, dessen hartes Geschick damals allgemeine Teilnahme an der ganzen Küste erregte, ist dann auch bald heimgekehrt und nicht wieder nach Westafrika zurückgekommen. Nachmittags kaufte ich von einem Haussahändler ein paar Pferde, und der Abend versammelte die deutsche Kolonie zu einem fröhlichen Schmause im Konsulat. Am nächsten Vormittag dampfte ich mit Schmidt und meinen Pferden über die Barre zurück an Bord der „Aline“. Mitten auf der Barre begegneten wir so nah, dass wir uns gegenseitig erkennen und zurufen konnten, dem flaggengeschmückten englischen Bardampfer, auf welchem Lady Carter neben dem Kapitän auf der Brücke stand und uns freundlich zuwinkte. Das Wetter war herrlich und die See ruhig.

Sofort nach meiner Ankunft ging es weiter und zwar zunächst nach Rio del Rey, der englisch-deutschen Grenze. Der Dampfer blieb draussen in See, Kapitän Jarck und ich begaben uns mit der Dampfpinasse nach der etwa 2 Stunden weit oberhalb im Fluss gelegenen deutschen Zollstation, die ich mir gleich einmal ansehen wollte. Mitten in Mangrove-Sümpfen, auf allen Seiten von langsam dahinschleichenden, entsetzlich stinkenden Flussarmen umgeben, ist diese Station ungefähr das Trostloseste, was man sich vorstellen kann. Durch Einrammen von Mangrovepfählen und Aufschütten von Sand, der in Kanus von weit herangeschleppt werden muss, ist ein kleines Stück festen Landes künstlich geschaffen, auf dem gerade ein Wohnhaus von 3 Zimmern (Wellblech), ein Schuppen und ein winziges Gärtchen Platz haben. Und doch sind hier ein paar ähnlich

erbaute Faktoreien, die Palmöl, Palmkerne, Elfenbein und Gummi einhandeln und denen es sogar ganz leidlich ergeht. Der Zollbeamte, der vom Gouvernement hier stationiert ist, führt in der Tat kein beneidenswertes Dasein, ich habe es mir immer angelegen sein lassen, soweit angängig, einen öfteren Personenwechsel eintreten zu lassen.

Zu meiner grössten Freude fanden wir hier den Woermann-Dampfer „Lulu Bohlen“ vor, Ladung für Hamburg einnehmend, und an Bord desselben Herrn und Frau von Oertzen, die eigentlich auf dem Wege in die Heimat waren, um einen wohlverdienten Urlaub zu geniessen, nun aber in Aneho landen mussten, wo Oertzen mich zu vertreten hatte. Stundenlang unterhielten wir uns über die Verhältnisse in Togo, die Herrn von Oertzen ja noch fremd waren, und vor Dunkelwerden fuhr ich mit Kapitän Jarck an unsern Dampfer zurück, wobei wir in der kleinen offenen Pinasse bei Auslaufen der Ebbe und starker Seebrise wieder einmal recht nass wurden. Der Morgen des 9. fand uns in der Bucht von Viktoria (Ambas-Bay), die ich unbedenklich für einen der schönsten Punkte der Erde erkläre. Vom Dampfer aus gesehen breitet sich im Halbkreis die hohe felsige Küste aus, bestanden mit den herrlichsten Palmen und dem schönsten tropischen Laubwald, den man sehen kann. Überall erblickt das Auge malerische Buchten, überall umbrandet das blaugrüne Meer Felsenriffe, hinter denen sich meist sichere Landungsplätze für Boote verstecken; weit in die See hinaus sind auf einer Seite die Pirateninseln vorgelagert, eine Reihe von einzelnen, bizarren Felsblöcken, die unvermittelt aus dem Wasser emporwachsen und von denen der grösste sogar von Fischern bewohnt wird. Auf der andern Seite des Beschauers die beiden bewaldeten Felseninseln Mondoleh und Ambas, und im Rücken, ganz fern am Horizont sichtbar, die hoch in den Äther strebenden Linien von Fernando Po, unserer spanischen Nachbarinsel. Anmutig lugen die weissen Häuser von Viktoria aus dem wechselvollen Grün üppiger Gärten hervor; auf einem Hügel oberhalb des Städtchens liegt wie ein Kastell das Kaiserliche Bezirksamt. Und dann türmt sich dahinter, wie direkt aus dem Meere aufsteigend, das gewaltige Massif des grossen Kamerunberges auf. Der langgestreckte Kamm lässt die Höhe von nahezu 4000 m kaum vermuten; Bergrücken schiebt sich hinter Bergrücken, je nach der Beleuchtung; der kleine Kamerunberg erhebt daneben sein trotziges Haupt und ganz allmählich verschwinden und verschwimmen nach

der Bibundi-Seite hin Berge und Wald und Wasser in eins. Das alles von der Veranda des Bezirksamts aus gesehen in dem Lichte eines farbenglühenden Sonnenunterganges, oder silbern verklärt in einer tropischen Vollmondsnacht, hinterlässt einen Eindruck, der wohl jedem unvergesslich bleiben wird, der das einmal erlebt hat.

Der Bezirksamtmann, Herr von Lucke, lag krank im Hospital zu Duala; sein Vertreter, Zolldirektor Scheffler, und Dr. Preuss, der Direktor des neu angelegten Botanischen Gartens, meldeten sich bei mir an Bord und erzählten leider allerhand unangenehme Dinge von den Zuständen auf dem Gebirge. Die Buealeute sind im Aufruhr gegen das Gouvernement, kein Europäer kann unangefochten den Berg betreten, Handel und Wandel liegen infolgedessen darnieder; und das alles nach zehnjähriger deutscher Herrschaft unmittelbar vor den Toren des Gouvernements. Allerdings teilte man mir gleichzeitig mit, dass Gouverneur von Zimmerer nunmehr eine Strafexpedition gegen die Rebellen beschlossen hätte und dass Rittmeister von Stetten mit der eben formierten Schutztruppe zu diesem Zweck demnächst erwartet würde. Nach Verabschiedung der beiden Herren ging die Fahrt über das verrufene Bimbia-Flach an der Dualamündung vorbei nach Malimba, der Mündung des Sannaga, der grössten, wenn auch leider nur auf ganz kurzen Strecken schiffbaren Wasserader der Kolonie. Am 11. nachmittags ankerten wir endlich im Dualahafen vor der Jossplatte. Dominik erzählt hierüber: „Dienstag, den 11. Dezember 1894, kam mit der „Aline“ der neu ernannte Gouverneur von Kamerun, Herr von Puttkamer, aus Togo an, um die Geschäfte vom Gouverneur von Zimmerer zu übernehmen. Unter ihm sollte eine neue Ära der Entwicklung für Kamerun anbrechen, und auch die junge Schutztruppe rüstete bereits zu einem grossen Zuge gegen die Bakwiri, um Gravenreuth zu rächen und das Kamerungebirge endlich zu erobern*).“

Dass tatsächlich eine neue Ära not tat, sollte ich bald schaudernd erfahren. Es sah nicht nur in der ganzen Kolonie, sondern sogar auch auf der Jossplatte selbst geradezu entsetzlich aus. Die Folgen des Dahomeyaufstandes waren immer noch fühlbar; die Gebäude auf der Jossplatte wiesen überall noch die Spuren der vergangenen Kämpfe auf, zerborstene Mauern, Kugellöcher, Schutt, Verwüstung, wohin das Auge blickte. Wohl aus Mangel an Mitteln war zur Reparatur bisher nur das Notwendigste geschehen, von irgend-

*) „Kamerun“ von Hans Dominik (Berlin 1901) S. 100.

welchen Neubauten, die im Interesse der Beamten dringend notwendig waren, ganz zu schweigen. Selbst das Gouvernementsgebäude befand sich in einem bösen Zustande, brauchbare Möbel, ausser den allernotwendigsten Betten, Tischen und Stühlen, waren überhaupt nicht vorhanden. In wirklich guter Verfassung war eigentlich nur ein neugebautes massives Unteroffizierhaus als Wohnhaus für die europäischen Unteroffiziere der eben errichteten kaiserlichen Schutztruppe. Diese selbst bestand unter dem Kommando des Rittmeisters von Stetten aus etwa 250 Farbigen, die sich aus dem Rest der seinerzeit von Hauptmann Morgen und Dominik aus Ägypten eingeführten Sudanesen und aus einer Anzahl von an der Westküste rekrutierten Haussa- und Weyleuten zusammensetzte und noch nicht regelrecht in Kompagnien eingeteilt war.



Hausa.

Der Kommandeur wohnte im Gouvernementsgebäude in meiner ehemaligen Kanzlerwohnung, bestehend aus einem Schlaf- und einem Wohnzimmer, Dominik hatte ein Zimmer in dem sog. Palaverhaus inne, in welchem im übrigen Bureau, Post und Zollbehörde, überhaupt der ganze Betrieb des Gouvernements zusammengepfertcht war. Es herrschte ein derartiger Wohnungsmangel, dass einzelne neu ankommende Beamte fast regelmässig in Faktoreien einquartiert werden mussten, ein Umstand, der weder dem Dienstbetriebe noch der Lebensführung der Betreffenden sonderlich zuträglich war. Eine reine Freude bereitete mir bei der ersten oberflächlichen Besichtigung nur die neuerbaute Maschinenhalle mit Slip und der vor kurzem

endlich eingetroffene, zwar kleine, aber für seine Zwecke sehr brauchbare Regierungsdampfer „Nachtigal“, auf dem ich unter seinem wackeren Kapitän Böhmermann so manche Fahrt in den Gewässern Kameruns machen sollte. Und nun gar die Kolonie selbst. Im Norden an der englischen Grenze war überhaupt noch nichts geschehen; bitter beklagten sich die in Rio del Rey ansässigen Kaufleute über fortwährende Belästigung durch freche und räuberische Eingeborene. Von einem Eindringen ins Hinterland war dort überhaupt noch keine Rede. Immer noch blühte der be-



In der Maschinenwerkstatt in Duala.

rüchtigte Zwischenhandel der Duala, welche seit dem Dahomeyaufstande sich frecher benahmen denn je. Dieser Zwischenhandel besteht darin, dass die Dualahändler eine Art Handelsmonopol im Innern ausüben und so die Faktoreien verhindern, mit den eingeborenen Produzenten direkt zu handeln. Die von Zintgraff erforschte, sehr geschickt angelegte und von ihm mit Handelsstationen besetzte Balistrasse war seit Zintgraffs Niederlage bei den Bafut total verlassen und verödet; selbst Zintgraffs Hauptquartier, die Barombistation, sollte nur noch ein Trümmerhaufen sein. Das Kamerungebirge in hellem Aufruhr und von den Europäern — Baseler Mission und Dr. Preuss — geräumt. Ja noch 1894 hatte Dominik das Abogebiet, welches ja nur wenige Stunden stromauf von Duala liegt und in welchem ich selbst mit Hilfe der Marine

im Auftrage des Gouverneurs von Soden schon im Jahr 1885 gefochten hatte, mit einer kriegerischen Expedition unterwerfen und die Militärstation Malende anlegen müssen — übrigens, soviel ich weiss, die erste Feuertaufe der jungen Schutztruppe. Das Hinterland von Jabassi oberhalb der Wurischnellen noch vollkommen unerforscht. In Edea an den Fällen des Sannaga war unter Leutnant von Brauchitsch, dem nachherigen Regierungsrat und Erbauer von Duala, welcher zur Kolonialverwaltung übergetreten war, eine wunderbar schön gelegene, sehr nützliche und notwendige Station eingerichtet, und noch im Baubegriffen; vorläufig aber beschränkte sich ihre Tätigkeit lediglich auf den Sannagastrom und seine Ufer von Edea bis zum Meere (Malimba); das Hinter-



Beamtenhäuser in Duala.

land war auch hier noch verschlossen durch feindliche Bakokostämme. Hier ganz besonders waren es die Dualahändler, welche sich mit allen Kräften und allen ihnen zu Gebote stehenden Listen gegen den direkten Verkehr der Europäer mit den Produzenten des Landes wehrten, eine Frage, der ich bald meine ganze Aufmerksamkeit widmen sollte. Eine Art von Lichtblick bildete immerhin die Station Jaunde, deren Anlage wir bekanntlich Kund und Tappenbeck verdankten; aber auch hier sass ohne jede Machtmittel und auf das zweifelhafte Wohlwollen der eingeborenen Häuptlinge angewiesen, der Botaniker und Sammler Zenker, ohne dass zwischen der Station und der Küste ein direkter Handelsweg bestanden hätte. Ebenso machtlos wie Jaunde befand sich auf der kleinen, am Wege dorthin gelegenen Station Lolodorf der Gouvernementsgärtner Nette, umringt von den meist recht übelgesinnten Stämmen der Ngumba, Jaunde und Buli. Das Buliland, also das eigentliche Hinterland der Bakokoküste, noch so gut wie unbekannt und höchstens von

kleinen, nicht sehr weit ins Innere vordringenden Handelskarawanen besucht. Und endlich im Süden an der damals französischen Grenze an der Mündung des gleichnamigen Flusses die Grenz- und Zollstation Campo, mit einem europäischen Zollbeamten und einigen farbigen Arbeitern besetzt. Das war in der Tat kein erfreuliches Bild und manche Nacht sassen Herr von Zimmerer und ich auf der Jossplatte zusammen und grübelten bei einer schlechten Petroleumlampe und an der Hand einer noch schlechteren Karte darüber nach, wie dem abzuhelpen sei. Mein Vorgänger hatte gewiss keine Schuld an dieser traurigen Lage; er hatte sicherlich den besten Willen, konnte aber in keiner Richtung vorwärts kommen, weil eben zu irgendwelchem energischen Vorgehen absolut keine Mittel im Etat vorhanden waren. Man hatte offenbar in Berlin gar keine Vorstellung davon, wie, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln eine Weiterentwicklung der Kolonie herbeizuführen sei und es blieb mir demnach vorbehalten, für diese Entwicklung einen Plan zu entwerfen und die erforderlichen Geldmittel anzufordern. Wohl war die Aufgabe schwer, und ich verhehlte mir keineswegs die grossen Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen haben würde. Andererseits aber hat gerade die Grösse der Aufgabe und das zu erreichende ruhmvolle Ziel mich meine Kräfte stets aufs äusserste anspannen lassen, und mir über viel Ärger, Sorgen und Enttäuschungen hinweg geholfen. „Nur andauernde Arbeit darf auf Erfolg rechnen“ — das ist der Wahlspruch gewesen, der mich in den folgenden Jahren stets geleitet und schliesslich auch zum Gelingen geführt hat.

Doch nun einmal erst wieder zurück zur Jossplatte. Bei meinem Eintreffen lag S. M. S. „Sperber“ im Hafen, mit dessen Kommandanten und Offizieren ich alsbald in einen freundschaftlichen Verkehr trat. Korvettenkapitän Walther, sein erster Offizier, Kapitänleutnant Musculus, und das Offizierkorps waren oft und gern gesehene Gäste auf der Jossplatte, ebenso wie auch ich so manches liebe Mal Trost und Zerstreuung nach aufreibender Tagesarbeit an Bord des allezeit gastfreien „Sperber“ fand. Ich möchte hier betonen, dass ich überhaupt während meiner ganzen amtlichen Tätigkeit in Westafrika bei den Kommandanten und Offizieren der dort stationierten Kriegsschiffe stets weitgehendes Entgegenkommen und Verständnis für meine Pläne und Absichten und eine herzliche Kameradschaft gefunden habe. Was das gerade an der Westküste von Afrika wert ist, vermag nur der zu ermessen,

der so lange wie ich sich da draussen herumgeplagt hat. Es steckt eben in unserer Marine eine wundervolle Jugendfrische und eine feste Tradition. Vom ersten Kommandanten an, den ich in Kamerun kennen lernte — es war Herr von Schuckmann von S.M.S. „Habicht“ im Jahre 1885 —, habe ich die ehrliche Empfindung gehabt, dass die Herren die Parole ausgaben: Wir sind hier, um ausser unsern andern Aufgaben mit in erster Linie den Gouverneur nach besten Kräften zu unterstützen und seine Absichten zu fördern. Ich habe das oft dankbar empfunden und kann nicht unterlassen, diesem Dank hier öffentlich Worte zu verleihen. — Trotzdem wir Ende Dezember, also mitten in der Trockenzeit waren, regnete es in diesen ersten Tagen meines Aufenthalts ungewöhnlich oft, und nicht selten zogen schwere Gewitter über den Fluss hin, eine grosse Ausnahme in der Jahreszeit, die den Aufenthalt auf der noch nicht entwässerten Jossplatte ganz besonders unbequem machten. Mit der Verpflegung sah es noch übler aus, als meine schlimmsten Ahnungen mich befürchten liessen. Es war gerade wieder einmal ein Woermannsdampfer ausgeblieben, so dass für Europäer und noch mehr für die faulen, selbst nichts anbauenden Eingeborenen weder Reis noch sonstige Lebensmittel in genügender Menge vorhanden waren, und frisches Fleisch gab es natürlich auch nur, wenn die Duala mal wieder ein Stück Vieh vom Wuri her bekamen und schlachteten. Zu unerschwinglichen Preisen mussten Lebensmittel von passierenden englischen Dampfern erstanden werden, und ich schätzte mich glücklich, als es mir bald nach Eintreffen gelang, von einem aus Loanda kommenden Dampfer eine kleine Viehherde zu kaufen, die ich auf der Jossplatte weiden und zum allgemeinen Besten allmählich schlachten liess. Natürlich war ich bis zur Übergabe der Geschäfte als Gast eine ganz inoffizielle Persönlichkeit und benutzte die Zeit, alte Freunde und Bekannte in Duala und Umgegend aufzusuchen — so vor allem den alten, bewährten und wackeren Vorstand der Basler Mission Bohner —, neue Menschen kennen zu lernen, englische und deutsche Missionen und Faktoreien anzusehen und mich auch von den Zuständen bei den Dualastämmen zu überzeugen. Noch lebte der alte „King Bell“ und regierte mit mehr oder weniger weisem Sinn sein unruhiges Dualavolk, wacker unterstützt von seinem halb in England erzogenen Sohne Manga Bell, und auch der alte Schuft Dika Mpundu alias King Akwa trieb noch immer sein Unwesen. Ich war provisorisch in einem ganz kleinen Zimmer des Gouvernementshauses einquartiert und konnte kaum meine

Sachen auspacken, beschäftigte mich dafür um so mehr im Freien; mit Baumeister Drees zusammen pflanzte ich in einem schnell angelegten Garten mitgebrachte Gemüsesämereien aus, um möglichst bald von den schrecklichen Konserven los zu kommen. Überhaupt dachte ich, was die kulinarischen Genüsse anlangt, recht oft mit Sehnsucht an die Fleischtöpfe von Togo zurück, wo der Begriff Konserven eigentlich überhaupt nie existierte. Erst mit der späteren Übersiedlung des Gouvernements nach Buea und mit Brauchitschs Einzug in Duala sollte das alles besser werden.

Gouverneur von Zimmerer hatte beschlossen, nachdem die Schutztruppe einigermaßen ausgebildet war, vor allen Dingen endlich einmal erst das Kamerungebirge zu erobern, um die schönen und fruchtbaren Berghänge der Kolonie nutzbar zu machen. Selbstverständlich stimmte ich hierin durchaus mit ihm überein, und so entsandten wir am 19. Dezember Dominik mit der Hälfte einer militärischen Expedition auf „Nachtigal“ nach Viktoria, während am 20. Rittmeister von Stetten mit dem Rest nachfolgte. Einer regelrechten Militärtruppe, geführt von zwei so hervorragenden Soldaten, wie die genannten, konnte natürlich der wilde Häuptling Kuba mit seinen Buealeuten keinen Widerstand entgegen setzen, und ich kann hier gleich vorwegnehmen, dass Buea, wo Stetten nach der Erstürmung eine Militärstation anlegte, schon nach 14 Tagen bereit war, europäischer Kultur erschlossen zu werden. Am Tage von Stettens Abfahrt erschien im Hafen unser zweiter Stationär S. M. S. „Hyäne“ unter Kapitänleutnant Bachem, ein willkommener Zuwachs an kriegerischer Macht und gemüthlicher Geselligkeit. Es war dieser 20. Dezember überhaupt ein ereignisreicher Tag. Am Vormittage besuchte uns, aus Kribi kommend, der apostolische Präfekt von Kamerun, Pater Heinrich Vieter, der Vorsteher der katholischen Pallotinermission, ein ungewöhnlich lebenswürdiger, weltgewandter Mann von umfassender Bildung, der mir stets ein werter Freund und lieber Tischgenosse war; ein westfälischer Bauernsohn, in Rom erzogen, war er sieben Jahre für seine Mission in Brasilien tätig gewesen, ehe er seine dornenvolle Laufbahn in Kamerun antrat; ich muss ihm das Zeugnis ausstellen, dass er mich stets in loyalster Weise unterstützte und auch in schwierigen Lagen nie den Humor verlor oder aus dem Gleichgewicht kam. Mit ihm zusammen besuchte ich zu Mittag unsern bewährten Regierungsarzt Dr. Albert Plehn und seine anmutige und talentvolle Gattin, welche es in geradezu bezaubernder Weise verstanden hat, während ihres ganzen

langjährigen Tropenaufenthalts nicht nur ihrem Mann, sondern auch uns anderen das Leben leicht zu machen. Bei Plehns auf der Veranda mit einem prachtvollen Ausblick auf das Kamerunbecken und Fernando Po habe ich in Gesellschaft des Präfekten das erste vernünftige Mahl in Kamerun zu mir genommen. Denn Frau Dr. Plehn assistierte nicht nur ihrem vielgeprüften Gatten in seinem Beruf, sie übte nicht nur zu ihrer und unserer aller Freude ihr ungewöhnliches Zeichen- und Maltalent aus, sie war nicht nur eine flotte und kuragierte Reiterin, nein, sie verstand es auch, mit Hilfe ihres schwarzen Kochs aus den unglaublichsten Sachen fast europäische Gerichte herzustellen, die uns natürlich an ihrer gastlichen Tafel einen doppelten Genuss bereiteten. Die Stunden, die ich auf der Veranda des Doktorhauses auf der Jossplatte verbringen durfte, gehören sicherlich zu den genussreichsten Momenten meines afrikanischen Daseins.

Eine ganz besondere Überraschung aber brachte der Abend. Wer beschreibt unser Erstaunen, als gegen 5 Uhr nachmittags eine flotte Dampfbarkasse den Fluss heraufkam mit der österreichisch-ungarischen Kriegsflagge am Heck, und wenige Minuten nach ihrem Eintreffen in voller Galauniform ein Offizier der Kaiserlich und Königlich Österreichisch-ungarischen Kriegsmarine erschien, der uns den Besuch des Schulschiffs „Donau“ anmeldete. Nun war guter Rat teuer, wie wir mit unsern primitiven Mitteln den unerwarteten Gästen eine auch nur halbwegs anständige Aufnahme bieten sollten. Da die „Donau“ wegen ihres zu grossen Tiefganges nicht bis in den Innenhafen hineingelangen konnte, ankerte sie draussen im Becken, und nur bei ganz klarem Wetter konnten wir in der Ferne die schlanke Linie des weissen Schiffes mit seinen drei voll getakelten Masten erkennen. Zimmerer und ich verabredeten in Gemeinschaft mit den beiden deutschen Kriegsschiffkommandanten eine Art Programm, welches nach besten Kräften durchgeführt wurde. Schon am nächsten Morgen früh bedeckte sich die Jossplatte mit ganzen Schwärmen von weissgekleideten Österreichern; Offiziere, Kadetten und Mannschaften nutzten den Landurlaub aus und durchzogen wohlgemut und unter fröhlichen Gesängen, bewaffnet mit Schmetterlingsnetzen, Botanisiertrommeln u. dgl. die Dualadörfer. Um unser Glück voll zu machen, lief am selben Tage auch noch eine englische Dampfjacht aus Calabar ein, mit mehreren englischen Kolonialoffizieren, welche Botschaft von unserem englischen Nachbar aus Lagos brachten und sich nebenbei auch ein-

mal Duala ansehen wollten. Man konnte wirklich sagen „Heitere Feste, frohe Gäste“, und zwar reichlich viel und überaus frohe Gäste; es war ein Gewimmel und ein Gelärm, wie es die Jossplatte sicher noch nicht erlebt hatte. Nach Verabredung und wegen der Entfernung wurden die üblichen formellen Besuche jeweilig gleich mit einer Tischeinladung verbunden, wobei freilich die Österreicher mit ihrer ganz vorzüglichen Küche in jeder Hinsicht den Vogel abschossen. Am 22. fuhren Zimmerer und ich und die beiden deutschen Kommandanten hinaus auf die Reede, wo uns der österreichische Kommandant Linienschiffskapitän Rottauscher von Malata an Bord seines stattlichen Schiffes empfing. Die Mannschaft stand in Parade, die Musik spielte die deutsche Nationalhymne, und nach dem feierlichen Empfang fand eine Besichtigung des ganzen Schiffes statt. Danach versammelte uns Herr von Malata auf der hochgebauten, mit doppeltem Sonnensegel überspannten Kampagne mit seinen Offizieren zusammen zu einem festlichen Frühstück, bei dem auch die üblichen Toaste nicht fehlten. Es war ein ganz seltener Genuss, dieses echt österreichische Frühstück mit den munteren österreichischen Kameraden bei blauem Himmel, leuchtender Sonne und frischer Seebrise oben an Deck des grossen, wundervoll instand gehaltenen, befreundeten Kriegsschiffs. Lange nach Schluss der Tafel sassen wir noch bei edlen österreichischen Weinen in angeregten Gesprächen. Dazu spielte die Musik; und wie spielte sie? Das war nicht unsere biedere Kriegsschiffmusik, wie wir sie von den freiwilligen Kapellen von „Sperber“ und „Hyäne“ mit ihren Blechinstrumenten gewöhnt waren; die Österreicher hatten ein freilich auch unter einem hervorragenden Musikmeister aus Mannschaften zusammengestelltes Streichorchester an Bord, welches uns mit wahrer musikalischer Passion echte Wiener Lieder und Walzer vorgeigten, so schön, wie man es nur in der alten Kaiserstadt an der Donau selbst hören kann; diese tadellose Streichmusik unter so wunderbaren Umständen war für uns alle ein Hochgenuss. Sehr interessant war mir besonders die Bekanntschaft des österreichischen Navigationsoffiziers Schiffsleutnant von Höhnell, der den bekannten Jäger Grafen Teleki auf seiner grossen Jagdexpedition in Ostafrika begleitet und darüber ein sehr hübsches Werk geschrieben hat. Abends begaben wir uns alle mit „Nachtigal“ nach Duala zurück, wo die deutschen Marineoffiziere den österreichischen Kameraden und uns ein Bierfest an Bord des „Sperber“ veranstaltet hatten; auch mit Musik, aber sie war auch

danach. Am nächsten Tage Besuch der Österreicher in grosser Gala auf der Jossplatte und Galadiner bei Herrn von Zimmerer; wir taten, was in unseren schwachen Kräften stand, um unseren Gästen die Sache schmackhaft zu machen, und es glückte auch, dank des vortrefflichen Weinkellers des Gouverneurs und dank der österreichischen Musikkapelle, die Höhnell und ich heimtückisch und ohne dass die andern es ahnten, auf die Jossplatte geschmuggelt hatten. Es wurde so spät, dass Herr von Malata mit seinen Herren die Nacht über bei uns blieben, das reine Nachtlager von Granada bei unseren beschränkten Wohnverhältnissen. Aber die Kriegsschiffe halfen aus und bei gutem Willen und dem nötigen Humor ging schliesslich auch das. Am andern Morgen begleitete ich die Österreicher an Bord der „Nachtigal“ hinaus auf die Reede und verabschiedete mich dort, noch abwartend, bis das stolze Schiff ankerauf ging und langsam und majestätisch ins offene Meer hinaus dampfte.

Die Anstrengung dieser Tage war für mich doch etwas viel gewesen, und ich musste mich zwei Tage lang an einem ziemlich heftigen Fieber legen. Glücklicherweise dauerte es nicht lange, bis ich wieder auf dem Posten war. Nicht wenig trug zu meinem Wohlbefinden eine abermalige telegraphische Nachricht aus Berlin bei, nach welcher ich bestimmt in Kamerun bleiben sollte; die Kaiserliche Bestallung als Gouverneur traf dann auch im Laufe des Januar in Kamerun ein. Durch „Nachtigal“ hielt ich von nun an regelmässige Verbindung mit Viktoria aufrecht, um immer zuverlässige Nachrichten über die Ereignisse in Buea zu erhalten, wo im übrigen alles glatt vonstatten ging. Sehr beschäftigte mich dauernd das Studium der mir fremd gewordenen Akten und die Besprechung von allerhand Bauprojekten mit Baumeister Drees; es herrschte eine geradezu entsetzliche Wohnungsnot auf der Jossplatte, die leider noch jahrelang andauern sollte, da bei der von jetzt an gesteigerten Tätigkeit des Gouvernements fortwährend neue Beamte und Offiziere angefordert werden mussten und auch eintrafen, ohne dass mit entsprechender Schnelligkeit für geeignete Wohnungen gesorgt werden konnte; sehr hinderlich in dieser Beziehung war natürlich auch der überaus knappe Etat, dessen allmähliche Erhöhung ich erst mit vieler Mühe und nach unzähligen Berichten bei der damaligen Kolonialabteilung durchsetzen konnte. S. M. S. „Sperber“ dampfte während der nächsten Zeit ebenfalls nach Viktoria, um auch von See aus auf etwa noch widerspenstige Eingeborene den nötigen

Eindruck zu machen. Den Sylvesterabend verlebte ich allein mit Zimmerer im Gouvernementsgebäude; wir sassen fast die ganze Nacht auf und sprachen über die Zukunft der Kolonie, wobei ich mir aus Zimmerers Erzählungen über das von ihm Erlebte manche gute Lehre entnahm, während ich im allgemeinen seinen Pessimismus nicht teilen konnte. Wie hätte ich auch trübe in die Zukunft blicken sollen, wo mir doch eine grossartige Aufgabe gestellt war, die ich mit Energie und Ausdauer im Laufe der nächsten Jahre zu lösen hoffte. So plauderten wir uns hinein in das neue Jahr, während draussen ein einförmiger Tropenregen hernieder rauschte, was aber die weisse und schwarze Bevölkerung nicht abhielt, um 12 Uhr nachts, bei Anbruch des Neujahrs, mit Musik, Geschrei, Getobe und Glockenläuten den auch bei uns daheim üblichen Lärm zu vollführen.

Kapitel II.

Neujahr und Übernahme der Gouvernementsgeschäfte. — Tageseinteilung, Arbeit und Geselligkeit. — Mit „Hyäne“ nach Calabar. — Viktoria. — Eine verunglückte Jagdexpedition der Familie Plehn. — Kriegsschiffshafen. — Roger Casement. — Kaisers Geburtstag. — Leutnant Dominik. — Bestand der Schutztruppe. — Stetten und Dominik auf Bakokofeldzug. — Fieber, Erholungsreise nach St. Thomé. — Sa. Anna de Chavez und die portugiesische Insel. — Plantagenpläne mit Spengler. — Arbeiterfrage. — Wieder in Kamerun. — Dr. Seitz und Leutnant v. Besser. — Sir Claude Mc. Donald. — Deutsch-englische Grenzexpedition. — Saujagd auf Suellaba. — Schulen. — Musik. — Talente der Duala, Schiffsführer Ngea. — Beisetzung der Überreste Gravenreuths. — Reisen nach St. Thomé, Campo, Kribi, Wuri, Kwakwa, Sannaga, Edea, Malimba. — Edea-Fälle. — Missionen. — Viktoria, Miss Mary Kingsley. — Fernando Po, Don Juan d'Ibarra. — Heimreise auf „Salier“. — Aufenthalt in Las Palmas. — Gibraltar.

Am Neujahrstage 1895 erschien S. M. S. „Sperber“ aus Viktoria mit guten Nachrichten, und auch in Kamerun wurden, wie überall in der Welt, Neujahrsbesuche und Gratulationen ausgetauscht. Ich übernahm an diesem Tage offiziell von Herrn von Zimmerer die Geschäfte des Gouvernements und damit auch bis zu seiner Abreise unsern gemeinschaftlichen Haushalt. Abends vereinte uns das gastfreie Plehnsche Ehepaar zu einem kleinen Diner. Am 5. Januar begleitete ich Zimmerer an Bord des englischen Dampfer „Calabar“ mit dem er die Heimreise antrat.

Es begann nun für mich eine dauernd angestrenzte, arbeitsvolle Tätigkeit, die nur unterbrochen wurde durch kleinere Reisen an der Küste und auf den Flüssen zur Inspizierung der verschiedenen mit Beamten besetzten Stationen, leider von Zeit zu Zeit behindert durch Fieberanfälle, die ich darauf zurückführen muss, dass ich nach einem bereits über ein Jahr dauernden Aufenthalt in Togó ohne jede Zwischenerholung meinen Posten in Kamerun angetreten hatte, und dass infolgedessen die Widerstandskraft des Körpers doch schon erheblich nachgelassen hatte. Abgesehen von

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

besonderen Ereignissen und Zufällen spielte sich mein Leben mit grosser Regelmässigkeit ab. Morgens um $\frac{1}{2}6$ beim ersten Tagesgrauen wird aufgestanden und eine Tasse Tee getrunken; dann aufs Pferd zu einem Spazierritt in der Umgegend allein oder in Gesellschaft; Rückkehr um 8, ein kaltes Bad und ein Frühstück; dann Arbeit am Schreibtisch, Empfang von Besuchern und Bittstellern bis 1 Uhr; um $\frac{1}{2}2$ ein leichtes Mahl (Lunch) meist in Gesellschaft eines oder des andern der Beamten oder Offiziere. Von der sonst in den Tropen üblichen Siesta habe ich mich stets zu emanzipieren gewusst, da hierzu einfach die Zeit mangelte. Nach dem Lunch wurde die Arbeit fortgesetzt. Wenn irgend möglich, habe ich nachmittags um 5 mit der Schreiberei aufgehört und auch die Bureaus um diese Zeit schliessen lassen, damit wenigstens die Stunde vor Sonnenuntergang — der Tag dauert in unsern Breitengraden das ganze Jahr hindurch von 6 bis 6 Uhr — frei blieb für den unumgänglich notwendigen Spaziergang, den ich dann später oft und gern durch eine Tennispartie ersetzte. Des Abends trat dann meist die Geselligkeit in ihr Recht; nicht nur mit Offizieren, Beamten und Kriegsschiffen habe ich gern gesellig verkehrt, sondern auch stets angenehme und teilweise freundschaftliche Beziehungen zu den Hauptagenten der in Kamerun vertretenen deutschen und englischen Handelshäuser gepflegt. Oft natürlich kam es vor, dass lange Berichte zu schmieden waren, um der Zentralbehörde in Berlin die Bedürfnisse der Kolonie zu schildern und die nötigen Anforderungen zu stellen und zu begründen. Da habe ich manche Nacht, wenn alles still und ruhig ums Haus, beim Schein der Lampe in meinem Arbeitszimmer gesessen und Tinte verschrieben, bis die Augen schmerzten und die Finger lahm wurden, während draussen der eintönige Schritt des Postens auf den Steinfliesen hallte, die Käuzchen in den alten Mangobäumen schrieten und Moskitos aller Arten mir unerwünschte Gesellschaft leisteten. Ich musste das damals alles allein und eigenhändig machen, denn der Gouverneur hatte zu jener Zeit noch nicht mal einen Adjutanten, auch gab es weder Stenographen noch Schreibmaschinen; das alles habe ich erst im Laufe der Jahre mir mühsam erkämpfen müssen. Am 8. d. M. trafen mit „Marie Woermann“ für die Schutztruppe Leutnant Freiherr von Stein zu Lausnitz und für den Stationsdienst der Landwirt Konrad ein. Ersteren schickte ich zu Stetten aufs Gebirge, letzteren nach Lolodorf zur Ablösung des Gärtners Nette. Am 9. feierte ich mit der Marine zusammen ein

Abschiedsfest für den die übliche Erholungsreise nach Kapstadt antretenden „Sperber“.

Es war wünschenswert geworden, behufs Besprechung verschiedener Grenzangelegenheiten einmal persönlich mich nach Old Calabar zu begeben, wo der englische Generalkonsul, Sir Claude Mc. Donald, der spätere englische Gesandte in Peking, residierte. Hiermit wollte ich eine Inspizierung des Bezirksamts Viktoria und des Zollpostens Rio del Rey verbinden. Ich schiffte



Markt in Viktoria.

mich also am 12. auf „Hyäne“ ein. Zunächst dampften wir in strömendem Regen nach der genannten Zollstation, die ich besichtigte und von der aus ich in einem kleinen Boot eine Tour durch die verschiedenen Grenzflüsschen machte. In Old Calabar traf ich leider an Stelle des abwesenden Mc. Donald nur dessen Vertreter Mr. Griffith an, der nicht recht Bescheid wusste, mir aber Mc. Donalds baldigen Besuch in Duala in Aussicht stellte. Dann ging es bei besserem Wetter zurück nach Viktoria, wo ich mich bei dem stellvertretenden Bezirksamtmann, Zolldirektor Scheffler, einquartierte, während die „Hyäne“ Schiessübungen und Landungsmanöver veranstaltete. Auch in Viktoria waren die Gebäude in

arg vernachlässigtem Zustande; trotzdem wohnte es sich hübsch und gemütlich auf der luftigen Höhe des Bezirksamtsberges.

Eine merkwürdige Geschichte darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Als ich am 15. nachmittags ahnungslos mit Scheffler auf der Veranda sass, traf programmässig „Nachtigal“ im Hafen ein, um Dominik und Soldaten abzuholen, und bald erschien oben bei mir Dr. Plehn in einem Aufzuge, als wenn er direkt 14 Tage im Busch marschiert wäre. Es hatte sich in meiner Abwesenheit ein tragikomisches Ereignis abgespielt, welches um ein Haar einen üblen Ausgang genommen hätte. Dr. Plehn ist leidenschaftlicher Jäger und seine Gattin ebenso passionierte Naturfreundin und Malerin. Sie hatten sich mit Leutnant von Stein zusammengetan, um am vorigen Sonnabend einen Ausflug nach der Halbinsel Suellaba zu machen, von dem sie Montag früh zurückzukehren gedachten. Mit etwas Mundvorrat und Getränk ausgerüstet, waren sie am Sonnabend in einem kleinen Boot des Gouvernements und mit sechs Krujungen als Ruderer trotz allerlei Warnungen erfahrener Lokalkenner mutig flussab gefahren auf Suellaba zu. Es sind das immerhin 20 Seemeilen und sie hatten gegen bald aufkommende Seebrise harte, stundenlange Arbeit zu bewältigen, ehe sie glücklich am Strande von Suellaba landen konnten. Es war schon spät am Nachmittag und so beeilten sie sich, mit Hilfe der Jungen das mitgebrachte kleine Zelt aufzuschlagen, um sich für das Biwak vorzubereiten, ehe die Dunkelheit anbrach. Während sie hierbei eifrig beschäftigt waren, bemerkten sie plötzlich zu ihrem Entsetzen, dass ihr Boot, unvorsichtigerweise nur auf Strand gezogen und nicht mit Leinen befestigt, von der auflaufenden Flut flott gemacht war und nun schon ganz lustig und für sich allein durch die Brecher in die offene See hinaus trieb. Da sassen nun die Unglücklichen tatsächlich abgeschnitten von jeder menschlichen Hilfe, fast ohne Nahrung — sie hatten von dem mitgebrachten Vorrat schon unterwegs einen erheblichen Teil an ihre erschöpften Bootsruderer weggegeben — ohne Aussicht auf Erlösung und ohne Möglichkeit, irgendwohin Nachricht gelangen zu lassen, lediglich angewiesen auf die vage Hoffnung, dass ein vorüberfahrendes Schiff, da nicht allzu häufig, sie bemerken und aufnehmen würde. Also schiffbrüchig im wahrsten Sinne des Wortes und trotz der Nähe von Duala so verlassen, wie man es nur auf einer einsamen Insel im Weltmeer sein kann. Gott mag wissen, wie sie sich eingerichtet haben mit ihren knurrenden Mägen und ihren sechs hungernden Krujungen. Die

letzteren haben am Strande Krabben gefangen und roh verzehrt; auch war wohl noch etwas Schiffszwieback zum sparsamen Verteilen da; kurz, am Sonntag ist es noch allenfalls gegangen. Der Montag aber muss schauderhaft gewesen sein; da hatten sie alle in der Tat nichts mehr zu essen, und zu trinken auch nur das Regenwasser, welches sie nachts mit dem Zeltdach auffingen. Zum Glück gelang es Herrn von Stein am Montag morgen einen Seeadler zu erlegen. Seeadler ist nun zwar nach keinem Kochbuch ein gangbares Gericht und sie konnten ihn mangels Butter oder Fett auch nicht mal braten; gegessen haben sie ihn aber doch. An der Spitze der Halbinsel haben sie, um sich womöglich bemerkbar zu machen, eine lange Stange aufgepflanzt und an derselben in Ermangelung einer Flagge das weisse Kleid der Frau Plehn aufgehängt. Das flatterte nun lustig im Winde, und das sah denn auch zum Glück der Hafenmeister Klein, der am 15. morgens mit „Nachtigal“ von Duala aus kommend gerade vorüberfuhr. Nichts gutes ahnend, stoppte der brave Klein sein Schiff und begab sich, bewaffnet mit Rotwein, Kognak und belegten Brötchen an Land, um die verhungerte Gesellschaft erst zu erquicken und dann an Bord zu nehmen. Frau Plehn sprach noch lange nachher nicht gern von der Affäre, die beiden Herrn aber behaupteten, sie hätten in ihrem ganzen Leben noch nicht so etwas Gutes gegessen und getrunken, wie das Kleinsche Frühstück. Hafenmeister Klein hatte seinen Titel als Rettungengel damit weg und machte sich als solcher ausgezeichnet mit seiner breiten, sechs Fuss hohen Seemannsfigur und seinem blonden Vollbart. Zu allem Unglück aber durfte er seine Schiffbrüchigen nicht einmal gleich in ihr Heim nach Duala bringen, sondern hatte strikte Order nach Viktoria, um Dominik und die Soldaten abzuholen. So mussten die Unglücklichen in ihrem mehr wie aufgelösten Zustande auch noch eine unfreiwillige Extrafahrt über See mitmachen, und als ich Dr. Plehn fragte, warum er denn seine Frau nicht mit aufs Bezirksamt gebracht hätte, erwiderte er ganz verlegen: „Herr Gouverneur, es geht wirklich nicht, sie sitzt an Deck und hat nichts weiter an als meinen Regenmantel“.

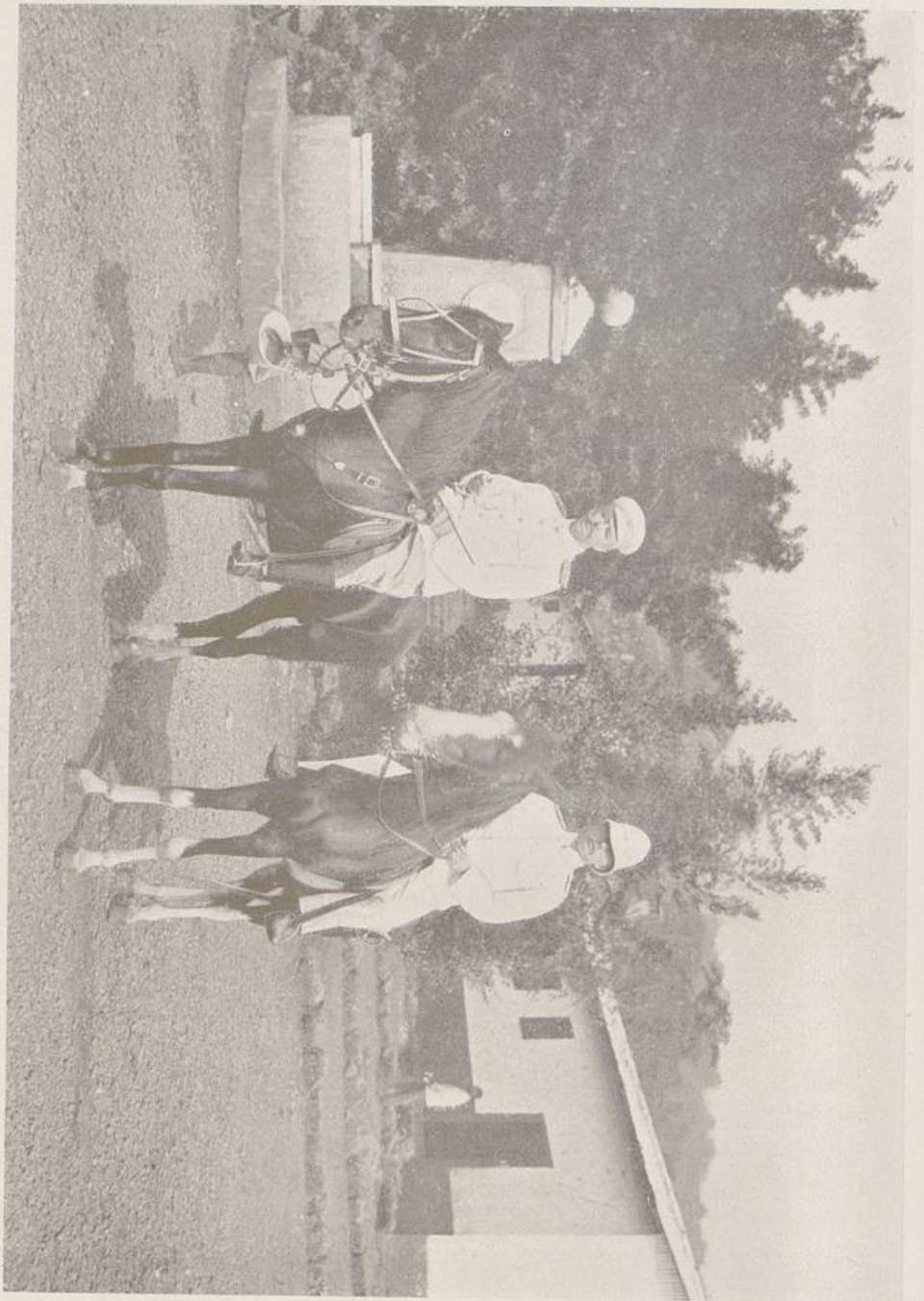
Für Viktoria habe ich immer eine besondere Vorliebe gehabt. Nach der öden Sumpflandschaft und den flachen Mangroveufeln von Duala ist der Aufenthalt am Fuss des gewaltigen Gebirges in der frischen Seebrise eine wahre Erquickung. Und des Nachts weht fast regelmässig vom Berge ein kühler Wind herunter, der die Temperatur sofort erträglich macht und die von der Hitze erschlafften

Nerven beruhigt. Die wundervollen Spaziergänge im Botanischen Garten und in dem angrenzenden Bergwalde, das erquickende tägliche Bad im rauschenden Limbfluss und die betriebsame, den Verhältnissen entsprechend leidlich gebildete Einwohnerschaft des freundlichen Städtchens erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthalts. Die Viktorianer sind bekanntlich aus Fernando Po herüber gewanderte englische Baptisten, die ursprünglich aus Sierra Leone stammen und sich vor den Verfolgungen der Jesuitenpaters von der spanischen Insel aufs Festland retteten und hier vor etwa 50 Jahren die heutige Niederlassung Viktoria gründeten. Sie haben ihre eigene Schule, die ich stets, besonders nach Einführung des deutschen Unterrichts, bestens unterstützte, können fast alle lesen und schreiben, bilden brauchbare Handwerker aus und haben auch von jeher Kakaobau betrieben. Mangels an Pferden musste hier alles zu Fuss erledigt werden, ein unter Umständen recht unbequemes Vergnügen, da ebenes Terrain fast gar nicht vorhanden ist, und es fortwährend bergauf bergab geht. Die Besichtigung der Neubauten, der neu angelegten Wege, der Hafenarbeiten, der Strassen nach Bota an der Küste entlang, nach Buea und nach Bimbia, das Studium der Akten, Verhandlungen mit dem schwarzen Ortsvorsteher Wilson u. a. nahmen mehrere Tage in Anspruch. Endlich erschien eines Tages Dominik mit einer Abteilung Soldaten, die ich gleich nach Duala befördern liess, und am 19. Rittmeister von Stetten persönlich, um mir über die Vorgänge in Buea Bericht zu erstatten. Es war oben alles in Ordnung; die Buealeute waren bestraft und unterworfen, der Häuptling Kuba, die Seele des Aufstandes, auf der Flucht gestorben, die übrigen Gebirgsstämme friedlich. Schon damals erwog ich mit Stetten den Plan, das gesamte Zentralgouvernement, sowie das Kommando der Schutztruppe, nach Buea und Soppo zu verlegen, um endlich unsern Leuten eine menschliche Existenz zu schaffen, sie aus den Fiebersümpfen von Duala herauszuholen und ihnen ein regelrechtes Arbeiten zu ermöglichen. Am 22. marschierte ich mit Scheffler zu Fuss nach Kriegsschiffhafen, gleichzeitig mit dem Landungskorps von S. M. S. „Hyäne“. Der schmale, gut angelegte Fussweg führt erst am Hafen entlang, dann durch hohen Bergwald an der Affenhalbinsel vorbei über verschiedene, sauber überbrückte Gebirgsbäche in etwa 1½ Stunden zu dem sehr malerisch in der Kriegsschiffbucht gelegenem Wohnhause des Leiters der ältesten Plantage Kameruns (Kamerun Land- und Plantagensgesellschaft Hamburg).

Auch hier sind wieder einmal die tüchtigen hanseatischen Kaufleute mit gutem Beispiel vorangegangen. Direktor Friederici zeigte mir, was zu zeigen war, mit besonderem Stolz die von ihm selbst gepflanzten jungen Kakaobestände und seine neuen Trockenanlagen, die allerdings noch recht primitiv waren. Er bewirtete uns freundlich, worauf ich mich gegen Abend an Bord der inzwischen in den Hafen eingelaufenen „Hyäne“ und mit dieser am nächsten Morgen nach Duala zurückbegab.

Am 26. erschien in Duala die englische Gouvernementsjacht „Evangeline“ mit Briefen von Generalkonsul Sir Claude Mc. Donald; an Bord befand sich der damalige englische Vizekonsul Roger Casement, der, vom Kongo kommend, auf der Heimreise sich auch Kamerun gern einmal ansehen wollte. Casement, ein hochgewachsener, schlanker, dunkelhaariger Irländer mit blauen Augen und mit vollendeten gesellschaftlichen Formen, hätte gar nicht einmal der warmen Empfehlung Mc. Donalds bedurft, um von mir gern aufgenommen zu werden. Er erwies sich als ein vielseitig gebildeter, belesener und intelligenter Mann, mit dem sich gut und lange plaudern liess. Er erzählte sehr interessant von seinen Fahrten und Erlebnissen im Kongo und weckte in mir mehr und mehr das Verlangen, mir selbst einmal so bald als möglich die Zustände in diesem merkwürdigen, so viel verschrieenen Staatsgebilde anzusehen, wie es ja an sich meine Pflicht als Generalkonsul für die afrikanische Westküste war. Casement machte die Kaisers Geburtstagsfeier in Duala mit, und tags darauf gab ich ihm Gelegenheit, zusammen mit mehreren meiner Beamten nach Viktoria zu fahren, wo er dann, nur von seinem Diener begleitet, als einer der ersten den Gipfel des Götterberges (Kamerunberg, Fako oder Mongo ma Loba) bestieg.

Am 27. Januar strahlte am blauen Himmel die unverhüllte Sonne auf die Jossplatte und den Fluss hernieder; es wurde sehr bald nach 8 Uhr sengend heiss, tropisches Kaiserwetter. 10 Uhr vormittags fand eine Parade der Schutztruppe unter Dominik auf dem Platz vor dem Gouvernement statt; während des Vorbeimarsches feuerte die Artillerieabteilung der Truppe aus den kleinen, soeben eingetroffenen Berggeschützen den Kaisersalut. Um 12 Uhr mittags begab ich mich auf Einladung des Kommandanten mit Offizieren und Oberbeamten an Bord der „Hyäne“, wo sich auch die Honoratioren der Kolonie eingefunden hatten; Kapitänleutnant Bachem hielt eine kurze, kernige Ansprache, das dreifache Hurra



Der Verfasser (links) und Hauptmann Dominik (rechts).

auf den obersten Kriegsherrn erschallte und gleichzeitig donnerten
21 Schuss Kaisersalut über das blanke Wasser des Hafens hin.

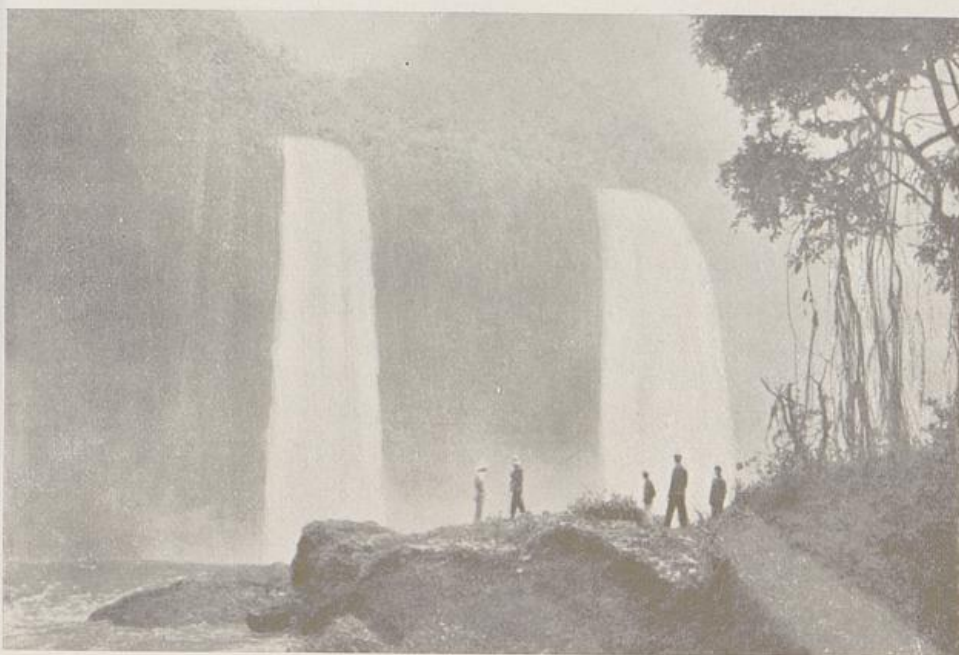


Der Verfasser (links) und Hauptmann Dominik (rechts).

auf den obersten Kriegsherrn erschalle und gleichzeitig domerten
21 Schuss Kaisersalut über das blanke Wasser des Hafens hin.

Nach einem Gabelfrühstück an Bord zerstreute sich alles, um sich abends 7 Uhr zum offiziellen Kaisers Geburtstagsdiner bei mir im Gouvernement wieder einzufinden.

Hiernach trat das übliche Leben auf der Jossplatte wieder in seine Rechte. Mein ständiger Gast war Leutnant Dominik, den ich gerade in diesen Tagen als Menschen, Kameraden, Gesellschafter und passionierten Afrikaner ganz besonders kennen und



Am Gross-Fluss (Deutsch-engl. Grenze).

schätzen lernte. Man sah es ihm wirklich nicht an, diesem jungen blonden, schwächlichen, fast bartlosen Offizier, welch eine Fülle von Willenskraft, Einsicht und unbeugsamer Energie in ihm steckt. Er hatte ja gerade eben seine Feuertaufe unter erschwerenden Umständen hinter sich, denn er war — Abo und Buea rechnete er garnicht — im vorigen Jahre im September-Oktober auf seinem Rückmarsch von Jaunde zur Küste von den feindlichen Bakokostämmen aufs fürchterlichste bedrängt und dabei schwer verwundet worden. Seine Schilderung im vierten Kapitel seines Werkes „Kamerun“ ist gewiss nicht übertrieben und legt beredtes Zeugnis dafür ab, mit welchem Heldenmut Dominik und der Büchsenmacher Zimmer-

mann, trotzdem sie sich eigentlich schon als verloren betrachten mussten, Tag und Nacht gekämpft und trotz Fieber, Sumpf und Regen ihre kleine Schar doch schliesslich glücklich zur Küste gebracht haben. Dominik war ein ganz einzig gearteter Mensch, wie er mir überhaupt im Leben noch nie wieder vorgekommen ist. Er vereinte mit einem ungemein scharfen Verstande ein liebevolles Eingehen auf die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen, die ihn, wo er auch immer auftrat, bald fürchten und lieben lernten. Er war kein Mann des „Oderint dum metuant“, sondern er hatte das Negern gegenüber einzig richtige Prinzip: Sie müssen wissen, dass ich ihr Herr bin und der Stärkere; solange sie das nicht glauben, müssen sie es eben fühlen, und zwar hart und unerbittlich, so dass ihnen für allezeit das Auflehnen vergeht; ist das erreicht, dann kann man sie mit der grössten Freundlichkeit und Milde behandeln und zu brauchbaren Menschen erziehen. Dieser Grundsatz gilt für alle afrikanischen Stämme und hat auch in Kamerun überall durchgeführt werden müssen, bisher mit alleiniger Ausnahme des Bali-Stammes und des Bamum-Volkes, deren Häuptlinge sich von vornherein mit ungewöhnlicher Intelligenz bei der Bekanntschaft mit den Europäern auf Seite der letzteren gestellt haben, und auch bis heute bei der Stange geblieben sind. Dominik, der ja selbst in seinen beiden Werken „Kamerun“ und „Vom Atlantik zum Tschadsee“ seine kriegerischen und friedlichen Erlebnisse anschaulich geschildert hat, war schliesslich vom Tschadsee bis hinunter zur Südostecke der Kolonie bekannt und gefürchtet; sein Name allein war mir soviel wert, dass ich in einem amtlichen Bericht einmal ausgesprochen habe, seine blosse Anwesenheit in einer gefährdeten Gegend sei mir schon soviel wert, wie zwei aktive Kompagnien. Am 7. traf Herr von Brauchitsch aus Edea ein, den ich ebenfalls mehrere Tage bei mir behielt, um mit ihm und Dominik über die Lage und die zunächst zu ergreifenden Massnahmen zu beratschlagen. Wir kamen überein, dass es vor allen Dingen nötig sei, eine Strafexpedition gegen die Bakoko zu entsenden, um einmal erst das Schutzgebiet nach dieser Richtung hin zu erforschen und zu befrieden und eine Verbindung zwischen Edea und Jaunde herzustellen. Es sollte dann folgen die Unterwerfung der räuberischen Wute-Stämme und ihrer Nachbarn, der Balinga, Bati u. a., sowie ein allmähliches Vordringen in Süd-Adamaua. Im Norden lag als erste Aufgabe die Wiedereröffnung der Balistrasse, Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Garega von Bali und die Herstellung geordneter Verhältnisse an der englischen Grenze im

Norden von Rio del Rey und nördlich des Crossflusses vor. Dies und die Besetzung und Erforschung der Randgebirge von Süd-Adamaua musste allein schon Jahre in Anspruch nehmen, und eine erhebliche Verstärkung der Schutztruppe erfordern. Vorbehalten blieb dann immer noch die Ausdehnung unserer Herrschaft über den Benue hinweg bis zum Tschadsee und im Osten und Südosten bis an die französische Grenze.

In diesem Sinne hatte ich zunächst nach Berlin telegraphiert und um Erlaubnis gebeten, Dominik, dessen Dienstverpflichtung eigentlich abgelaufen war, zunächst für den Bakokofeldzug draussen behalten zu dürfen. Ohne Dominik konnte ich mir gerade in dem ungemein schwierigen und für alle andern ganz unbekannten Gelände der Bakokostämme keinen rechten Erfolg versprechen. Glücklicherweise erhielt ich alsbald von der Kolonialabteilung die telegraphische Ermächtigung hierzu. Hiervon gab ich umgehend Nachricht an Herrn von Stetten nach Buea mit der Weisung, möglichst bald nach Duala zu kommen, um alles Nötige hier mit mir zu besprechen.

In der Zwischenzeit ^oexerzierte Dominik seine Kompagnie fleissig auf dem grossen Platz hinter dem Soldatenlager in Duala, wo gleichzeitig auch die Mannschaften unserer Kriegsschiffe Landdienst übten, so dass es stets ein bewegtes und buntes Bild gab, welches bei unsern Morgenritten das Auge erfreute. Ein weiterer Offizier, Oberleutnant Bartsch, traf am 13. für die Schutztruppe ein und löste den Kommandeur in Buea ab. Dieser selbst kam am 20. von Buea zurück und berichtete mir über die dort oben getroffenen Massnahmen. Sodann besprachen wir eingehend die Bakokoexpedition, deren grosse Schwierigkeiten wir uns alle nicht verhehlen konnten. Besonders Herr von Brauchitsch hatte allerdhand bedenkliche Nachrichten über die Zustände in den auf-rührerischen Gebieten mitgebracht: von irgendwelcher Handels-
verbindung im Hinterlande von Edea war keine Rede und die Bakokohäuptlinge hatten in grossen Volksversammlungen einstimmig erklärt, sie würden jeden Weissen, der ihr Land beträte, ermorden und auffressen; die Bakoko seien gut bewaffnet und fertig zum Kriege. Es lag auf der Hand, dass hier unnachsichtig durchgegriffen werden musste, um endlich mit der Eroberung der Kolonie einen ernstlichen Anfang zu machen. Freilich war die Truppe selbst für diesen Zweck eigentlich noch zu schwach, da einerseits Buea besetzt bleiben musste, andererseits aber Duala selbst bei der

grossen Unzuverlässigkeit der Dualastämme nicht ohne militärischen Schutz bleiben durfte. Ich besprach alles dies ausführlich mit dem Kommandeur und entwarf dann einen langen Bericht an die Kolonialabteilung betreffend Verstärkung der Schutztruppe, indem ich eingehend begründete, dass und warum eine solche Verstärkung unbedingt erforderlich sei, wenn wir mit der Kolonie vorwärts kommen wollten; ich setzte schon damals auseinander, dass das Kleben an der Küste nun aufhören und das ganze Schutzgebiet nunmehr Schritt für Schritt unter deutsche Herrschaft gebracht werden müsse, und zwar durch Expeditionen, welche zunächst friedlichen und Forschungszwecken dienen, im Falle bewaffneten Widerstandes aber auch stark genug sein sollten, um überall energisch durchzugreifen, und nicht nur durch zu marschieren, sondern auch an geeigneten, von mir näher zu bezeichnenden Punkten starke, womöglich befestigte Militärstationen anzulegen. Es hat recht lange gedauert, ehe man in Berlin die Berechtigung meiner Anträge in vollem Umfange erkannte und die nötigen Mittel bereitstellte. Im Etat für 95/96 finden sich als Bestand der Schutztruppe 4 Offiziere, 12 Unteroffiziere und für farbige Mannschaften ein Posten von 160000 M.; im Jahre 97 war infolge von Verlusten in Feindesland und infolge grosser Schwierigkeiten beim Rekrutieren der Stärkerapport: 2 Offiziere, 1 Arzt, 8 Unteroffiziere und 255 farbige Soldaten; erst 98 fand eine etwas grössere Verstärkung statt; 1900 wurde ein Stab gebildet, bestehend aus Kommandeur, Adjutant, 3 Ärzten und 3 Unteroffizieren, dazu zwei Kompagnien mit 9 Offizieren, 17 Unteroffizieren und 568 Farbigen. Im Jahr 1901 endlich erreichte die Schutztruppe eine den Verhältnissen vorläufig entsprechende Normalstärke von: Stab, 6 Feldkompagnien, 1 Artillerieabteilung und 1 Stammkompagnie mit 101 Europäern und 900 Farbigen. Auf die dann noch weiter folgende Vermehrung der Truppe zum Zweck der Besetzung Nord-Adamauas und der Tschadseegebiete werde ich später zurückkommen.

Wie schon in diesem Jahr die Trockenzeit ungewöhnlich viel Regen gebracht hatte, setzte auch die Tornadozeit mit sehr schweren Gewittern ungewöhnlich früh ein, was sowohl unsere Arbeiten und Bauten auf der Jossplatte stark beeinträchtigte, als auch die militärischen Operationen der Schutztruppe nicht unwesentlich erschwerte.

Am 13. März brach die Bakokoexpedition über Edea auf, bestehend aus zwei Kompagnien unter den Leutnants Dominik und

Freiherr von Stein; Kommandeur und Chef Rittmeister von Stetten. Dem letzteren hatte ich die folgende Aufgabe gestellt: 1. Bestrafung und Niederwerfung der Bakokostämme. 2. Eröffnung der Handelsstrasse Edea—Jaunde. 3. Einrichtung von Jaunde als Militärstation unter Dominik. 4. Erforschung der Wuteländer und Herstellung geordneter Verhältnisse nördlich des Sannaga, womöglich auf friedlichem Wege; ich hatte damals noch die Hoffnung, dass der letztere Punkt sich durch blosse Machtentfaltung friedlich lösen lassen werde, eine Hoffnung, die sich in der Zukunft als trügerisch erwies. Auch sonst gelang nicht alles nach Wunsch; Stetten bekriegte und besiegte zwar die Bakoko, die somit für ihren Überfall auf die Dominiksche Kolonne im vorigen Jahre empfindlich bestraft wurden; von einer Eröffnung des Handelsweges war aber immer noch keine Rede, da Stettens Streitkräfte zu schwach waren, um eine Besetzung des Landes zu ermöglichen*). Und als Stetten an die Lösung seiner Wuteaufgabe herantreten wollte, fand er das ganze Wutereich in offenem Kriegszustande vor und musste schon die am Sannaga sitzenden südlichsten Wutestämme mit Waffengewalt niederzwingen, so besonders den kriegerischen Stamm des auf beiden Sannagaufeln und auf den im Fluss liegenden Inseln wohnhaften Stamm des Häuptlings Dandugu Mango. Da Stetten keine Möglichkeit sah, auf friedlichem Wege im Wuteggebiet irgend etwas Nützliches zu erreichen, sich aber für einen regelrechten Feldzug gegen die Wute zu schwach fühlte, kehrte er nach Ordnung der Verhältnisse am Sannaga und Einrichtung der Jaundestation, auf welcher er Dominik mit einer etwa 70 Mann starken Truppenabteilung zurückliess, im August des Jahres zur Küste zurück.

Während ich mit Brauchitsch und Drees eifrig an der Verbesserung der Jossplatte arbeitete und an Bord des Heckrad dampfers „Soden“ mehrfach in dienstlichen Angelegenheiten Abo, Wuri, Kwakwa und unteren Sannaga bereiste, musste ich, wohl infolge von Überarbeitung und ungewöhnlich ungesundem Wetter, mehrere schwere und lang andauernde Fieberanfälle durchmachen, so dass Dr. Plehn dringend zu einer längeren Erholungsreise riet. Da ich selbst fühlte, dass es so auf die Dauer nicht mehr weiter ging und meine Arbeitskraft völlig zu erlahmen drohte, liess ich Bezirksamtmann von Lucke aus Viktoria kommen, übergab ihm die

*) Vgl. Dominik, Kamerun, Kap. 6 u. 7.

Geschäfte und begab mich am 28. früh zu Kapitänleutnant Bachem an Bord S. M. S. „Hyäne“, um auf hoher See und auf den Bergen der portugiesischen Insel São Thomé Erholung zu suchen; alles dies berichtete ich nach Berlin mit der Bitte, mir möglichst bald einen höheren Beamten zu meiner Vertretung herauszuschicken.

Die Heilkraft der erfrischenden Seeluft sollte sich auch diesmal wieder bewähren, um so mehr, als ich während der Überfahrt mangels an Raum in der Kommandantenkajüte im Freien auf dem Achterdeck unter einem Regensegel in einer Hängematte schlief, so dass ich buchstäblich Tag und Nacht in freier Luft zubrachte. Am 30. ankerten wir auf der Reede von Santa Anna de Chaves, der Hauptstadt von S. Thomé. Dem alsbald an Bord erscheinenden portugiesischen Komplimentieroffizier konnte ich nur mein Bedauern ausdrücken, dass ich infolge meiner Erkrankung ausserstande sei, dem Gouverneur der Insel einen Staatsbesuch zu machen; ich liess sagen, dass ich einige Wochen auf der Plantage Monte Café zubringen würde und bei meiner Rückkehr den Gouverneur zu besuchen gedächte.

Während „Hyäne“ zur Küste zurückfuhr, begab ich mich an Land und in eine bereitstehende Hängematte, in der ich ohne Aufenthalt in 3 Stunden nach dem etwa 700 m hoch gelegenen Wohnhause meines Freundes Richard Spengler befördert wurde. Spengler, Thüringer von Geburt und früher lange Jahre in Portugal beim Eisenbahnbrückenbau als Ingenieur beschäftigt, leitete schon seit längerer Zeit Monte Café, eine der grössten und blühendsten Kakaoplantagen der Insel. Er und seine liebenswürdige Frau, eine geborene Portugiesin, empfingen mich mit offenen Armen und gaben sich alle erdenkliche Mühe, mir das Leben in ihrem gastlichen Hause angenehm zu machen, was ihnen so gut glückte, dass nach einigen Tagen der Schwäche eine wohltätige Rekonvaleszenz einsetzte und meine Kräfte von Tag zu Tag sichtlich zunahmen. St. Thomé war mir besonders interessant als klassisches Beispiel für den Anbau von Kaffee und Kakao in Westafrika. Ca. 800 qkm gross, liegt die Insel, die seit ihrer Entdeckung 1471 immer zu Portugal gehört hat, direkt unter dem Äquator, etwa in der Höhe von Libreville, und zeichnet sich aus durch vorzüglichen Lehm Boden und fruchtbares Klima. Es wird neben wenig Zuckerrohr, Kaffee, in der Hauptsache aber Kakao angebaut. Und zwar betrug die Ausfuhr im Jahre 1910 37 Mill. kg Kakaobohnen, gegen

1½ Mill. kg Kaffee. Alle Plantagen und Aktiengesellschaften, das gesamte angelegte Kapital sind rein portugiesisch. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 70 000 Menschen, davon etwa 40 000 Arbeiter, 3 % Weisse. Ein Gouverneur verwaltet mit einem nicht allzu grossen Stabe von Beamten, Offizieren und 300 Polizisten (meist Farbige) St. Thomé und die 135 km nördlicher gelegene kleinere Insel Principe, auf der ähnliche Verhältnisse, nur im verkleinerten Massstabe, sich finden. Ausgezeichnet, ja mustergültig sind die sanitären Einrichtungen für die Arbeiter. Die Kakaokultur in Kamerun ist im wesentlichen auf den in St. Thomé gemachten Erfahrungen aufgebaut. Unter anderem bemühte sich Spengler nicht ohne Erfolg, mich in die Geheimnisse des Anbaues und der Aufbereitung von Kaffee und Kakao einzuführen und zeigte mir auf langen Spazierritten auch die andern grossen Plantagen der Insel. Seine Einrichtung, insbesondere die Trockenhäuser und Tennen, sowie die von ihm geradezu genial angelegte Plantageneisenbahn waren musterhaft und interessierten mich aufs höchste. Was ich auf St. Thomé sah, erweckte in mir den Wunsch und die feste Absicht, ähnliches auch auf unserm Kamerungebirge, welches ja gleich günstige Boden- und Klimaverhältnisse aufweist, zu schaffen. Freund Spengler bestärkte mich hierin und erklärte sich selbst bereit, in Kamerun am Gebirge Land zu erwerben und einen Teil seiner Zeit und seiner Erfahrungen der deutschen Kolonie zu widmen. Infolgedessen berichtete ich hierüber schon von Monte Café aus an die Kolonialabteilung und erbat mir die Erlaubnis, einen grösseren Landkomplex — etwa 10 000 ha — an einer geeigneten Stelle des Kamerunberges behufs Anlage einer Kakao-plantage an Spengler zu verkaufen. Diese Erlaubnis wurde gewährt und damit der Grund gelegt für die Anfänge der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria, welche heute eine der grössten zusammenhängenden Kakaoplantagen der Erde darstellt. Besonders interessant erschien mir die Art und Weise, wie die portugiesische Regierung im Verein mit den Pflanzern die Arbeiterfrage geregelt hat. Durch eine eigens dazu bestellte Behörde werden im Hinterlande der portugiesischen Westküste — Angola, Benguela, Mossamedes — eingeborene Arbeiter, vielfach mit Familie, angeworben und auf die Insel überführt, wo sie an die einzelnen Plantagen verteilt werden und gegen angemessenen Lohn und Verpflegung mindestens 5 Jahre zur Arbeit verpflichtet sind; eigene Arbeiterkommissare wachen darüber, dass die Kontrakte auf beiden Seiten

ordnungsmässig erfüllt werden, dass insonderheit nicht nur die Plantageninhaber ihren Verpflichtungen den Arbeitern gegenüber nachkommen, sondern dass auch die Arbeiter gehalten werden, ihre Arbeitsverpflichtung gewissenhaft inne zu halten. Im allgemeinen ist die Plantagenarbeit, abgesehen vom Roden und Erdbewegungen, nicht sonderlich schwer. Soweit ich gesehen habe, wird für die Arbeiter ausgezeichnet gesorgt; die Verpflegung ist gut und zweckmässig, auch ist jede grössere Plantage verpflichtet, ein eigenes Hospital für farbige Arbeiter zu unterhalten mit einer kompletten Apotheke, welche von einem portugiesischen geprüften Lazarettgehilfen verwaltet wird; mindestens einmal im Monat inspiziert der portugiesische Regierungsarzt die Gesundheitsverhältnisse sämtlicher Plantagen.

Nach meiner völligen Wiederherstellung litt es mich nicht länger auf der gastlichen Insel, ich telegraphierte verabredetermassen an Korvettenkapitän Walther, der, von Kapstadt kommend, in diesen Tagen in Sao Pado de Loanda eintreffen musste, wegen meiner Abholung. Am 2. Mai sahen wir von unserer luftigen Höhe aus den in der Abendsonne hell schimmernden weissen „Sperber“ in den Hafen einlaufen; am 3. morgens ritt ich mit Spengler hinunter zur Stadt, machte den versprochenen Besuch beim Gouverneur und begab mich an Bord. Am 5. Mai waren wir alle wohlbehalten in Duala, wo wir auch S. M. S. „Hyäne“ wieder vorfanden. Hier gab es allerhand Neuigkeiten. Vor allem war zu meiner Unterstützung und Vertretung Dr. Seitz eingetroffen, mit ihm Oberleutnant von Besser für die Grenzregulierungsarbeiten im Norden. Auch war beim Gouvernementsgebäude im Park ein hübscher Tennisplatz fertiggestellt, der in der Folge fleissig benutzt wurde. Ich bin der Meinung, dass gerade in den Tropen die Ausübung eines vernünftigen Sports ganz wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit beiträgt und dass man daher alle derartigen Anlagen nach Kräften unterstützen und fördern soll; das wissen und üben die Engländer schon seit langer Zeit; Tennisplatz und Billardzimmer gehören zum Inventar eines jeden englischen Gouvernements, wo es geht auch Golf- und Poloplätze. Bei uns wurde und wird immer noch viel zu wenig Wert auf derartiges gelegt, oder aus unangebrachter Sparsamkeit Notwendiges verabsäumt; ich hatte selbst stets mit Schwierigkeiten in Berlin zu kämpfen, ehe ich meine Tennisplätze in Togo, Duala und späterhin in Buea bewilligt erhielt. Seitz und ich führten nun zusammen ein arbeitsames Leben mit gemeinschaftlichem

Haushalt, zur Erholung diene uns morgens ein Spazierritt und abends das Tennisspiel; nach dem Diner sassen wir oft mit der Karte vor uns und berieten bis spät in die Nacht hinein über die Zukunft und Weiterentwicklung der Kolonie; auch gab ich Seitz Gelegenheit, allein oder mit mir alle erreichbaren und wichtigen Punkte der Umgebung persönlich kennen zu lernen, so unsere Küsten- und Flusstationen und auch die spanische Insel Fernando Po, wobei uns nicht selten unser Doktorehepaar begleitete. Am 19. besuchte mich endlich Sir Claude Mc. Donald, mit dem ich nun endgültig die Vorbereitungen für unsere gemeinschaftliche Grenzregulierung besprechen konnte. Ich entsandte dann in der Folge Herrn von Besser mit seinen Instrumenten und einer kleinen Expedition über Rio del Rey durch das Ngolagebiet in nördlicher Richtung, um zunächst einmal die geographische Lage der Cross-Schnellen festzustellen, was bei dem Mangel an Mitteln und Personal und bei der teilweise unfreundlichen Haltung der Eingeborenen nur unvollkommen gelang. Im September bereiste Herr von Besser zusammen mit dem englischen Kommissar Close den Cross- (Calabar-)Fluss bis zu den Schnellen; hierbei wurde die Lage der Schnellen festgelegt und mit der Bestimmung der geraden Grenzlinie auf Jola zu begonnen. Besser kam von dieser Expedition Anfang 96 zurück, als ich mich schon in Deutschland auf Urlaub befand. Besser war damals der einzige mir zur Verfügung stehende Beamte, der im Aufnehmen von Routen und astronomischen Ortsbestimmungen ausgebildet war; hätte er noch einen ausgebildeten Assistenten zur Unterstützung gehabt, so wäre wohl schon seine erste Reise über Land durch das Ngolo-Gebiet erfolgreicher gewesen. Ich habe in der Erkenntnis, dass gerade die Offiziere der Truppe, die naturgemäß am weitesten im Lande herumkommen, in erster Linie dazu berufen sind, brauchbare Skizzen anzufertigen und so unsere Kenntnis des Schutzgebietes zu bereichern und zu vervollständigen, von diesem Zeitpunkt an in allen meinen Berichten darauf gedrungen, dass die Offiziere vor ihrer Entsendung auch in dieser Beziehung eine möglichst gründliche Ausbildung erhielten, ein Umstand, der ausgezeichnete Ergebnisse mit sich gebracht und für die Karte von Kamerun wertvolles Material in Fülle geliefert hat. In der Zeit vom 23. bis 28. fasste mich abermals ein heftiges Fieber, welches mich zwang, wieder einmal Seeluft aufzusuchen. Da wir immer noch kein Sanatorium hatten, begab ich mich an Bord des „Peilboots Kamerun“, wie man nach Eintreffen des neuen Gouverne-

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

mentsdampfers „Nachtigal“ das erste Gouvernementsschiff dieses Namens getauft hatte; das schlanke, elegante und schnelle Boot diente für gewöhnlich nur noch Vermessungszwecken und war ganz der Marine zugeteilt. In dem hübschen, wenn auch etwas kleinen Decksalon richtete ich mich mit einigen Akten häuslich ein und legte mich an geschützter Stelle bei der Halbinsel Suellaba vor Anker. Dort hatten wir ein merkwürdiges Jagdabenteuer. Ich sass mit Hafenmeister Klein, der das Schiff befehligte, beim Kaffee oben an Deck und genoss in vollen Zügen die erquickende Seebrise bei herrlicher Aussicht auf das Gebirge und Fernando Po. Da plötzlich sahen wir aus dem niedrigen Buschwalde auf die langgestreckte Sandspitze ein Rudel Tiere austreten. Mit unsern Ferngläsern machten wir bald aus, dass es Wildschweine waren. Schnell entschlossen liess ich ein Boot klar machen, Klein und ich mit unsern Büchsen hinein und so an Land gesteuert, dass wir dem Wilde den Rückzug zum Walde abschnitten. Die Tiere ästen auf der Landzunge nach der Spitze zu. Wir schoben uns vorsichtig zwischen das Rudel und den Wald und pürschten langsam vorwärts; bald hatten die Tiere uns bemerkt und liefen, noch immer ausser Schussweite, unruhig hin und her, sich immer mehr der von der See umbrandeten äusseren Spitze nähernd. Während ich mich fertig mache, um auf die nach meiner Erwartung zwischen uns durchbrechenden und dem Walde zueilenden Tiere zu feuern, geht Klein in Kniestellung und schiesst. Was aber geschieht nun wider alles Erwarten? Anstatt uns anzunehmen, stürzen sich die Tiere eines nach dem andern in die schäumenden Wellen und versuchen, uns im Bogen umschwimmend, zwischen Land und Schiff zu Wasser den schützenden Wald zu erreichen. In dem bewegten Wasser boten die langsam schwimmenden Schweine ein zu unsicheres Ziel, wir eilten daher zurück ins Boot, ruderten den Tieren entgegen und erlegten mit wohlgezielten Schüssen drei Stück, die wir nicht ohne Mühe und Gefahr schliesslich glücklich in das Boot hineinzogen; mit unserer Jagdbeute kehrten wir alsbald sehr vergnügt an Bord zurück und dampften am andern Morgen zur Verteilung des Wildes nach Duala zurück, wo der unerwartete, sehr willkommene Braten, sowie die aussergewöhnliche Art der Erlegung ungemessenen Jubel erregten. Es waren Pinselohrschweine, fast das beste Wildpret, welches ich in Afrika kennen gelernt habe. Jedenfalls aber hatte eine Wildschweinsjagd auf hoher See den Vorzug der Neuheit.

Von dieser Zeit an regnete es bis Ende September fast ununterbrochen mit nur wenigen Stunden Pause am Nachmittag, so dass man im wesentlichen ans Haus und an den Schreibtisch gefesselt war. Ich machte trotzdem verschiedene Dienstfahrten mit „Soden“, u. a. auch durch den Olga-Criek nach der Kwakwa-mündung, wo verschiedene Palaver zu erledigen waren. Auch „Nachtigal“ wurde in dieser Zeit durch regelmässige Dienstfahrten zwischen Campo und Rio del Rey stark angestrengt und es liess sich jetzt schon übersehen, dass wir mit dem einen Dampfer auf die Dauer nicht auskommen würden. Es fanden vielfache Verhandlungen mit den Vertretern der Kaufmannschaft statt über Massnahmen zum Schutze und zur Förderung des Handels — der bekannte Zwischenhandel spielte damals immer noch eine erhebliche und hemmende Rolle in der Entwicklung der Kolonie. Ich besuchte auch häufiger die in Duala vorhandenen Missionsanstalten — Pallotiner-, Baseler- und Baptisten-Mission und überzeugte mich von den verschiedenartigen Unterrichtsmethoden, wie sie bei Erziehung der Kinder angewandt wurden. Ganz besonders richtete ich mein Augenmerk auf die Regierungsschule in Duala, in welcher seit Anfang an, seit den Zeiten des ersten Regierungsschullehrers Christaller, in der Tat ausserordentlich viel geleistet wurde. In drei Klassen eingeteilt, wurden dort etwa 100 Dualaknaben in allen Fächern unterrichtet, welche bei uns zu Hause in der Volksschule gelehrt werden; ganz ausgezeichnete Anlagen zeigten die Kinder besonders für Rechnen, Singen und Turnen, und es klang wirklich allerliebste, wenn die schwarzen Jungen unter Leitung ihres Lehrers vierstimmig deutsche Volkslieder vortrugen. Eine gewisse Begabung für Musik ist den Negern und besonders auch den Duala überhaupt nicht abzusprechen. Das zeigte sich auch bei Schaffung einer schwarzen Musikkapelle für die Schutztruppe, welche ich nach dem Vorbilde von Togo sehr bald nach meiner Ankunft in Kamerun auch hier einrichtete. Man konnte dabei so recht auch den erzieherischen Wert der Musik beobachten, wenn man es wie ich so häufig erlebte, welche Wirkung die Konzerte der Dualamusikkapelle bei den verschiedensten Gelegenheiten auf die Eingeborenen ausübten, ganz abgesehen von dem aufmunternden und wohltätigen Einfluss beim Marschieren. Talente besitzen die Duala überhaupt eine ganze Menge; leider fehlt es nur gar zu sehr an brauchbaren Charaktereigenschaften; in dieser Hinsicht stehe ich vollkommen auf dem Standpunkt, den Max Buchner in seinem Werke „Kamerun“

einnimmt; danach sind die Duala das faulste, falschste und niederträchtigste Gesindel, welches die Sonne bescheint, und es wäre sicher am besten gewesen, wenn sie bei Eroberung des Landes im Jahre 1884, wenn nicht ausgerottet, so doch ausser Landes verbracht worden wären. Leider ist das damals versäumt worden und jetzt ist es natürlich zu spät. Ich will damit nicht behaupten, dass wir heute Dank der unermüdlichen Tätigkeit der Missionen und der Regierungsschulen nicht eine ganze Anzahl junger Duala hätten, welche in den Bureaus der verschiedenen Dienstzweige und auch im kaufmännischen Betriebe mit Nutzen tätig sind. Niemals aber kann man einem Duala einen Posten anvertrauen, mit dem irgendeine moralische Verantwortung oder gar die Führung irgend einer Kasse verbunden ist. Besonders bei der Post haben wir stets die übelsten Erfahrungen gemacht; die Dualaangestellten, die bei der Postverwaltung irgendwie selbständig mit Postwertzeichen oder sonst mit irgendwelchen Werten zu tun hatten, wanderten zu meiner Zeit fast ausnahmslos wegen Unterschlagungen ins Gefängnis. Wie vielseitig im übrigen die Begabung dieser schwarzen Naturmenschen sich entwickeln kann, zeigte u. a. der schwarze Steuermann, den ich mit der Führung des Flussdampfers „Soden“ beauftragt hatte; dieser Mann, namens Ngea, führte seinen Dampfer auf allen ihm zugänglichen Flüssen, ja sogar über das weite Kamerunbecken mit einer so unfehlbaren Sicherheit, dass selbst die häufig mit mir fahrenden Marineoffiziere ganz begeistert waren; deutsch verstand er fast gar nicht, hatte aber sämtliche deutsche Ruderkommando, derart im Kopf, dass nie auch nur das geringste Versehen passierte; unübertrefflich war die Kunst, mit der er an den schwierigsten Stellen im härtesten Strom am Ufer anlegte oder in einer engen Passage durch Vorwärts- und Rückwärtsbewegen den Dampfer im Strom umzudrehen verstand; dabei hielt er sein Schiff tadellos in Ordnung und besass noch den unbezahlbaren Vorteil des Eingeborenen, dass er es verstand, wie die Engländer sich ausdrücken, das Wasser zu lesen (to read the water), d. h. er sah schon von weitem mit untrüglichem Blick Untiefen im Fahrwasser und den Weg, auf dem allein sie vermieden werden konnten. Auch die Engländer haben dieses eigenartige Talent der Eingeborenen sehr wohl erkannt und benutzen auf ihren zahlreichen Flussdampfern auf dem Niger und seinen Zuflüssen und Mündungsarmen als Schiffsführer fast ausschliesslich Farbige.

Am 15. Juni fand auf der Jossplatte in meiner Gegenwart und

unter Zuziehung sämtlicher Europäer die feierliche Beisetzung der von Buea heruntergeschafften Überreste des dort oben im November 91 gegen die Buealeute gefallenen Freiherrn von Gravenreuth statt; es war ein ergreifender Moment, als die Paters der Pallotiner Mission, umringt von ihren schwarzen Chorknaben, in ihren reichen Messegewändern unter den Palmen der Jossplatte das Grab des gefallenen Helden einsegneten und die Ehrensalven vom Ufer aus über den Hafen hindonnerten; über seiner letzten Ruhe-



Beisetzung der Überreste Gravenreuths am 15. Juni 1895.

stätte erhebt sich ein würdiges Denkmal, auf einem Granitsockel ein sitzender Löwe aus Bronze, die rechte Vordertatze auf eine Fahmentrophäe gestemmt, das Antlitz dem Meere und dem Gebirge zugewendet, das Sinnbild Gravenreuths, der von Ostafrika her den Beinamen „der Löwe der Küste“ mitgebracht hatte.

Am 19. traf auf „Nachtigal“ Freiherr von Stein mit einem Teil der Stettenschen Expeditionstruppe ein, so dass auf der Jossplatte nunmehr wieder eine schwache Kompanie vorhanden war, welche den Anfangsbestand zu der späteren, stets in Duala garnisonierenden Stammkompanie legte.

Meine beständigen Fieber hatten mich um diese Zeit wiederum derartig mitgenommen, dass Dr. Plehn abermals einen Luftwechsel

verordnete. Ich begab mich daher in Begleitung des Regierungsarztes mit der „Nachtigal“ zunächst wieder nach S. Thomé, wo wir nach zwar stürmischer, aber genussreicher Überfahrt Frau Dr. Plehn abholten, die ebenfalls zu ihrer Erholung die gastliche Plantage Monte Café aufgesucht hatte. Bei dieser Gelegenheit machte ich meinen eigentlichen Staatsbesuch bei meinem portugiesischen Nachbar, der mich diesmal mit grossen militärischen Ehrenbezeugungen empfing; seine schwarze Truppe mit einer nicht üblen farbigen Musikkapelle war an der Landungsstelle in Parade aufgebaut und das malerisch ins Meer hinausgebaute Fort feuerte einen Salut. Bei einem Spaziergange, den ich mit Dr. Plehn durch die Strassen und Anlagen des Städtchens unternahm, fiel uns doch der Abstand von dem verhältnismässig reinlichen und ordentlichen Duala erheblich auf; portugiesische Städte, selbst Lissabon und Funchal nicht ausgenommen, lassen an Sauberkeit im allgemeinen viel zu wünschen übrig; aber nun gar portugiesische Tropenstädte mit schwarzer portugiesischer Einwohnerschaft überbieten alles, was man sich an Schmutz und Gestank nur vorstellen kann. Das Ehepaar Plehn schiffte sich am 30. nachmittags mit mir auf der „Nachtigal“ ein. Abends noch verliessen wir die Insel und dampften bei schönem Wetter die Nacht hindurch nach Campo, der südlichen Grenzstation Kameruns. Während der Fahrt überliess ich meinen Gästen meine Kajüte und wohnte selbst oben im Kartenhäuschen beim Kapitän. Da ich zu elend war, um die weite Bootsfahrt an Land zu riskieren, liess ich mir den Stationsleiter von Campo, Herrn Romberg, an Bord kommen und über die dortigen Zustände Bericht erstatten. Es lag nichts besonderes vor, so dass wir nach einem zweistündigen Aufenthalt an der Küste entlang nordwärts weiter fuhren und um 3 Uhr nachmittags vor Kribi ankerten. Hier meldete sich Bezirksamtman von Oertzen bei mir an Bord, mit dem ich alsdann über die Flussbarre an Land fuhr, während Plehns es vorzogen, trotz der himmelhohen Dünung, welche das Schiff gewaltig hin und herschleuderte, an Bord zu bleiben. Abends feierte ich mit Oertzen in dem behaglich eingerichteten Bezirksamtsgebäude meinen 40. Geburtstag und gleichzeitig die zehnjährige Wiederkehr des Tages, an dem ich zuerst an der Westküste von Afrika gelandet war. Am 3. Juli inspizierte ich das Bezirksamt, besuchte die sehr schön auf einem Hügel jenseits des romantischen Kribiflusses gelegene Pallotiner Mission und deren Schwesternhaus und bewunderte Oertzens landwirtschaftliche und Verkehrsanlagen,

so besonders die lange, über einen unangenehmen Sumpf führende Oertzenbrücke. Bei schwerem Regen und halbem Sturm liefen wir am 4. gegen Abend wieder in Kamerun ein. Hier traf ich, wie fast immer, die Hälfte der Beamten mehr oder weniger fieberkrank an. Zolldirektor Scheffler war durch wiederholte Fieber derartig von Kräften, dass ich ihn auf Plehns Rat zur Erholung auf eine kurze Seereise an Bord des englischen Dampfers „Batanga“ in den Süden schickte; in Ermangelung eines Sanatoriums war dies damals das einzige Mittel, um erkrankten und erholungsbedürftigen Beamten eine Auffrischung zu verschaffen, ohne sie gleich heimzusenden. Immer mehr drängte sich mir der Gedanke auf, diesem unheilvollen Zustande durch Verlegung des Gouvernements nach dem fieberfreien und gesunden Buea ein Ende zu bereiten.

Vom 29. Juli bis 4. August bereiste ich in Begleitung des Dr. Seitz mit Dampfer „Soden“ den Wurifluss bis zu den Stromschnellen, wo wir beschlossen, in dem Ort Jabassi eine Station anzulegen, um den dort recht ergiebigen Handel zu stützen und das Hinterland auch auf diesem Wege zu erforschen. Die ja vielfach von Reisenden geschilderten flachen Ufer des Wuriflusses sind teilweise mit Zuckerrohr bestanden, welches von den Eingeborenen kultiviert, aber nur als Leckerbissen verwendet wird. Seitz und ich suchten uns in der Landschaft Budiman ein geeignetes Stück Land zur Anlage einer Zuckerrohrplantage aus, in der Absicht, eine solche Plantage durch einen gemeinschaftlichen Bekannten anzulegen und bewirtschaften zu lassen. Leider wurde unsere gute Absicht von der heimischen Kolonialverwaltung nicht anerkannt und uns die Genehmigung zur Ausführung unseres Planes versagt, da wir „Beamte“ seien. Auf dem Rückwege erlegte ich von unserm Beiboot aus verschiedene wilde Tauben und Enten, eine willkommene Veränderung unseres sonst recht monotonen Tischzettels; dagegen blieb eine von mir mit Dr. Seitz unternommene Jagd auf Flusspferde erfolglos; die Hippos waren zwar da, tummelten sich aber, schnaubend und prustend und nach ihrer Gewohnheit bald untertauchend, bald wieder zur Oberfläche emporschnellend, in so respektvoller Entfernung von uns, dass wir nicht zu Schuss kommen konnten. Die vordrängende Zivilisation macht das afrikanische Wild und besonders die grossen Dickhäuter mit jedem Jahr scheuer und vertreibt sie schliesslich ganz und gar aus der Nähe der Siedlungen. In der letzten Nacht ankerten wir in einer seeartigen Erweiterung des Dibombe, eines nördlichen Nebenflusses des Wuri,

der in den Aobergen entspringt; als wir nach unserm Abendessen plaudernd an Deck sassen und die Mondlandschaft bewunderten, die mit den im klaren Wasser sich spiegelnden bizarren Formen der riesigen Uferbäume einen wunderbar malerischen Eindruck machte, hörten wir rings um unser Schiff Plätschern und Schnauben und erblickten auch bald eine ganze Herde Flusspferde, die langsam den Fluss vor unsern Augen durchzogen; die Entfernung wäre wohl schussgerecht gewesen, wir beschlossen aber, uns lieber an dem seltsamen Anblick zu erfreuen, als bei dem ungewissen Büchsenlicht eine Verwundung des Wildes zu riskieren ohne die Sicherheit, die Beute auch zu erlangen.

Bei meiner Ankunft in Kamerun konnte ich zu meiner Freude den wieder hergestellten, aus dem Süden zurückgekehrten Zolldirektor Scheffler begrüßen, dessen Arbeitskraft mir während seiner mehrwöchentlichen Abwesenheit nur zu sehr gefehlt hatte. Scheffler, ein sehr tüchtiger Beamter und lebenswürdiger Gesellschafter, erkrankte später auf einer Inspektionsreise auf der Barre des Kampoflusses. Sein Ende war tragisch genug. Auf einer Dienstreise an Bord der „Nachtigal“ begriffen, traf er vor der Kampomündung ein, um die dortige Zollstation zu inspizieren. Die See ging ungewöhnlich hoch, so dass der Schiffsführer, Hafenmeister Klein, ihm dringend abriet, gleich an Land zu fahren und ihm vorschlug, lieber einige Stunden an Bord zu warten, bis die hohe Dünung, welche man auf der Einfahrt in den Fluss sich in schäumenden Brechern überstürzen sah, sich mit Eintritt des Hochwassers gelegt haben würde. Scheffler missachtete diesen Rat, da er glaubte, mit der Ausführung seiner dienstlichen Obliegenheiten nicht stundenlang zögern zu sollen. Um ihn, den Seeunkundigen, nicht allein mit den schwarzen Bootsleuten die nicht ungefährliche Barre passieren zu lassen, fuhr der pflichtgetreue Klein seinem eigenen Rat zuwider mit. Mitten auf der Barre angekommen, erfasste eine schwere Sturzsee das Boot und brachte es zum Kentern. Von Land aus war das Unglück bemerkt worden und mehrere Kanus mit Eingeborenen beeilten sich, Hilfe zu bringen; Klein und Scheffler hielten sich, in den Wellen um ihr Leben kämpfend, an dem umgestürzten Boot fest, welches aber in den Brechern natürlich wild umhergeschleudert wurde und sich häufig überschlug; schliesslich verliessen Scheffler, der überdies nicht schwimmen konnte, die Kräfte und er versank vor Kleins Augen in die Tiefe, kurz ehe die rettenden Kanus an der Unglücksstätte eintrafen; Klein, der halb be-

sinnungslos in ein Kanu gezogen wurde, konnte gerade noch einen blutigen Streifen in dem schäumenden Wasser emporquellen sehen — ein Haifisch war mit seiner Beute abgezogen.

Am 22. August unternahm ich eine kurze Bereisung des Kwakwa und Sannaga mit Dampfer „Soden“. Als Gäste begleiteten mich Korvettenkapitän Walther, Leutnant Haering, der als Stationsassistent für die Regierung herausgekommene Leutnant Oskar Schmidt, bestimmt zur Unterstützung des Herrn von Brauchitsch in Edea, und der Vorsteher der Baseler Mission Missionar Bohner. Nach ruhiger Fahrt über das in der Morgensonne schimmernde Becken liefen wir in die Kwakwamündung ein, passierten die Fischer-niederlassungen der Duala bei der Manoka- und Malimbaspitze und die ausgedehnten Mangrovebestände der sumpfigen Ufer, die allmählich bei festerem Lande in Raphiapalmenwälder übergehen; dann werden die Ufer höher und zeigen rote Lehmwände, auf denen unter hellgrünen Bananen und Planten und halb versteckt von dunklen Ölpalmen malerisch zerstreut Eingeborenenhütten sichtbar werden; Alt und Jung sammelt sich am Ufer und begrüßt mit Zuruf und Tücherschwenken den wohlbekannten Regierungsdampfer; immer höher werden die Ufer, auf denen sich nunmehr hohe, alte Ölpalmenbestände mit ragendem Laubwald mischen; der Fluss verengt sich und mit einem Male, nachdem wir in rascher Fahrt um eine scharfe Ecke gesaust sind, liegt der breite Wasserspiegel des majestätischen Sannagastromes vor uns, in dem wir nun vorsichtig und in langsamer Fahrt stromab schwimmen, um in einigen Minuten vor der Baseler Missionsstation Lobethal zu ankern. Wir gingen alle an Land, besahen Schule, Kirche und die sehr hübschen Anpflanzungen, welche die Mission mit ihren Schülern angelegt hatte; nicht nur europäische Gemüse und Blumen, sondern auch eine kleine Kakaopflanzung konnten wir bewundern; Missionar Scholten und seine freundliche Gattin bewirteten uns und boten uns auch Nachtquartier. Am andern Morgen dampften wir, Bohner in Lobethal zurücklassend, stromauf, zunächst bis Marienberg, der Hauptstation der Pallotinermission am Sannaga. Auch die katholischen Väter waren hocheifrig über den Besuch des Gouverneurs und seiner Gäste und zeigten uns mit Stolz ihr ganzes, auf einem hohen Uferhügel gelegenes und gut in Stand gehaltenes Anwesen, wobei wir auch einer Unterrichtsstunde in der Schule beiwohnten. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter, Edea zu, der starke Heckrad-dampfer muss von hier ab gegen den immer reissender werdenden

Strom hart arbeiten, um endlich nachmittags um 4 Uhr an der Landungsstelle von Edea am Ufer fest zu machen. Der Strom macht hier einen mächtigen und imposanten Eindruck; er ist etwa so breit, wie der Rhein bei Köln und schiesst mit annähernd 7 bis 8 Knoten zu Tal; stromauf nach Osten zu wird der Blick begrenzt durch die in unmittelbarer Nähe donnernden und tosenden Edeafälle; die in der Regenzeit besonders gewaltigen Wassermassen des breiten Flusses stürzen hier über ein Gewirr von gigantischen Felsblöcken in unzähligen durcheinander wirbelnden Kaskaden im ganzen ungefähr 50—60 Meter hernieder; die Fälle werden durch eine grosse, dicht an die Felsen geschobene bewaldete Insel in Nord- und Südfälle geteilt; das ganze ist eingerahmt von dem düstern Hochwalde der beiden Flussufer und über allem steigt eine Säule von weissen Wasserdämpfen zum Himmel empor; ganz in der Ferne zeigt sich am Horizont die blassblaue Linie der Bakossiberge. Eine Bootsfahrt, die wir während unseres Aufenthalts in Edea nach den Nordfällen machten, war zwar beschwerlich aber höchst genussreich infolge der erhaltenen Natureindrücke; wir kletterten, soweit möglich, auf den Felsen der Fälle umher und erfrischten uns durch ein Bad in den Wirbeln. Leider holte ich mir hierbei ein heftiges Fieber, welches zum Glück nach zwei Tagen wieder verschwand. Brauchitsch war gerade mit dem Bau seines neuen, massiven, zweistöckigen Wohnhauses fertig geworden, welches er nach eigenen Zeichnungen nur mit schwarzen Handwerkern erbaut hatte — der ganzen Anlage nach ein wahres Musterhaus für die dortigen Verhältnisse mit seinen hohen und kühlen Räumen und der prachtvollen Aussicht auf die Fälle. Die gesamte Station fand ich in grossartiger Verfassung; es gab frisches Fleisch von einer ansehnlichen Schafherde der Station und frisches Gemüse, diese beiden so notwendigen Erfordernisse zur Erhaltung der Gesundheit des Europäers in den Tropen; auch eine kleine Herde von dem einheimischen schwarzbunten Rindvieh fand ich vor, immerhin ein Anfang, der für die Zukunft Gutes versprach. Ein Tag ging hin mit der Vorstellung der umliegenden Malimba- und Bakoko-Häuptlinge, die je nach Verdienst und Würdigkeit belobt oder getadelt wurden. Ich hatte bei diesem meinem ersten Besuch den Eindruck, dass das selbst für Kameruner Verhältnisse ungewöhnlich heisse Edea landschaftlich zwar wunderschön, aber auch ebenso ungesund sei. Ich besprach daher mit Herrn von Brauchitsch die Erbauung eines kleinen Anwesens am Seestrande bei der Ma-

limbamündung, das nicht nur dem Chef von Edea, sondern auch andern Beamten und mir als ein provisorisches Sanatorium dienen sollte. Brauchitsch führte diesen Auftrag umgehend aus und „Jagdhaus Malimba“ hat so manches Mal dem Bezirksamtmann von Edea und vielen andern Erholung und Erquickung gewährt. In sehr schneller Fahrt ging es nun den Fluss abwärts; wie ein wandelndes Panorama zogen die stets wechselnden Uferbilder vorbei; die vielen grossen und kleinen, dicht bewaldeten Inseln be-



Auf dem Schiessstand in Duala.

leben das Bild, dessen Rahmen ohne Unterbrechung der hohe, dunkle Urwald auf beiden Ufern bildet; die Eintönigkeit des düstern Hintergrundes wird durchbrochen von einzelnen Baumarten, deren Laub in allen Nuancen von Gelb und Rot schimmert, durch die hellen Flecke der Eingeborenendörfer mit ihren Bananenheinen und dem, wie hier am Sannaga üblich, sauber mit Muscheln und Austernschalen beworfenen Strand. Hier und da zeigen sich im dichten Laub von Ast zu Ast fortschwingende Affenfamilien, mit lautem Geschrei durchziehen Schwärme von grauen Papageien die Luft, zierliche schwarz und weiss gesprenkelte Königsfischer wiegen sich auf den schlanken Zweigen des Ufergebüschs, um sich mit raschem

Ruck so schnell auf ihre Beute zu stürzen, dass das Wasser platscht, als wenn ein Stein hineingeworfen wird; graue, braune und weisse Fischreihen sind wie Schildwachen hier und da am Ufer verteilt, und hoch oben im blauen Äther ziehen Adler ihre einsamen Kreise.

Die Ufer des Sannaga sind mit Missionsstationen, leider beiderlei Konfession, fast überreich besetzt; der Volksmund hat daher dem schönen Strom den Spottnamen „Kirchenstrasse“ beigelegt; rechts und links, wohin man blickt, kleine, spitze Kirchtürme und Schulen aus Wellblech, so nahe aneinander, dass man fast überall von einem den andern erblicken kann und fortwährend Geläute hört; und dabei immer ein Ort katholisch, der andere evangelisch. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung dieses Durcheinander in den Köpfen der Schwarzen anrichten muss. Der Eingeborene betrachtet das Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen wie eine Art kaufmännischer Konkurrenz — es gibt wenig junge Malimbese, die nicht beide durchprobiert hätten; ein alter Häuptling sagte mir einmal: „Ihr Christen seid doch komische Menschen, ihr habt ja nicht einmal ein und denselben Gott.“ Eine solche Anschauung trägt gewiss nicht dazu bei, das Ansehen der Mission und der christlichen Lehre zu heben, und ich halte es für sehr bedauerlich, dass der Vorschlag, den ich vor Jahren gemacht hatte, nämlich das Wirkungsgebiet und Arbeitsfeld der beiden Konfessionen örtlich durch eine geographische Grenzlinie zu trennen und festzulegen, gegen den Widerspruch der beteiligten Missionsgesellschaften nicht durchzusetzen war.

In vier Stunden erreichten wir die Flussmündung und nahmen Quartier in der gesund und luftig am Strande gelegenen Woermann-Faktorei, deren Vorsteher, Kapitän Lüttge, gerade mit Verschiffen einer grösseren Ladung nach der auf der Reede ankernden, mir ja so wohlbekannten „Aline Woermann“ beschäftigt war. Es fiel auf, dass ausser dem üblichen Massenartikel — Palmöl und Palmkerne — hier auch viel Elfenbein, ganze Elefantenschädel, Proben edler Holzarten und Gummikopal zum Versand gelangte. Es regnete stark, trotzdem schossen wir eine ganze Anzahl wilder Tauben, die hier an der Sannagamündung morgens und abends in grossen Scharen zu schwärmen pflegen und einen sehr wohlschmeckenden Braten liefern. Ohne weiteren Zwischenfall trafen wir am 31. alle wohlbehalten in Duala wieder ein.

Am 1. September brachte „Nachtigal“ von Kribi den Kommandeur von Stetten mit dem Rest seiner Expedition; Stetten berichtete

mir eingehend über seine Erlebnisse, wobei wir nochmals die Unzulänglichkeit des jetzigen Truppenbestandes feststellten. Am 5. entsandte ich Stetten, der die Heimreise mit einem französischen Dampfer zu machen gedachte, mit „Nachtigal“ nach Gabun (Libreville).

Das Fieber, welches ich mir in Edea zugezogen, wollte gar nicht mehr dauernd weichen, kehrte vielmehr von nun an fast in regelmässigen Zwischenräumen wieder und steigerte sich mehrfach, so am 5. und 6. und am 16. und 19., zum Schwarzwasserfieber. Ich arbeitete in den gesunden Tagen trotzdem, so gut es ging, und hielt mich soviel wie angänglich auf hoher See auf. Immerhin aber war es zwischen mir, Dr. Seitz und Dr. Plehn beschlossene Sache, dass ich mit dem im Oktober fälligen Marineablösungsdampfer einen längeren Heimatsurlaub antreten sollte. Die Genehmigung hierzu war von der Kolonialabteilung schon erteilt worden. Am 13. September traf Oberleutnant Bartsch von der Schutztruppe ein, der sofort zu Dominiks Ablösung nach Jaunde in Marsch gesetzt wurde. Mitte des Monats fuhr ich mit „Nachtigal“, auf der ich von nun an bis zu meiner Abreise mein Hauptquartier aufschlug, nach Viktoria in Begleitung von Dr. Plehn, der hier verschiedene schwere Krankheitsfälle zu behandeln hatte. Herr von Lucke besuchte mich an Bord, und zwar zu meiner grössten Überraschung in Begleitung der bekannten englischen Afrikaforscherin Miss Mary H. Kingsley, die uns in ihrem Werk „Travels in Westafrika“ (1897, London) eine anschauliche und lebendige Schilderung des Lebens an der westafrikanischen Küste hinterlassen hat. Miss Kingsley war in jeder Beziehung ein Original; ihr Vater, selbst Gelehrter, hatte sie ganz in seinen Fusstapfen erzogen; ihre Spezialität war die wissenschaftliche Erforschung tropischer Süsswasserfische. Sie reiste sehr selbständig ohne andere Begleitung als ein paar Krujungen aus Monrovia, mit denen sie auch tagelang auf dem Kamerungebirge umherkletterte. Ich behielt sie zum Lunch an Bord und da es heiss war, liess ich Anker aufnehmen und ein paar Stunden in See hinausfahren, was zwar angenehme Kühlung brachte, aber nicht ohne ein kleines Abenteuer ablief. Während wir nämlich in voller Fahrt im tiefsten Wasser bei der Ambasinsel vorbeifuhren und ich meinem englischen Gast gerade die verschiedenen Buchten und Vorgebirge der Küste erläuterte, gab es einen heftigen Stoss, so dass der Dampfer in allen Fugen zitterte und still zu stehen schien. Sollten wir einen bis dahin noch unbekannten Felsen entdeckt haben?

Kaum denkbar. Ich eilte aber doch schleunigst auf die Brücke zum Kapitän, der mich sofort beruhigte und auf einen langen blutigen Streifen auf der Meeresoberfläche hinwies; wir hatten einen offenbar schlafenden, dicht unter der Oberfläche der See treibenden Walfisch quer angerannt, der nun, schwer verwundet, sein Heil in der Flucht suchte. Miss Kingsley war über diese ihr noch nicht vorgekommene besondere Aufmerksamkeit bass erstaunt und ich hatte seit diesem Ereignis offenbar einen Stein im Brett bei ihr, wie aus der humoristischen Schilderung ihres Aufenthalts bei mir hervorgeht, aus der ich nachfolgend auch zu weiterer Beherzigung einige Sätze im Original folgen lasse:

S. 548ff.: „On the whole, German colonial methods in Africa are more akin to English than to French . . . Germany has one of the main English fault's in an emphasized state—namely, a want of due appreciation of the work of the men who serve her in Africa. Time after time I have come across cases of German officers in Cameroon who have done their country good and noble service, and who yet, on their return to the Fatherland they have loved so well, have found, not only a want of due reward, but worse. — . . . The sin of her ingratitude to those men who have served her in Cameroon will find her out, and no longer will her best and bravest sons risk their honour in her service.

. . . I also see in German newspapers that Governor von Puttkamer has been accused of severity to natives in Cameroon, and I and those Englishmen who know him have no hesitation in saying this accusation is also unfounded.“

Das schreibt eine Vollblut-Engländerin, die insgeheim Kamerun nur zu gern englisch sehen würde, in ihrem angeborenen Gerechtigkeitsgefühl. Wenn sie meine späteren bitteren Erfahrungen hätte voraus ahnen können, würde sie wohl hinzugefügt haben: „Oh my prophetic soul!“

„Herr v. Puttkamer asked me to breakfast . . . I had a very pleasant afternoon, and a good deal of material for a work on the Natural History of Governors which I do not intend to publish, but I will just state that all the West Coast Governors, what ever may be the nation they represent, are exceedingly good society. The Governor of Cameroon I consider the best; he is the most experienced for one thing. He was Governor in Togo before he came to Cameroon, and also was for some time in Lagos and on the Niger.

... Governor v. Puttkamer has a peculiarity not shared by any other Governor on the Coast. He likes the sea, so during breakfast the „Nachtigal“ was ordered to steam about the bay, which she energetically did. Fortunately, I like the sea too, or — well! as it was, the only inconvenience we suffered was getting a heavy shock in the middle of the meal. We thought we had discovered a new rock, but found we had only struck a sleeping whale. What the whale thought I do not know, but it made a considerable fuss and left the bay without a word of apology to the Governor.“

Der herzensguten Schreiberin, der die Tugend der Dankbarkeit so hoch stand, habe ich stets ein dankbares Andenken bewahrt. Sie sollte nicht mehr allzu viele Fälle von Undank, den sie so treffend brandmarkte, erleben. Sie starb wenige Jahre nach dem Erscheinen ihres Buches in Kapstadt, ein Opfer ihres Mutes und ihrer Afrikapassion.

Nachdem ich meine Gäste und mit ihnen Dr. Plehn an Land gesetzt, fuhr ich über See nach der spanischen Insel Fernando Po, um die dortigen Verhältnisse zunächst einmal wenigstens oberflächlich kennen zu lernen und dem Generalgouverneur der Insel meinen ersten offiziellen Besuch abzustatten. Die Fahrt von Viktoria bis Santa Isabel, dem Haupthafen der Insel, dauert nur drei Stunden; der Hafen ist zwar klein, aber sehr tief und gegen Stürme und allzu heftige Seebrise durch hohes Land und Berge vortrefflich geschützt. In dem Generalgouverneur Don Juan d'Ibarra, einem ehemaligen Seeoffizier, fand ich einen ungemein sympathischen, wohlwollenden und unterrichteten Mann, mit dem ich bis zu seinem Tode — auch er starb am Fieber kurz vor meiner letzten Abreise aus Afrika — immer gute Freundschaft und getreue Nachbarschaft gehalten habe. Fernando Po hat eine Grösse von rund 2000 qkm und besteht, mit Ausnahme der höchsten Erhebungen, durchweg aus fruchtbarem Berg- und Plantagenland, welches teilweise durch eine ganze Reihe von kleineren Pflanzungen in Bewirtschaftung genommen worden ist. Die Insel gehört zu der Reihe vulkanischer Erhebungen, die, vom Kamerungebirge ausgehend, als die Inseln Fernando Po, Principe, St. Thomé und Annobom aus dem Meere emporsteigen. Der Pik, die höchste Spitze der Insel, ist etwa 3000 m hoch, also rund 1000 m niedriger als der Gipfel des Kamerungebirges. Wenn auch die Insel Fernando Po in den letzten Jahren etwa 3 Mill. kg Kakaobohnen nach Spanien verschickte, so harret doch der bei weitem grösste Teil der Insel noch der Er-

schliessung, für welche selbstverständlich auch alle andern Tropenpflanzen in Betracht kommen. Da die Insel nur 35 km vom deutschen Festlande entfernt ist, wird sie nicht mit Unrecht als das „Helgoland“ Kameruns bezeichnet; und da sie den Spaniern bei der eigenartigen Verwaltungsmethode nicht nur nichts einbringt, sondern noch erhebliche Zuschüsse erfordert, so halte ich es für durchaus angezeigt, wenn die deutsche Regierung beizeiten an ihren Erwerb denkt und die erforderlichen Schritte hierfür vorbereitet. Ich habe dies wiederholt angeregt und auch feststellen können, dass deutsches Kapital für eine rationelle Bewirtschaftung von Fernando Po immer zu haben sein wird.

Die verschiedenen Besuche an Land und an Bord und längere Fusswanderungen durch die Kakaoplantagen der Insel hatten meine Kräfte derart erschöpft, dass ich für wirklich intensive Arbeit kaum noch zu gebrauchen war; bei meiner Ankunft in Kamerun erklärte mir Dr. Plehn rund heraus, dass ich überhaupt das Land nicht mehr betreten dürfe, um nicht immer wieder mir neue Fieberattacken zuzuziehen. Ich blieb also auf der „Nachtigal“ wohnen und regierte von dort aus, so gut es eben ging und wie es vor Jahren auch schon Freiherr von Soden wochenlang gemacht hatte, wenn das Klima ihm zusetzte. Dr. Seitz war täglich einige Stunden bei mir und legte mir die neuen Eingänge und laufenden Sachen zur Entscheidung vor. Auch sonst erhielt ich viel Besuch, so besonders von unsern Kriegsschiffskommandanten, von Dr. Plehn und seiner allezeit hilfsbereiten Gattin, von Dr. Ziemann, dem späteren Nachfolger Plehns, von Brauchitsch aus Edea, von Krankenschwestern, Kaufleuten, Missionaren und schliesslich sogar auch eines schönen Nachmittags vom alten King Bell, der mir von früher her mit einer gewissen Anhänglichkeit zugetan war und sich auch einmal von meinem Wohlbefinden überzeugen wollte. Am 21. holte ich Dominik von Kribi ab, der mir von Jaunde und von seinen letzten Erlebnissen ungemein interessant erzählte und gemeinschaftlich mit mir ebenfalls einen Heimatsurlaub antreten sollte. Wir waren täglich viele Stunden lang zusammen, in langen Unterhaltungen Pläne schmiedend, plaudernd von Vergangenheit und Zukunft, fest entschlossen, das grosse Ziel nie aus den Augen zu verlieren. Und oft hat mich später Dominiks jugendliches Ungestüm mit fortgerissen und überzeugt, wenn der kühl abwägende Verstand zögern und überlegen wollte und nicht immer eingedenk war des alten, ewig wahren Spruches: *fortes fortuna adjuvat*. Besonders darüber wurden wir

uns einig, dass sobald wie irgend möglich nach Unterwerfung von Südadamaua auch Nordadamaua und alles deutsche Gebiet bis zum Tschadsee nun auch tatsächlich der deutschen Herrschaft unterstellt werden müsse, eine lockende Aufgabe, die ich damals schon Dominik zudachte und die er dann später in gewohnter mustergültiger Weise durchgeführt hat. Am Abend dieses Tages gab es Dominik zu Ehren ein kleines freundschaftliches Essen bei Kapitän Walther an Bord des inzwischen aus Kapstadt wieder eingetroffenen „Sperber“. Ich konnte mir trotz meines fiebrigen Zustandes die Freude nicht versagen, auf kurze Zeit hieran teilzunehmen



Pferdeappell in Buea.

und bei dieser Gelegenheit Dominik den Roten Adlerorden zu überreichen, den man mir auf meinen Antrag aus Berlin für den verdienten Offizier gerade hatte zugehen lassen. Es war eine sehr hübsche intime Feier, von der ich mich leider mit Rücksicht auf meine Gesundheit noch vor Schluss des Mahles auf mein Krankenzimmer zurückziehen musste. Am 23. erschien der Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Salier“ im Hafen und brachte die Ablösung für die Marinestation. In dem Führer des neuen Kommandos und künftigen ältesten Offizier der westafrikanischen Station begrüßte ich mit Freude meinen alten Freund Korvettenkapitän Reincke, mit dem ich schon im Jahre 1886, als er noch erster Offizier auf S. M. S. „Cyklop“ war, so manche stürmische Fahrt in den Kameruner Gewässern unternommen hatte. Ich schiffte mich sofort an Bord des „Salier“ ein; nachdem die Ablösung vollzogen und auch

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

Dominik mit Sack und Pack und einer grossen ethnographischen Sammlung untergebracht war, verliessen wir am 27. Oktober Kamerun mit fliegender Heimatswimpel und dem gewissen halb freudigen, halb wehmütigen Gefühl, welches wohl jeden überkommt, der die ihm durch erfolgreiche Arbeit lieb gewordene afrikanische Heimat auf längere Zeit verlassen muss. Noch einen kurzen Fieberanfall hatte ich durchzumachen; bald aber, als wir Monrovia verlassen hatten und ein frischer, kühler Passat uns entgegen wehte, schwanden alle Tropenbeschwerden, wie weggeblasen, und schon am 3. November, an dem der Passat sich zu einem ganz hübschen Nordsturm entwickelte, befand ich mich vollkommen wohlauf und guter Dinge. Trotzdem aber hatte ich beschlossen, dem Rat der Ärzte zu folgen, und nicht unmittelbar in den nordischen Winter hinein zu reisen. Ich schiffte mich daher am 5. November in Las Palmas (Grand Canaria) aus und bezog Quartier in dem mir wohlbekannten und damals vorzüglich geleiteten Hotel Santa Catalina, während der „Salier“ mit Dominik und den anderen Freunden seine Reise fortsetzte.

Für einen afrikanischen Rekonvaleszenten war das Catalina-Hotel mit seinen luftigen und freundlichen Räumen und seiner einfachen aber vortrefflichen Kost ganz der geeignete Aufenthalt; ich traf viel alte Bekannte, hauptsächlich Engländer, und machte recht interessante neue Bekanntschaften; Lektüre, Spaziergänge, Spazierritte auf der Insel, Tennis- und Golfspiel, ja sogar ein solenner Ball füllten die Zeit in anregender Weise aus; besonders genussreich war eine Wagenfahrt quer über die Insel nach den an der Nordküste romantisch gelegenen Landstädtchen Guia und Galdar, in der Umgebung des letzteren Ortes wird von den Bewohnern der Insel Zuckerrohr in grossen Mengen angebaut; ein betriebsamer Schotte, Mr. Wilkie, hat hier eine grosse Zuckerfabrik in Betrieb und machte anscheinend recht gute Geschäfte dadurch, dass er mit sämtlichen grösseren Zuckerbauern feste Lieferungsverträge abgeschlossen hatte. Am 25. November verliess ich die Insel und die heitere Gesellschaft des Catalina-Hotels mit dem französischen Dampfer „Aquitaine“ von der Gesellschaft Transports Maritimes; das Wetter war gut, der Wind von achtern, die Gesellschaft herzlich schlecht, so dass ich, was mir ja nicht unangenehm, ganz auf mich allein angewiesen war. Unvergesslich schön war die Nacht des 27., in der wir bei hellem Mondschein die Strasse von Gibraltar passierten und ich mit einem letzten Blick auf die Lichter der marokkanischen Küste für eine Weile von Afrika Abschied nahm.

Kapitel III.

Urlaub in Deutschland. — Jaundeaufstand. — Expedition v. Kamptz. — Dominik nachgesandt, wieder in Jaunde. — Dr. Gleim, Dr. Döring, Professor Wohltmann. — Plantagenpläne mit Dr. Zintgraff und Dr. Esser. — Reise nach Jaunde und an den Sannaga.

Den grössten Teil des Jahres 1896 weilte ich in Deutschland nicht nur auf Urlaub, sondern auch wochenlang zur Arbeit in der Kolonialabteilung herangezogen. Letzteres war mir recht erwünscht, da ich einerseits durch den verlängerten Aufenthalt im nordischen Klima den immerhin stark mitgenommenen Organismus für einen neuen Tropenaufenthalt stählen konnte, andererseits nun auch in der Lage war, meine Wünsche und Anforderungen für die mir anvertraute Kolonie gleich persönlich vor die rechte Schmiede zu bringen. In Kamerun ereigneten sich in dieser Zeit allerhand unerfreuliche und erfreuliche Dinge, die ich hier nur kurz streifen will. Wie schon erzählt, hatte in Jaunde Oberleutnant Bartsch von der Schutztruppe an Stelle Dominiks die Leitung übernommen, und da hatte sich wieder einmal gezeigt, wie in Afrika noch mehr als anderswo die Persönlichkeit alles bedeutet. Bartsch, vom besten Willen beseelt, ein schneidiger und einsichtiger Offizier, aber vollkommen Neuling in Afrika, mit den Verhältnissen des Landes und den Eigenheiten der Bevölkerung nicht vertraut und der Landessprache unkundig, war mit den Jaundestämmen nicht fertig geworden; es hatte sich eben die Tatsache bewahrheitet, dass die Neger, ehe sie wirklich zuverlässige Untertanen werden, unter allen Umständen erst einmal blutigen Ernst fühlen wollen und auf die Dauer nur dem gehorchen, der sie im Kampf besiegt hat. Offenbar hatten die Jaundehäuptlinge Bartsch eine gewisse Unsicherheit im Auftreten bald genug angemerkt, es war bei seinem Unbekanntsein im Lande hinter seinem Rücken zu einer Verschwörung gegen die ihnen nicht immer ganz bequeme Herrschaft der Station gekommen und mit einem Male brach der Aufstand aus. Bartsch war gezwungen, sich auf eine Reihe von verlustreichen Busch-

gefechten mit den Rebellen einzulassen und musste sich schliesslich, selbst schwer verwundet, mit einigen 20 der ihm gebliebenen Soldaten nach Lolodorf durchschlagen, während die Station Jaunde selbst von dem Assistenten Rabischong und einer sehr schwachen Besatzung mühsam gehalten wurde. Der neuernannte Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Kamptz, war im Einverständnis mit meinem Vertreter, Dr. Seitz, alsbald mit allen verfügbaren Streitkräften in das aufständische Gebiet einmarschiert und hatte den Aufstand in mehreren ziemlich blutigen Zusammenstössen mit den Rebellen energisch niedergeworfen. Kamptz, der am 26. Januar von Kribi aufgebrochen war, traf erst am 26. Februar zum Entsatz der Station in Jaunde ein. Er hatte schon vor dem Njongfluss und dann durch das ganze Gebiet unausgesetzt fechten müssen, hatte in richtiger Erkenntnis der Sachlage rücksichtslos durchgegriffen, und, wie Dominik auf S. 157 seines Werkes „Kamerun“ sich ausdrückt, den unruhigen Elementen in Jaunde einen gründlichen Denkwort gegeben, der dann auch einen nachhaltigen Eindruck erzielt hat. Da Kamptz ohne Offizier war — es standen ihm lediglich sechs europäische Unteroffiziere, unter ihnen Lazarettgehilfe Schötz und Büchsenmacher Zimmermann zur Verfügung — hatte inzwischen Dominik auf meine Veranlassung sofort wieder die Ausreise angetreten und war dem Kommandeur mit weiteren, unterwegs in der Eile angeworbenen Rekruten in Eilmärschen gefolgt. Dominik berichtet über seine Eindrücke an derselben Stelle wie folgt: „Mir blutete das Herz, als ich das Jaundeland, das ich vor drei Monaten durchzogen hatte, wo aus reichen Dörfern und blühenden Feldern überall freundliche Menschen mich begrüsst hatten, jetzt verwüstet und verlassen fand. Nur schwarze, verbrannte Balken, zerschlagene Töpfe und umgeschlagene Pflanzen erinnerten an die einstigen Wohnstätten. Bis zum Njong sah ich überhaupt kaum Menschen. Jenseits des Flusses, wo ich fast jeden Häuptling von Angesicht zu Angesicht kannte, waren die Leute zutraulicher. Sie kamen von allen Seiten herbei und baten mich um meine Fürsprache beim Kommandeur. Sie waren verführt worden, hatten nach echter Negerart, als sie geglaubt hatten die Stärkeren zu sein, zugehauen und waren jetzt, nachdem sie so gründlich das Gegenteil hatten fühlen müssen, vollkommen gebrochen. Es mag wunderbar klingen, aber mit jedem Volksstamm in Kamerun ist es, solange er noch nicht die deutschen Waffen verspürt hat und weiss, dass der Gouverneur der Stärkere ist,

gerade wie mit einem jungen Hunde, der noch nicht die Staupe gehabt hat, d. h. man weiss noch nicht, was man eigentlich von ihm hat.“

Dominik beschreibt dann selbst in seinem Buche, wie er allmählich das Zerstörte wieder aufbaute und das Jaundegebiet unter seiner verständigen Leitung von neuem aufblühte.

Zusammen mit Dominik waren nach Kamerun hinaus gefahren Dr. Otto Gleim, der nachherige Gouverneur, als Richter für die Kolonie, Dr. Döring als Vertreter für den Regierungsarzt, und last not least Professor Wohltmann, der bekannte Agrikulturchemiker, dessen Verdienste um die Erforschung des Landes, die Untersuchung des Bodens und der gesamten landwirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Kameruns gar nicht genug anerkannt werden können, und dessen Name daher in der Geschichte Kameruns einen unvergänglichen Ehrenplatz verdient.

Während meines Urlaubs hatte sich Dr. Eugen Zintgraff mit mir in Verbindung gesetzt, um mein Interesse für ein schnelleres Tempo in der Plantagenwirtschaft zu gewinnen. Nur zu gern war ich auf seine Pläne eingegangen, und in Dr. Max Essers Person hatten wir bald den Mann gefunden, der mit der ihm eigenen Energie, Umsicht und Schaffensfreudigkeit unsere Pläne verwirklichen sollte. Esser hatte sich sofort bereit erklärt, die Gründung eines grossen Plantagenunternehmens bei Viktoria am Kamerungebirge in die Hand zu nehmen und nur zur Bedingung gemacht, vor Beschaffung grösserer Kapitalien und Organisation der Gesellschaft sich persönlich von den Verhältnissen zu überzeugen. So war er nach einer feucht-fröhlichen Abschiedsfeier im Klub von Berlin, die wohl allen Teilnehmern heute noch in lebhafter Erinnerung geblieben sein dürfte, mit Zintgraff und einigen Begleitern im Frühjahr 1896 ebenfalls nach Kamerun gereist, hatte Land und Leute an Ort und Stelle in Augenschein genommen, die Verhältnisse gründlich studiert und zum Schluss noch eine damals recht beschwerliche Expedition ins Baliland unternommen, wo er mit Zintgraffs altem Freunde, dem Balihäuptling Garega, ebenfalls Freundschaft schloss und sich somit in kluger Voraussicht durch einen feierlichen Vertrag mit dem Häuptling ein grösseres Stück Land als festen Stützpunkt in Bali und dauernden Zuzug von Plantagenarbeitern sicherte. Es ist ein unzweifelhaftes und gar nicht genügend anerkanntes Verdienst des Dr. Esser, dass er hierdurch mit sicherem Griff den einzigen Weg einschlug, der zu einer

wirksamen Verbesserung der Arbeiterverhältnisse an der Küste und auf den Plantagen führen sollte. Während Esser heimkehrte, um die Gründung der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria (W. A. P. V.) zu betreiben, blieb Dr. Zintgraff, dem als Assistent sein Freund, Leutnant zur See a. D. Bornmüller gefolgt war, in Kamerun, um an dem heutigen Kakaohafen in der Nähe von Viktoria, wo ihm von der Regierung ein grösseres Landgebiet überlassen war, gleich die ersten Einrichtungen für die neue Gesellschaft zu treffen.

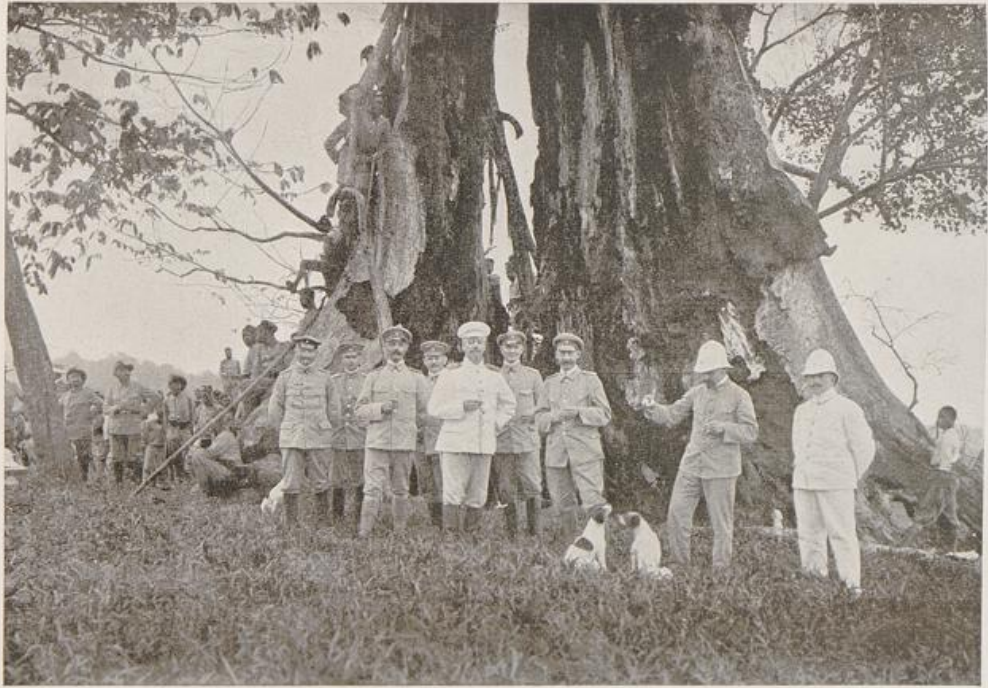
Der Herbst des Jahres fand mich selbst wieder frisch gestärkt zu neuen Taten in Kamerun, und zwar sollte meine erste Tat eine Reise nach Jaunde sein, wo ich Dominik und die Jaundestation inspizieren und mich persönlich von der Lage der Dinge am oberen Sannaga überzeugen wollte. Meine kleine Expedition war folgendermassen zusammengesetzt:

Oberleutnant von Carnap-Quernheimb (bestimmt zur Ablösung des Leutnants Dominik in Jaunde), Büchsenmacher Zimmermann als Unteroffizier bei dem Ablösungskommando der Kaiserlichen Schutztruppe, Bautechniker Hinrichs als Stationsassistent für Jaunde (Ersatz für den am Schwarzwasserfieber verstorbenen Assistenten Rabischong); die farbigen Feldwebel Zampa und Audu und 60 Mann der Kaiserlichen Schutztruppe (40 Mann zur Ablösung eines Teils der Jaunde-Garnison bestimmt); zirka 170 Träger; ein Pferd. Besagtes Pferd erregte eine Menge Kopferbrechen. Es war ein kleiner, harter und schneidiger Schimmelhengst, den sich Gravenreuth einst aus Lagos mitgebracht hatte und der nach seinem Tode in die Hände des Häuptlings Manga Bell geraten war; Manga, der wie alle Duala von Tierbehandlung keine Ahnung besass und speziell vor Pferden eine entsetzliche Angst empfand, hatte wohl die Absicht gehabt, mit seinem Schimmel hoch zu Ross auf der Jossplatte und in den Dualadörfern zu paradieren, wie er es wohl von den mohammedanischen Fullahgrossen gehört haben mochte. In diesem Falle aber hatte er die Rechnung ohne den Wirt oder vielmehr ohne den Schimmel gemacht; nur einmal in seinem Leben wagte er den kühnen Versuch, sein Leibross zu besteigen; das endete aber mit einem kläglichen Unglücksfall; er verzichtete also auf die Reiterei, und seitdem trieb sich der Schimmel so gut wie herrenlos auf den Grasflächen und vergrasten Wegen der Jossplatte umher, wohl aus Beschäftigungslosigkeit seine schlechte Laune nicht selten durch heimtückische Überfälle auf harmlose Spaziergänger aus-



Felddienst in Soppo,

lassend. Von meinen eigenen Pferden war in meiner Abwesenheit eins eingegangen, das andere in den Besitz des Dr. Seitz über-



Felddienst in Soppo,

lassend. Von meinen eigenen Pferden war in meiner Abwesenheit
eins eingegangen, das andere in den Besitz des Dr. Seitz über-

gegangen und so war ich froh, als ich den berühmten Gravenreuth-Schimmel, genannt Charlie, für 100 Mark in meinen Besitz bringen konnte. Wenn auch alle Sachverständigen, vor allem Hauptmann von Kamptz, der den Weg, den ich vor mir hatte, vor nicht allzu langer Zeit von Jaunde herunter marschiert war, dringend abrieten, und es für eine Unmöglichkeit erklärten, ein Pferd lebend von Kribi nach Jaunde zu bringen, geschweige denn zu reiten, beschloss ich dennoch, den Versuch zu wagen, eingedenk meiner Erfahrung im Togolande und wohl wissend, wie angenehm es ist, wenn man unterwegs die vom angestrengten Marschieren in der tropischen Hitze ermüdeten Beine, wenn auch nur auf kurze Strecken, über den Sattel hängen kann, und dass vier Beine auf die Dauer immer noch besser sind, als zwei. Am 26. Dezember wurde meine ganze Gesellschaft mit allen Expeditionslasten an Bord der „Nachtigal“ verladen, und über Viktoria, wo ich in Abwesenheit Zintgraffs noch eine kurze Besprechung mit Bornmüller hatte, dampften wir bei schönem Wetter und glatter See nach Kribi, wo mit Unterstützung des Bezirksamtmanns von Oertzen das Ausladen der Expedition rasch noch vor Eintreten der Dunkelheit beendet wurde. Oertzen wunderte sich, dass sich kein Arzt bei der Expedition befand und behauptete, es sei ein Unding, dass der Gouverneur eine auf mehrere Monate berechnete Buschexpedition ohne jeden ärztlichen Beistand unternähme. Er hatte ja wohl recht, allein es stand eben kein Arzt zu meiner Verfügung, da es doch ausgeschlossen war, den einzigen Regierungsarzt seinen mühevollen Pflichten in Duala zu entziehen; der Personalbestand beim Gouvernement war eben damals nichts weniger als ausreichend. Übrigens, sei es Zufall oder Absicht, ich weiss es wirklich nicht mehr genau, habe ich auch meine sämtlichen späteren und viel ausgedehnteren Reisen durchs ganze Schutzgebiet immer ohne Arzt ausgeführt. Eins aber habe ich auf den dringenden Rat unseres vortrefflichen Dr. Plehn von dem Tage meiner Abreise an zum Schutz gegen Fieberinfektion und sonstige klimatische Unbilden dauernd durchgeführt, nämlich jeden fünften Tag ganz streng nach dem Kalender $\frac{1}{2}$ g Chinin prophylaktisch zu mir zu nehmen und bei besonderen Anstrengungen und Strapazen und in besonders ungesunden Gegenden auch noch etwas mehr. Plehn hat auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen und eingehenden bakteriologischen Untersuchungen allen seinen Schutzbefohlenen, die mit Recht unbedingtes Vertrauen zu seiner Kunst und seiner Einsicht hegten, diese Art

von Prophylaxe anempfohlen, lange schon ehe sein berühmter Kollege Geheimrat Koch auf die gleiche Idee verfiel. Und so viel ich weiss, hat es niemand bereut, Plehns Rat befolgt zu haben, ich wenigstens bin seit jener Zeit von irgendwie nennenswerten Fieberattacken völlig verschont geblieben. Die drei nächsten Tage waren den verschiedenartigsten Reisevorbereitungen, Einkauf von Tauschartikeln, Einteilung der Lasten, Musterung der Träger u. dgl. gewidmet, wobei der unübertreffliche Zimmermann, der mir als Expeditionsmeister diente, seine geradezu hervorragenden Talente auf diesem Gebiet zu entwickeln reiche Gelegenheit fand. In meiner ganzen afrikanischen Praxis ist mir kein Mensch wieder vorgekommen, der es wie der behende, immer vergnügte und wirklich fast allgegenwärtige Zimmermann verstand, eine Expeditionskolonne zu organisieren und schon am frühen Morgen marschbereit zu halten. Er bewährte sich als solcher während der ganzen Reise, dank ihm war es mir möglich, stets bei Tagesanbruch, also spätestens gleich nach sechs Uhr morgens abzumarschieren, eine Gewohnheit, die ich auch späterhin auf all meinen Reisen, wo irgend möglich, beibehalten habe. Man ist so in der Lage, die kühlen Morgenstunden voll auszunutzen, immer verhältnismässig früh das gewählte Nachtquartier zu erreichen und vor allem das Menschen und Tiere aufs äusserste ermüdende Marschieren in den späten Nachmittag hinein zu vermeiden. Es ist das eine so einfache und gegebene Massnahme, dass es mich immer wieder wundert, wenn ich in afrikanischen Reisebeschreibungen lese, wie die Reisenden etwa um 8 oder 9 Uhr oder noch später ihren Abmarsch angetreten haben. Leider musste Herr von Carnap während dieser Zeit ein ziemlich heftiges Fieber durchmachen, so dass er ausserstande war, hilfreiche Hand anzulegen. Ich inspizierte ausserdem noch das Bezirksamt, das Zollamt und besuchte die dortige Pallotinermission, deren Fortschritte ich im ganzen recht erfreulich fand. Endlich begleiteten die Expedition noch vier Haussa-Händler, welche dank der unermüdlichen Tätigkeit des Stationschefs Dominik sich entschlossen hatten, aus dem Haussadorf der Ngilla-Stadt nach Jaunde und von dort zur Küste zu kommen, um in Kribi und Batanga ihre Waren, besonders Elfenbein, gegen europäische Handelsartikel umzusetzen; sie wollten nun unter dem Schutze meiner Expedition nach Adamaua zurückkehren und ihren staunenden Landsleuten erzählen, dass es aus Südadamaua einen kürzeren und ebenso sicheren Weg zu europäischen Faktoreien gäbe, als die bisher ausschliesslich

von ihnen begangene Strasse Tibati—Banjo—Jola nach Norden. Dies erstmalige Durchbrechen von Haussahändlern aus Adamaua nach der deutschen Küste war ohne Zweifel von ausserordentlicher Bedeutung für den Handel Kameruns, besonders des Südbezirks, und erfüllte die Herzen der Kribikaufleute und der sog. „Löwen von Batanga“ mit Freude. Es war vorauszusehen, dass die immerhin damals noch reichen Elfenbeinschätze des deutschen Hinterlandes nun nicht mehr, wie bisher, ausschliesslich ihren Weg über Jola ins englische Gebiet, oder über Gaza ins französische Gebiet nehmen, sondern allmählich immer mehr dem deutschen Schutzgebiet zugute kommen würden.

Carnap war am 30. fieberfrei, und so brach ich denn mit meiner Kolonne am 31. Dezember morgens früh 6 Uhr von Kribi auf, bis zum Urwald, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden weit, von Herrn von Oertzen begleitet. Nun hörten die Eingeborenenhütten und Farmen auf, jede Spur menschlicher Tätigkeit war mit einem Schlage verschwunden, wir waren in den Urwald eingezogen, in denselben Urwald, in dem vor Jahren Kund und Tappenbeck so unendliche Mühseligkeiten erduldet hatten. Das eigenartige Gefühl, welches beim Betreten eines unbewohnten Urwaldes einen jeden beschleicht, lässt sich kaum schildern; man muss das eben erlebt haben. Riesenhoch, den Säulen eines Domes gleich, ragen die mächtigen Stämme des Laubwaldes zum Himmel empor, sich über unseren Häupten zu einem selbst für die Tropensonne undurchdringlichen Blätterdach verbindend; dazwischen klettert ein buntes Gewirr von Gummilianen und andern Schlingpflanzen wirr durcheinander; bald ist der Blick eingeeengt durch geschlossene grüne Wände, durch welche man sich nur mit Axt und Haumesser einen Pfad bahnen kann, bald lichtet sich das Unterholz, so dass die Stämme der Waldriesen ganz besonders eindrucksvoll wirken; dem schwarzen, immer feuchten, mit einer dicken Lage abgefallener, vermoderter Blätter bedeckten, von Wurzeln und Gestrüpp durchzogenen Boden, entsteigen schwüle, süssliche Dünste; ringsum tiefes, geheimnisvolles Schweigen, nur selten unterbrochen durch den Schrei eines Turako oder eines Affen. Eine Art von Beklemmung legt sich wie ein grauer Schatten selbst auf das sorglose Gemüt der Schwarzen, das fröhliche Geplauder und der Singsang, mit dem sie vorher ihren Marsch begleiteten, ist verstummt. Zwei eingeborene Führer, Mabea aus Kribi, schreiten rüstig voran, hinter ihnen reite ich auf meinem Schimmel, dann folgen ein paar Soldaten, dann die lange Reihe der Träger,

Zelt- und Proviantlasten und eiserne Expeditionskoffer in geflochtenen Kiepen teils auf dem Kopf, teils auf dem Rücken tragend, je nach Stammes- und Landessitte; zwischen den Trägern in Abständen verteilt einzelne Soldaten, um die Marschordnung aufrecht zu erhalten; ein Tross von Weibern und Kindern hat sich angeschlossen, was ich bei friedlichen Expeditionen schon im Interesse der Verpflegung von Soldaten und Trägern, wo irgend möglich, stets gestatte; ernst und aufrecht wandeln die Haussahändler mit ihrem Anhang in geschlossener Gruppe des Weges; Zimmermann, der stets Behende, war bald vorne bei mir, bald mitten in der Kolonne, überall zum Rechten sehend; den Schluss macht Carnap mit seinem schwarzen Diener und einem Hornisten der Schutztruppe. Dass ein Europäer das Ganze schliesst, ist auf solchen Märschen unumgänglich notwendig, der allgemeinen Kontrolle halber und um Nachzügler vorwärts zu bringen und Dispositionen wegen maroder Leute zu treffen; da alles im Gänsemarsch vor sich geht und die Abstände ziemlich gross sind, ist die Kolonne recht lang und windet sich wie eine Schlange durch den Urwald. Führer wären kaum nötig gewesen, denn auf dem sauber frei geschlagenen, fast 2 m breiten Waldwege ist ein Verirren fast ausgeschlossen. Wo die häufig den Weg kreuzenden Waldbäche des sumpfigen Untergrundes wegen nicht zu durchschreiten sind, hat das Bezirksamt für primitive Überbrückungen gesorgt, die allerdings meist nur aus einem quer über das Wasser gelegten, auf der oberen Seite roh behauenen Baumstamme bestehen; besonders sumpfige Stellen sind durch Knüppeldämme gangbar gemacht; kurz, es ist ein Weg vorhanden, der zwar an Vollkommenheit noch manches zu wünschen übrig lässt, der sich aber doch schon in einer Verfassung befindet, dass ich, wenn ich es nicht der Abwechslung halber hin und wieder täte, überhaupt nicht abzusitzen brauchte. Heute (1912) fahren bereits Automobile von Kribi nach Lolodorf. Wenn man aus der heissen Sonnenglut in den Urwald eindringt, hat man zunächst ein Gefühl der Abkühlung, bald aber merkt man, wie schwül und drückend die Luft ist, und Carnap, zur Körperfülle neigend und von dem eben überstandenen Fieber noch geschwächt, kam trotz der ihm zur Verfügung gestellten Hängematte in den ersten Tagen nur mühsam vorwärts; möglichst leicht gekleidet, machten wir alle wohl keinen besonders militärischen oder prunkenden Eindruck; Carnap aber hatte sich ein ganz besonders originelles Kostüm erdacht; ein grosser Filzhut, ein offenes Jägerhemde, ein Paar Hosen

aus dünnem Schilfleinen, an den Knöcheln über ein Paar Tennisschuhen zusammengeschnürt, bildeten seinen Marschanzug; dazu aber trug er an einem Bindfaden um den Hals einen grossen Badeschwamm, mit dem er sich bei jedem Wasserlauf Kopf, Nacken und Brust berieselte. Im Urwalde finden sich an günstigen Wasserstellen Lagerplätze, welche von durchmarschierenden Handelskarawanen angelegt sind und welche auch uns gleich das erstemal die Mühe ersparten, erst einen Platz für das Biwak freizuschlagen; man findet an diesen Plätzen meist auch Holzvorräte und einfache Matten, aus denen sich die Mannschaften Schutzdächer zum Schlafen herstellen. Am ersten Tage liess ich unterwegs mehrfach kurze Zeit rasten, um die noch nicht einmarschierten Träger zu schonen, und um 1 Uhr mittags bezogen wir unser erstes Biwak am Ufer eines freundlich über eine Lichtung durch grünes Blättergewirr murmelnden Baches, dessen Sandboden uns sogar ein Bad ermöglichte. Bald hatte sich die Expedition gruppenweise häuslich eingerichtet, etwas abseits von der Menge waren unsere Zelte aufgeschlagen, die Lagerwache abgeteilt und Posten bezogen, und es entwickelte sich jenes bunte, bewegte Lagerleben, welches so oft beschrieben, doch immer wieder einen gewissen Reiz ausübt. Im Zelt werden die Betten zurecht gemacht, Tische und Stühle aufgestellt, und als lustig die Lagerfeuer prasseln, beginnen die Köche ihre überaus wichtige Tätigkeit. Mein Leibkoch Peter, den ich mir aus Togo mitgebracht, und der ausser seinen unleugbaren kulinarischen Talenten noch den besonderen Vorzug hatte, dass er mehrere Jahre in einer deutschen Familie zu Aneho unter der Leitung der Hausfrau sich zu einem wirklich hervorragenden Küchenchef herausgebildet hatte, bewies zu meiner Freude, dass er nicht nur in seiner schmucken, ganz europäisch eingerichteten Küche im Gouvernementshause auf der Jossplatte, sondern auch im Busch und im Urwald und unter allerschwierigsten Verhältnissen ein Künstler in seinem Fach war. Wo er sich auch immer befand, hier im Urwalde von Kribi oder in den glühenden Steppen Adamauas, immer verstand er es, mir und meinen Begleitern ein wohlschmeckendes Mahl zu bereiten; ich bin fest überzeugt, dass ich trotz Ärzten und Medizinen es wesentlich Peters Kunst verdanke, wenn ich heute noch unter den Lebenden weile. Während die andern sich je nach Neigung und Geschmack beschäftigten, Carnap und Hinrichs ruhend, Zimmermann jagend, machte ich mir mit Büchern und Papier zu schaffen, bis unversehens der Abend hereinbrach. Es

war ein eigenartiger und malerischer Anblick, der silberhelle, leise rauschende Bach unter den immer dunkler werdenden Schatten des Urwaldes, dessen Blätterkrone die letzten Strahlen der Abendsonne goldig durchschimmerten, der bläuliche Rauch der Lagerfeuer in der ruhigen Luft senkrecht emporsteigend, die blassgrünen Zelte, mit schwarzweissroten Fähnchen geschmückt, davor der auf und ab wandelnde Posten vor Gewehr, die schwarzen sehnigen Gestalten von Soldaten und Trägern hin und her eilend oder in Gruppen gelagert, singend und plaudernd, ein Bild, welches eine gewisse Poesie nicht entbehrt; Tausende von Male habe ich dies Bild gesehen und erlebt, und wenn ich heute daran zurückdenke, regt sich jedesmal bei mir der Wunsch, nur noch einmal wieder hinein in den Busch, in das afrikanische Lagerleben.

Dreimal biwakierten wir im Urwald, in dem wir verschiedenen Gummikarawanen begegneten, und erreichten am 3. Januar 1897

morgens $\frac{1}{2}$ 8 Uhr den freundlich am rechten Ufer des schnell fliessenden Lokunje gelegenen Ort Bipindi. Hier besuchte ich den früheren langjährigen Stationsleiter von Jaunde, Herrn Zenker, der jetzt in Bipindi ein eigenes Anwesen hat und für mehrere heimische wissenschaftliche Gesellschaften hochinteressante Sammlungen anlegt. Sein ganz und gar mit eingeborenen Mitteln hergestelltes geräumiges Wohnhaus war ein vollkommenes Museum, voll von ethnographischen Merkwürdigkeiten, Photographien, Öl- und Aquarellskizzen, Herbarien, Tierfellen und -Schädeln, Waffen, Fetischen, Vogelbälgen u. dgl. Zenker züchtete nicht nur ein-



Koch Peter.

heimische Gemüsearten wie Kohl, Gurken, Salat und Radieschen, sondern hatte auch damals schon mit Anlage einer Kaffee- und Kakaopflanzung begonnen, um die Kosten seiner Station zu verringern. Er stand sich gut mit den umliegenden Häuptlingen, die in ihm einen grossen Medizinmann verehrten und erzählte andauernd die wunderbarsten Jagdgeschichten. Das Gouvernement hatte ihm die Sorge für ein hier stationiertes eisernes Fährboot anvertraut, welches dazu bestimmt war, den passierenden Reisenden und Händlern den Übergang über den Lokunje zu erleichtern.

Mit Hilfe dieses sehr praktischen Fahrzeuges überschritt meine Expedition noch am selben Tage den Lokunjeffluss und nahm eine Stunde später Quartier in dem am Fuss der prächtig bewaldeten Bipindiberge sehr malerisch gelegenen Bakokodorf des alten Häuptlings Bijoko.

Am nächsten Morgen betraten wir das Gebiet des früher verurufenen und von den Karawanen gefürchteten Ngumbastammes und erreichten nach nur vierstündigem Marsch das Dorf des berühmten Häuptlings Tunga, der noch vor mehreren Jahren durch seine Leute den bekannten Überfall im Urwalde auf die Morgensche Expedition ausführen liess. Nach jener Zeit hatte er sich lange feindlich zur Regierung und allen Kulturbestrebungen gestellt und durchziehende Händler dergestalt belästigt, dass diese gewöhnlich einen Umweg machten, um Tungas Dorf nicht zu passieren. Tunga wäre seiner vielen Untaten halber eigentlich längst reif für den Galgen gewesen, und als es auf dem Rückmarsche des Kommandeurs von Kamptz einer Abteilung der Truppe endlich gelungen war, sich seiner Person zu bemächtigen, war man im Zweifel, ob ihm nicht kurzweg an Ort und Stelle der Prozess zu machen sei. Sehr richtiger Weise indessen entschloss sich Herr von Kamptz, Tunga zunächst einmal nach Kamerun mitzunehmen und ihn dem Gouverneur zur Verfügung zu stellen. Er durfte zwei seiner Weiber und drei Begleiter mitführen und wurde als oberster Häuptling der Ngumba wie ein politischer Gefangener behandelt. Trotzdem stand er unter dem Eindruck, dass ein Todesurteil gegen ihn verhängt werden würde. Nachdem er Kamerun mit seinen Anlagen und Faktoreien, die Truppe und die Kriegsschiffe gesehen, zeigte er eine merkliche Sinnesänderung und erklärte, er habe sich nun von der Macht der Regierung überzeugt und werde, falls ihm das Leben geschenkt würde, ein loyaler Untertan sein. Ich überlegte damals, dass Tunga in der Tat im Gegensatz zu den meisten anderen Häuptlingen des

Urwaldes einen erheblichen Einfluss auf sein Volk besass und der Regierung mit seinem Tode eigentlich nicht gedient war, dass es auch unmöglich sei, alle widerspenstigen Häuptlinge aufzuhängen — wir hätten sonst bald überhaupt keine Häuptlinge im Schutzgebiet mehr gehabt — und beschloss, den Versuch zu machen und seinen Versprechungen zu trauen. Er musste Urfehde schwören, künftiges Wohlverhalten geloben und eine Busse in Elfenbein zahlen. Ausserdem wurde ihm auferlegt, die bis dahin entsetzlichen Wege in seinem Lande aufzuräumen und in Stand zu setzen. Dagegen liess ich ihn frei in sein Land zurückkehren und war nun neugierig, wie er nach Bezahlung der Strafe seine übrigen Versprechungen halten würde. Schon bei meiner Ankunft in Kribi hatte mir eine aus Jaunde von Dominik entsandte Patrouille gemeldet, dass die Wege im Ngumbalande in Ordnung seien. Ich fand dies in vollem Masse bestätigt. Der ganze Weg durch die Ngumbaberge war zu einem bequemen Reitwege umgewandelt, die reissenden Gebirgsströme waren überbrückt, nur einzelne besonders steile Berge und Felspartien boten noch Schwierigkeiten für Lasttiere, ohne wirkliche Hindernisse zu sein.

Bei meinem Anmarsch kam mir Tunga, umringt von Weibern und Begleitern, entgegen und begrüßte mich unterwürfig. Er versicherte, dass er alles vollführt habe, wie es ihm aufgegeben sei und bat nochmals um Gnade und Verzeihung. Er hatte in ausgezeichnete Weise für die Unterkunft der Expedition Sorge getragen und brachte mir das erste grosse Gastgeschenk dar, — 4 Schafe, 50 Bund Bananen, 10 Hühner, 8 Eier und einen Korb Makabo (einheimisches Gemüse), woraus sich ein Festtag für meine Leute entwickelte, die bis dahin in dem unbewohnten Walde von den mitgenommenen Vorräten — Reis und getrocknete Fische — hatten leben müssen. Die Internierung Tungas in Kamerun und seine Freilassung war offenbar erfolgreich gewesen und durch die angewandte Milde war viel erreicht worden. Wir Europäer nahmen Wohnung in dem Anwesen eines gabunesischen Händlers der Firma Woermann, der dort seit Jahr und Tag Handel trieb und dessen bildhübsche, ziemlich hellfarbige Frau — Madame Marie Hilarion — nicht nur perfekt französisch sprach und mit einem kostbaren seidenen Kostüm prunkte, sondern auch in ihrer ganz zivilisiert eingerichteten Küche meinem Koch Peter durch Herstellung aller möglichen Nationalgerichte wertvolle Unterstützung leistete. Tunga arbeitete emsig an der Verbesserung seines Dorfes; ein sehr

grosser, luftiger Marktplatz war angelegt, überall sah man frische Rodungen im Urwald zum Bau von neuen, grösseren Häusern und Anlage von Farmen. In dem grossen Palaver, welches ich nachmittags mit Tunga abhielt, versicherte er vor allem Volk mich nochmals wiederholt seiner Treue und Botmässigkeit. Hier traten die sich nun immer weiter wiederholenden ersten Klagen über räuberische, vom Süden her gegen die Handelsstrasse vordringende Bulistämme auf, offenbar schon ein Anzeichen für den späteren frechen Überfall der Buli auf das Bezirksamt Kribi. Gegen Abend sah ich ein von Tunga mit seinen jungen Leuten und Knaben eifrig betriebenes Spiel, wie es mir in Afrika noch nicht vorgekommen war, Speerwerfen nach rollenden Holzscheiben, die wie Kegelkugeln über den glatt gestampften Lehm Boden geworfen werden. Die Spieler bilden zwei Parteien, welche nach bestimmten Regeln den Platz wechseln; das Spiel scheint eine Vorübung für Speerwerfen auf flüchtiges Wild oder fliehende Feinde zu sein. Das Benehmen der Tungaleute war freundlich und zutunlich, auch seitens des weiblichen Teils der Bevölkerung, so dass ich den hübschen Tag zur Belohnung der Bevölkerung durch Abbrennen eines kleinen Feuerwerks schliessen liess.

In zwei Tagesmärschen ging es weiter nach Lolodorf, welches am 6. nachmittags erreicht wurde. Der Weg, im ganzen gut gereinigt, führte über sehr steile, bis zu 700 m hohe Berge und ermüdete durch fortwährendes Auf- und Abklettern. Die Neger haben, wenn sie in einem Berglande Wege herstellen, die verwünschte Manier, ihren Pfad, der in der Ebene krumm genug zu sein pflegt, möglichst gerade auf den Berg hinauf und auf der andern Seite ebenso gerade wieder hinunter zu führen; die Umgehung steiler Berge mittels eines zweckmässigen Niveaupfades, muss ihnen immer erst künstlich beigebracht werden. In dem hochgelegenen Dorf Epussi fanden wir in reiner Höhenluft ein kühles und erquickendes Nachtquartier. Bald hinter Epussi bemerkten wir mitten im Walde seitlich des Weges eine eingefriedigte, sauber gehaltene und mit Kreuz und Aufschrift versehene Grabstätte; hier ruhte der vor einigen Jahren als Stationschef für Lolodorf herausgekommene Oberleutnant a. D. Lübke, dem das tückische Klima es nicht einmal vergönnt hatte, die ihm bestimmte Station zu erreichen und seinen Dienst anzutreten; mitten auf dem Marsch hatte ihn in hohem Fieber der Schlag getroffen.

Die Station Lolodorf liegt wie eine Burg in Thüringen auf

einem isolierten Bergkegel 600 m hoch im Waldtal des Lukonje, der tief unten an dem Stationsberge vorbeifliesst; ringsum ist der Bergwald niedergeschlagen, so dass sich eine vorzügliche militärische Lage ergibt. Nach allen Richtungen hin erblickt man bis zum fernsten Horizont bewaldete Bergketten. Unten am Fluss liegen Faktoreien der Firmen Karl Maass, Randad und Stein, Lübke & Co., C. Woermann & Co., alle bis jetzt von farbigen Gabunesen geleitet, sowie verschiedene Ngumbadörfer; etwas weiter jenseits des Flusses auf halber Bergeshöhe sieht man das erste Jaundedorf unter dem alten Häuptling Ebuda. Über den Lokunje führt eine solide, zu Pferde gut passierbare Holzbrücke. Die Station fand ich besetzt mit einem europäischen Unteroffizier — Sergeant Bauch — und 22 Mann der Truppe. Wohnhaus, Kaserne, Arbeiterwohnungen und Ställe sind in primitiver Weise ganz aus einheimischem Material hergestellt. Da die Station nur zwölf Arbeiter beschäftigte, so verursachte sie nur unerhebliche Kosten. Ich setzte einen Etat für dieselbe fest und unterstellte sie bis auf weiteres der Hauptstation Jaunde. Allerdings nahm ich mir vor, in Lolodorf sobald wie möglich ebenfalls einen Offizier zu stationieren, da gerade diese Station aus vielen Gründen ganz besonders wichtig ist und eine bedeutende Selbständigkeit in Beobachtung, Berichterstattung und Entschliessung erfordert. Gerade hier kommen verschiedene Stämme miteinander in Berührung, und die an einem solchen Knotenpunkt unvermeidlichen Reibereien und Palaver sind nicht immer ganz einfach zu erledigen. Mabea, Batanga und Bakoko von der Küste kommen häufig bis hierher, ebenso im Dienst der Firmen stehende Weyleute, welche, meist ohne europäische Aufsicht, zu Ausschreitungen neigen; die Ngumba stossen hier mit den Jaunde zusammen; interessant sind verschiedene Grenzdörfer mit gemischter Bevölkerung. Endlich aber sitzen in unmittelbarer Nähe der Station, den Handelsweg beständig bedrohend, die vorhin schon erwähnten Buli, ein räuberischer und kriegerischer Mpangwestamm, welcher bereits seit Jahresfrist im Hinterlande von Gross-Batanga Unbequemlichkeiten verursacht hatte. Es wurde mir hier schon klar, dass eine militärische Aktion, vielleicht der Durchmarsch einer grösseren Abteilung von Lolodorf nach Gross-Batanga, nötig sein würde, um die Sicherheit des immer mehr an Bedeutung zunehmenden Handelsweges Kribi—Jaunde—Adamaua dauernd zu sichern. Der Schutz dieser Handelsstrasse, welche mangels eines Wasserweges — an eine Eisenbahn wagte damals noch niemand zu denken — vorläufig

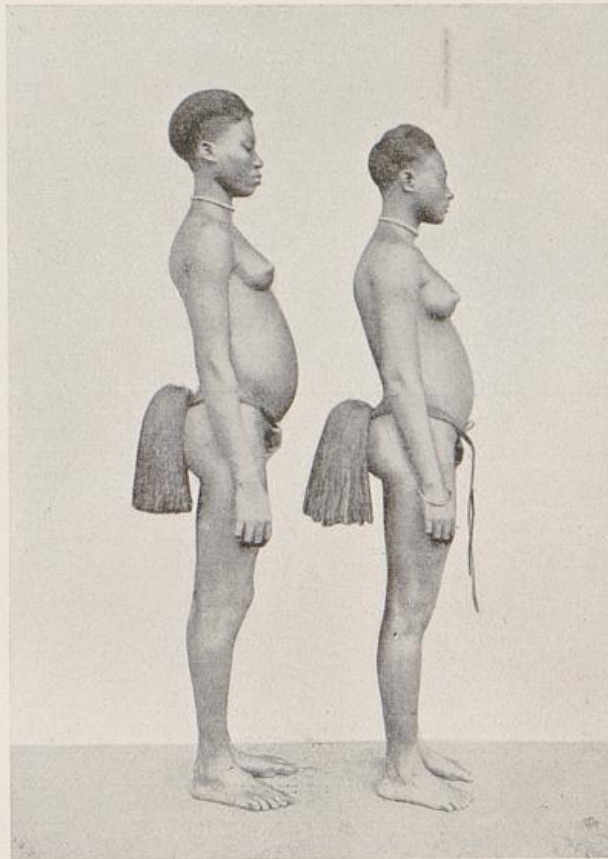
die einzig mögliche Verbindung mit Adamaua bildete, war die Hauptaufgabe der Station Lolodorf, eine Aufgabe, welche die Station bisher mustergültig erfüllt hatte. Nach Inspizierung der Station, die ich in vortrefflicher Verfassung vorfand, erschienen am 7. die hauptsächlichsten Häuptlinge zum Empfang mit Geschenken von Schafen, Ziegen und Hühnern; alle, besonders Ebuda, der alte Jaundehäuptling vom Berge, und Bambam, der Bruder Tungas, klagten übereinstimmend über Vergewaltigungen durch die Buli. Abends wurde die Station mit Magnesiumfackeln erleuchtet, während das Gefolge der Häuptlinge Nationaltänze aufführte.

Am 8. d. M. wurden die zur Weiterreise erforderlichen Vorkehrungen getroffen, Lasten umgepackt, Hilfsträger (Ngumba) angenommen und die ganze Expedition neu organisiert, wie immer Zimmermanns Aufgabe. Mit Bezug auf das Gehörte besprach ich noch einmal mit Herrn von Carnap die politische und wirtschaftliche Lage. Die fortwährenden Militärexpeditionen, der Rückmarsch des ehemaligen Kommandeurs von Stetten und der Jaundefeldzug des Hauptmanns von Kamptz hatten dazu geführt, dass die Stationen Jaunde und Lolodorf eigentlich ohne bestimmten Etat unter Ausnahmbedingungen wirtschafteten; diesem Zustand wurde nun im Anschluss an meine Reise durch Festsetzung bestimmter Etats für die beiden Herrn von Carnap zu unterstellenden Stationen ein Ende gemacht. Fernerhin machte ich es dem neuen Chef zur Pflicht, für weiteren Ausbau der Wege und Heranziehung der Eingeborenen zur Besiedelung der verlassenen Dörfer Sorge zu tragen,

Am 9. früh Abmarsch von Lolodorf. Noch war der Weg gut und von den Eingeborenen sauber gereinigt, was erst da aufhören sollte, wo infolge der letzten kriegerischen Ereignisse die Dörfer sich vom Wege zurückgezogen hatten. Unterwegs begrüßte mich noch einmal Tungas Bruder, der Bakokohäuptling Bambam mit seiner ganzen Familie vor seinem an einem reissenden Gebirgsflüsschen sehr hübsch unter grossen Schattenbäumen gelegenen Dorfe; den Fluss hatte der Häuptling mit einer geradezu musterhaften, für Wagen und Lasttiere durchaus brauchbaren Brücke versehen. Die bisher als besonders schwer zu passierende bekannte Yaka-Farm, in der früher übereinander gestürzte Baumstämme den Weg versperrten und vor der Kamptz besonders gewarnt hatte, war vollständig gereinigt und zu Pferde zu durchreiten. Ein langer Tagemarsch führte uns erst nachmittags um 2 Uhr in das

hochgelegene Gebirgsdorf Ngene, wo die Bevölkerung auch schon halb Jaunde ist. Die Nacht war kühl und nebelig und beim Aufbruch am nächsten Morgen früh 6 Uhr war es direkt kalt; $+ 16^{\circ}$ R bei frischem Morgenwind erschienen wenigstens unserm durch die Hitze der Ebene verwöhnten Organismus bitter kalt. Die gleichen Verhältnisse

fand die Expedition nach Überschreiten des steilen Mbengeberges und Durchwaten des reissenden Akiéflusses in dem Bergdorf Esumba, welches bereits ziemlich reine Jaundebevölkerung aufweist. Zwar sieht man überall noch die Rindenhütten der Ngumba, da die Palmen noch zu spärlich sind; doch tragen die Weiber hier schon die eigentümliche Jaundeverzierung an ihrem hinteren Körperteil, die pferdeschwanzähnlichen Faserbüschel, rot oder



Yaundeweiber.

schwarz gefärbt, und zu den bisher ausschliesslich vorkommenden Pflanzen, Makabo und Casada, treten als Feldfrüchte Zuckerrohr, Tabak und Erdnüsse. Von hier ab hört der Tabak als Tauschartikel auf, da die Leute selbst Tabak bauen und ihn zum Gebrauch verarbeiten. Die Hütten liegen hier langgestreckt zu beiden Seiten des Wegs, nach Jaundeart eine breite Dorfstrasse bildend, jede einzelne Hütte von einer Hecke der Rizinusstaude eingefasst, was einen freundlichen und wohnlichen Eindruck macht.

Am folgenden Tage ging es ins Tal hinab und in den berichtigten Mbengasumpf; hier lernten wir zum erstenmal einen wirklich unerhört schlechten Weg kennen. Da menschliche Niederlassungen fehlen, war noch nichts für Besserung des Weges geschehen, und gerade hier waren die Terrainverhältnisse besonders schwierig; Sumpfstellen und Wasserläufe, in denen wir stundenlang bis über die Knie entlang waten mussten, wechseln ab mit steilen, unwegsamen und dicht verwachsenen Felshängen. Mein Schimmel musste zum erstenmal den ganzen Tag geführt werden, geriet hierbei bis an die Ohren in ein Sumpfloch und konnte nur mit Mühe und viel Zeitverlust wieder herausgezogen und gerettet werden. Mitten im Mbengasumpf biwakierten wir auf einer Art von Insel, umringt von geradezu scheusslichen Ausdünstungen und beinahe aufgefressen von Moskitos und Sandfliegen. Am 12. betraten wir auf wieder ansteigendem Wege den Schauplatz der letzten Kampftzischen Gefechte. Die Dörfer waren verlassen, die Wege schlecht, sehr verwachsen und stellenweise kaum aufzufinden. In der Nacht vom 13.—14. biwakierten wir zum letztenmal in den Ruinen des Dorfes Anguasamissoko in einem sehr schönen Lager auf einem Berghange im Hochwald bei kühlem Wind und prachtvoller Aussicht auf die fernen Bergspitzen des Jaundelands und über das Tal des Njong. Am 14. war die erste Wegesstrecke noch schlecht; dann aber stiessen wir auf eine breite und ausgezeichnet instand gesetzte Strasse, welche in sanfter Neigung zum Dorfe Ulama führt, an dem der hier etwa 200 m breite und 4—5 m tiefe Njongfluss ruhig vorbeiströmt. Wie sich später herausstellte, ist der Njong von hier aus in seinem Oberlaufe mehrere 100 km weit schiffbar bis zu dem Dorfe Akonolinga. Heute wird diese Flussstrecke bereits mit kleinen Dampfern befahren, deren ersten vor Jahren der damalige Hauptagent der Gesellschaft Südwestkamerun Graf Schlippenbach in einzelnen Stücken persönlich nach Ulama hinaufschaffte und an Ort und Stelle zusammensetzte; Schlippenbach, ein ungewöhnlich begabter und tüchtiger Kolonisateur, hat noch die Freude gehabt, mit seinem Dampfer, den er auf meinen Namen taufte, den Njongfluss zu befahren und zu erkunden. Leider sollte auch er die Früchte seines Fleisses und seiner Tätigkeit nicht mehr geniessen; in wenigen Stunden raffte ihn ein tückisches Fieber dahin.

Die Expedition wurde in Kanus übergesetzt und in dem Jaundedorf Wona am andern Ufer Lager bezogen. Hier waren wir nun im Jaundeland angelangt. Bald traten uns überall die

Spuren von Dominiks unermüdlicher und erfolgreicher Tätigkeit vor die Augen — *ex ungue leonem*. Eine 4 bis 6 m breite Fahrstrasse zieht sich in einer Ausdehnung von etwa 200 km quer durchs Land vom Njong bis an den Sannaga, auf Betreiben der Station Jaunde durch die anwohnenden Eingeborenen ohne besondere Kosten hergestellt, eine bewunderungswürdige Leistung des Stationschefs. Zu beiden Seiten der Strasse reiht sich Dorf an Dorf; die durchmarschierende Kolonne wird von der zutraulichen Bevölkerung, die [sich in dichten Scharen vor ihren Häusern und auf den geräumigen Marktplätzen versammelt, mit Tücherschwenken und Zuruf begrüsst, überall weht vor dem Häuptlingsgehöft eine deutsche Flagge, Frauen und Kinder schleppen Lebensmittel und Trinkwasser in Menge heran, alle Mühseligkeiten und Beschwerden des Buschmarsches hören mit einem Schlage auf. Von Wona schickte ich Eilboten voraus, die Dominik meine Ankunft meldeten. Beim Weitermarsch [begegneten wir verschiedenen zur Küste marschierenden kleineren und grösseren Handelskarawanen, beladen mit Gummi und Elfenbein. Ich konnte mit Genugtuung feststellen, dass der von Hauptmann von Kamptz zur Bestrafung der aufständischen Jaunde unternommene und mit Erfolg durchgeführte Feldzug nicht nur das militärische Übergewicht und die Autorität der Regierung wieder hergestellt, sondern auch gleichzeitig einen glänzenden kulturellen Erfolg aufzuweisen hatte.

Wild hatten wir auf der Reise nur sehr spärlich zu sehen bekommen; wohl hatten wir verschiedentlich Elefantenfährten gekreuzt, aber nur einmal einen Elefanten, der im raschen Tempo quer durch die mit lautem Geschrei auseinanderstiebenden Trossweiber hindurch lief, zu Gesicht bekommen; sonst kamen noch vor: Antilopen vereinzelt, Affen, Papageien und Raubvögel, von denen ich auch eine Anzahl erlegte, ohne mich aber mit der Jagd irgendwie länger aufzuhalten. In unserm letzten Nachtquartier vom 16. in dem Dorfe Mesenti begrüsst mich Amba, der älteste Sohn des Stationshäuptlings Zonu, brachte mir Dominiks Grüsse und zu meiner grössten Freude drei Reitpferde, ein paar Schafe und einen Sack selbst gebaute und ganz vorzügliche europäische Kartoffeln. Die Expedition, schon früh ins Quartier gekommen, benutzte die freie Zeit, um etwas Toilette zu machen; alles wurde geputzt und gereinigt, besonders die Waffen, Träger und Soldaten warfen sich in ihre besten Sachen, und Zimmermann hatte wieder einmal alle Hände voll zu tun.

Am Sonntag den 17. morgens 8 Uhr traf ich nach einem flotten Trabe mit dem nun ebenfalls berittenen Carnap vor der Jaundestation ein, vor deren Toren Dominik mich empfing, seine Meldungen machte und den Stationsrapport überreichte. Die Garnison stand in Paradeaufstellung, während das 3,7 cm Schnelladegeschütz Salut feuerte. Die Nachricht, dass zum erstenmal der Gouverneur persönlich die Station und das Jaundeland besuchte, war weithin verbreitet. Kaum hatte ich Zeit, Dominik herzlich zu begrüßen und einen Blick auf die Station zu werfen, da erschienen auch schon die benachbarten Jaundehäuptlinge, voran der alte Zonu, der Freund Kunds und Tappenbecks, auf dessen Gebiet die Station liegt, mit seinem Sohne Amba; es erschien Mbazamsoko nebst Gefolge, ein alter durchtriebener Berghäuptling, in dessen Dorf das Zerwürfnis zwischen Bartsch und den Jaunde begonnen hatte; es erschien endlich unter vielen andern auch der bedeutendste der umliegenden Häuptlinge, Banemekuno, der dicke Oberhäuptling des grossen Banestammes, alle mit reichen Geschenken an Kleinvieh und Lebensmitteln; ersteres wurde dem Viehbestand der Station überwiesen, letzteres zur Verpflegung der Expedition verwendet.

Die Station liegt auf einem Hügel an der Grenze vom Urwald und Grasland in jeder Hinsicht günstig und gesund. In der Mitte des engeren Stationshofes befindet sich das massiv aus dort gebrannten Ziegeln erbaute zweistöckige Wohnhaus mit seinem weit überstehenden, auch die umlaufende Veranda noch überschattenden Schilfdach; der untere Stock enthält Vorratsräume und Gelasse für Dienerschaft, der obere Stock sechs geräumige luftige Wohn- und Schlafräume für Europäer — ein vortrefflicher, ganz mit dortigen Mitteln hergestellter Bau. Aus gleichem Material bestehen die weiterhin im Hofe in regelmässigen Abständen befindlichen Nebengebäude, das Wachtlokal mit Gefängnis, Schuppen und Scheunen, Kasernen, Arbeiterwohnungen.

Der Stationshof ist von einer massiven Lehmmauer mit Schiessscharten und Wallgraben umgeben, eine mit ihren Bastionen für innerafrikanische Verhältnisse ganz brauchbare Befestigung. Auf der erhöhtesten Bastion steht das 3,7 cm Schnelladegeschütz, die Gegend ringsumher beherrschend. Noch etwas höher befindet sich die grosse Palavertrommel, mittels derer der Stationschef dem Lande seine Wünsche und Befehle kund tut. Jedes durch diese Trommel ausgegebene Wort wird von den nächsten Dörfern sofort aufgenommen und durch das ganze Land weiter getrommelt. Die Trommel-

sprache ist hier vollkommen ebenso ausgebildet, wie im Dualagebiet. Weit um den Stationshof herum ist das nach allen Seiten hin abfallende Gelände vom Waldbestand gereinigt. Nur einzelne grosse Schattenbäume sind auf den Höfen und in der Umgebung stehen geblieben, in parkähnlichen Gruppen; es ist überhaupt, wie mir angenehm auffiel, nicht nur auf Nützlichkeit, sondern auch auf Erhaltung der landschaftlichen Schönheit nach Kräften Rücksicht genommen. Ausserhalb der Höfe befinden sich üppige Gärten mit Kulturen von Edelbananen, Ananas und Gemüse, ausgedehnte Felder mit Reis, Planten, Makabo und vor allem mit sehr gut gedeihenden europäischen Kartoffeln bestanden. Arbeitersiedelungen, sowie Vieh- und Pferdeställe liegen in gesonderten Höfen ausserhalb der Umwallung. Der Bestand an lebendem Inventar war zu dieser Zeit ausser vielem Geflügel fünf Pferde und 200 Stück Schafe und Ziegen. Die Pferde wurden ausser zum Reiten auch zum Steinfahren und Pflügen verwendet. Rindvieh fehlte noch, stand aber von Ngutte und Tibati her in Aussicht; mehrere Milchziegen lieferten täglich frische Milch. Bald nach dieser Zeit erhielt die Station eine stattliche Herde von Buckelrindern aus Adamaua, welche nach verschiedenen schwierigen Akklimatisationsversuchen schliesslich trefflich gedieh.

Am Fuss des Stationsberges fliesst ein wasserreicher Waldbach, an dem eine schwunghaft betriebene Feldziegelei errichtet ist, welche Steine für die Bauten liefert; es konnten damals 10000 Stück auf einmal gebrannt werden. Der gesamte landwirtschaftliche Betrieb war so intensiv und praktisch eingerichtet, wie es mir bis dahin auf einer afrikanischen Innenstation noch nicht vorgekommen war.

Die Besatzung bestand, knapp genug, nur aus einem Offizier (Dominik), einem Unteroffizier und einem Stationsassistenten; dazu ein farbiger Feldwebel und 60 Mann der Schutztruppe; verschiedene Handwerker und Aufseher und etwa 40 Arbeiter und Weiber.

Die Zeit vom 17.—20. diente teils der Ruhe, teils einer gründlichen Besichtigung der Station und schriftlichen Arbeiten. Des Morgens unternahm ich gewöhnlich mit Dominik und Carnap einen längeren Spazierritt in der Gegend, wobei die verschiedenen Hauptlinge besucht wurden. Tagsüber liess ich mir von Dominik den Betrieb auf der Station zeigen, bis uns die Mittagshitze ins Zimmer oder auf die Veranda rief. Mit der Verpflegung sah es hier natürlich auch ganz anders aus, als auf dem Marsch durch den Busch, und Koch Peter drückte mir gleich am ersten Tage seine hohe Be-

riedigung über das ihm zur Verfügung gestellte Rohmaterial aus. Die Station liegt 700 m hoch, trotzdem herrscht natürlich am Tage eine sengende Hitze, die aber durch den regelmässig nachmittags gegen 5 Uhr einsetzenden sehr kühlen Bergwind wesentlich gemildert wird; der regelmässige Abendspaziergang war daher ein wahrer Genuss und die Nächte so kühl, daß wir doch die Fensterläden schlossen und Kamelhaardecken benutzten. Die mitgebrachten Soldaten wurden eingestellt und fleissig exerziert, auch nach der Scheibe geschossen, woran wir Europäer uns eifrig beteiligten. Besonderer Erwähnung verdient hierbei der unvergleichliche schwarze Feldwebel Paul Zampa, der als kleiner Junge in Morgens Begleitung nach Deutschland gekommen, einen guten Unterricht genossen hatte und als Erwachsener dann beim Garde-Füsilierregiment in Berlin militärisch ausgebildet war. Bei ihm hatte ausnahmsweise der lange Aufenthalt in Deutschland gute Früchte getragen; er war ordentlich und zuverlässig geblieben und ein ganz ausgezeichneter Soldat geworden. Nur eine Schwäche hatte er, und das war der Kummer über seine schwarze Hautfarbe, der ihm im Laufe seines bewegten Lebens manchen Streich spielte. So auch diesmal. Als ich eines Morgens mit Carnap beim Frühstück sitze, kommt Dominik, der unten schon dienstlich tätig war, zu uns herauf und bittet uns, ihn auf den Hof zu begleiten, um uns eine besondere Merkwürdigkeit anzusehen. Neugierig folgen wir, und unten auf dem Hofe bietet sich unsern erstaunten Augen folgendes Bild: die Kompanie steht in zwei Gliedern angetreten vor uns, auf dem rechten Flügel Feldwebel Zampa, ebenfalls in vollem Kriegsschmuck, mit Karabiner, Seitengewehr und Rucksack. Aber wie sah der Kerl aus — Gesicht und Hände schneeweiss bemalt; dazu die schwarzen rollenden Augen und die dicken Wulstlippen — es war geradezu erschütternd und geisterhaft, so dass wir denn doch unsere Fassung verloren und unisono in ein langes, schallendes Gelächter ausbrachen. Hierüber fühlte sich Zampa, immer stramm und ohne mit der Wimper zu zucken, vor uns stehend, so gekränkt, dass ihm langsam Träne auf Träne über die weissen Backen rollte; es war ihm entschieden zu schmerzlich, dass sein gut gemeinter Versuch weiss zu werden, eine solche unbändige Heiterkeit bei uns auslöste. Wir überliessen den armen Burschen seinem Schicksal und Dominik bestrafte ihn dadurch, dass er ihn den ganzen Tag zur Freude der ganzen Station weiss angestrichen umherlaufen liess. Er hat nachher Dominik gestanden, dass er sich, um endlich die ihm verhasste

schwarze Farbe los zu werden, aus Berlin von einem Bekannten Schminke und Puder hatte kommen lassen, um endlich auch in der Farbe seinem vergötterten Master Dominik zu gleichen.

Über Dominiks Tätigkeit findet sich in meinem Bericht über diese Reise folgender Absatz: „Der Wirksamkeit des Leutnants Dominik darf ich in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht uneingeschränktes Lob spenden. Nachdem noch vor Jahresfrist das Land der Schauplatz blutiger Kämpfe war, hat er es im Laufe des letzten Jahres mit Umsicht und Klugheit verstanden, die erhitzten Gemüter überall zu beruhigen, so dass Friede, Landwirtschaft, Handelsbetrieb und Vertrauen zur Regierung im ganzen Jaundelande herrschen. Besonders der Wegebau legt für die Willfährigkeit und friedliche Stimmung der Jaunde beredtes Zeugnis ab. Es hat sich auch hier wieder einmal gezeigt, dass die Personenfrage in Afrika wie nirgends anderswo ausschlaggebend ist.“

Wenn so im Jaundelande der Friede für absehbare Zeit als gesichert gelten durfte, so war dies leider in den nördlich liegenden Nachbargebieten durchaus noch nicht der Fall. Zwar waren die südlich des Sannaga ansässigen Wutehäuptlinge Na-Tinati und Dandugu Mango seit der vor zwei Jahren erfolgten Bestrafung des letzteren durch Rittmeister von Stetten ergebene Freunde der Regierung, wovon ich mich persönlich überzeugte. Dagegen musste mir Dominik gleich bei meiner Ankunft die unerfreuliche Mitteilung machen, dass der berühmte und mächtige Wuteherrscher Ngilla wieder einmal wortbrüchig geworden war und gerade kurz vor meiner Ankunft durch seinen Feldhauptmann Gimene mehrere blühende Dörfer des Dandugu Mango am Sannaga eingeäschert und eine grosse Anzahl Sklaven — Männer, Weiber und Kinder — geraubt hatte. Der betroffene Häuptling hatte dies der Station durch Boten gemeldet und um Schutz gebeten. Dominik bat mich dringend, die Gelegenheit der Anwesenheit einer verhältnismässig starken Abteilung der Truppe zu benutzen, um Ngilla eine nachdrückliche Lektion zu erteilen, wobei er hoffte, sich beim Zusammentreffen günstiger Umstände der Person des gefürchteten Sklavenräubers bemächtigen zu können. Ich hielt das Unternehmen zunächst für allzu tollkühn im Hinblick auf die immerhin nur schwache Macht, welche Dominik zu Gebote stand und wollte ihn bis zur Entsendung einer zweiten Feldkompagnie vertrösten. Demgegenüber behauptete Dominik, es sei keine Zeit zu verlieren, da Ngilla sonst seine Drohung wahr machen, den Sannaga überschreiten, die Station zwar nicht

selbst angreifen, aber das Jaundeland verwüsten würde. Er verfocht so nachdrücklich die Ansicht, dass auch in diesem Falle der Hieb die beste Parade sei, dass ich schliesslich nachgab, besonders nachdem ich mich überzeugt hatte, dass auch der kluge und erfahrene Zimmermann einen sicheren Erfolg voraussagte. Allerdings erklärte Dominik, dass er nur mit Zimmermann zusammen das Unternehmen durchführen könne, während Zimmermann wieder erklärte, nur unter Führung von Dominik sei die Sache ausführbar. Nach langem Hin und Her gab ich schliesslich meine Zustimmung dazu, dass eine Streifkolonne, bestehend aus Dominik, Zimmermann mit dem Maschinengewehr und 70 ausgesuchten Soldaten den Handstreich wagen sollten, während Carnap und ich mit dem Rest der Truppe ein Lager jenseit des Sannaga beziehen und jagend den Erfolg abwarten wollten.

So brach ich denn am 21. Januar in der Richtung zum Sannaga auf. In meiner Begleitung befanden sich Oberleutnant von Carnap, Leutnant Dominik, Büchsenmacher Zimmermann, die farbigen Feldwebel Audu, Paul Zampa, 76 Mann der Truppe und etwa 100 Jaundeträger. Sämtliche Weisse waren auf Pferden der Station beritten. Durch die Jaundestämme der Yetute, Vogeblá und Ntoni gelangten wir nach Überschreiten der Flüsse Mfule und Mfamba in das Gebiet der Benjata, eines weit nach Osten vorgeschobenen Bakokostammes, der in letzter Zeit verschiedene Reibereien und Streitigkeiten mit seinen Nachbarn gehabt hatte und, wie mir Dominik gleich sagte, immer noch nicht ganz sicher war. Die Leute hatten offenbar ein schlechtes Gewissen, denn die Dörfer wurden bei unserm Anmarsch verlassen. Während bis hierher der breite Weg jeden Vergleich mit einer europäischen Landstrasse aushalten konnte, war er hier zwar auch gut passierbar, aber stark verwachsen. Wir bezogen Lager in einem von niedrigem Busch umgebenen verlassenen Dorf. Am Nachmittage kam es zwischen einigen unserer Leute beim Wasserholen zu einer unerheblichen Streiterei, die weiter keine Folgen hatte und weiter auch nicht beachtet wurde. Als wir aber abends gegen 8 Uhr beim Schein einer Laterne vor meinem Zelt sassen und uns über die kommenden Ereignisse unterhielten, krachten plötzlich aus unmittelbarer Nähe vier Schüsse mitten in unser Lager hinein, so dass wir die Eisenstücke deutlich sausen hörten. Die sofort ausgesandten Patrouillen konnten von den Eingeborenen nichts mehr entdecken. Offenbar hatten sich ein paar besonders fanatische Benjata im Schutze der Dunkelheit bis dicht

an unsere Lagerfeuer herangeschlichen, ihre Gewehre dahin abgeschossen, wo wir Europäer sassen, und waren dann entflohen. Mit Bestrafung dieses kleinen aber noch unbotmässigen Stammes beauftragte ich die Station Jaunde, da ich unsere Reise mit derartigen kleineren Angelegenheiten nicht aufhalten wollte. Die Benjata, welche in der Folge dann noch einige durchziehende Jaunde- und Bati-Händler ermordeten und beraubten, wurden von der Station bald darauf gezüchtigt und unterworfen.

Die Gegend trägt hier den Charakter der Parklandschaft; weite Grasflächen wechseln ab mit Galeriewäldern, welche die Flussränder beschatten; Wild, besonders Elefanten und Antilopen, ist häufig.

Am 23. erreichten wir das schattig am Südufer des Sannaga unweit der Nachtigalschnellen gelegene Batschengedorf Ewuna des Häuptlings Kule, bei dem mich der befreundete Wutehäuptling Na Tinati mit der Meldung erwartete, dass Ngillas Feldherr Gimene in den Mangodörfern 40 Sklaven geraubt und sein gesamtes Kriegsvolk um sich versammelt habe zu einem neuen Raubzuge südlich des Sannaga.

Da hierdurch die der Station befreundeten Stämme und die Station selbst ernstlich bedroht erschienen, war Eile geboten.

Am 24. Januar überschritten wir in 16 Kanus, die Pferde schwimmend, den etwa 500 m breiten Sannaga unterhalb der Nachtigalfälle, welche einen prächtigen Anblick boten. Wir ritten mehrere Stunden weit durch eine wellige Grassavanne und kamen um 11 Uhr vormittag in das auf schattigen Hügeln liegende Wutedorf Tungele, welches einem Hauptsklaven Ngillas gehört. In einem neben dem Dorf liegenden Ölpalmenhain mit freier Aussicht nach allen Seiten bezogen wir Lager. Noch an demselben Tage marschierte Dominik mit Zimmermann und einer Patrouille von 60 Mann in der Richtung auf Ngilla ab, während Carnap und ich im Lager blieben und von hier aus Jagdausflüge unternahmen. Dominik hatte den Auftrag, Ngilla vor weiterem Landfriedensbruch zu warnen, ihn vor mich zu laden und sich womöglich mittels eines Handstreichs seiner Person zu bemächtigen. Aus Dominiks eigenem Bericht*) geht hervor, in wie erfolgreicher und glänzender Weise er diesen Auftrag erfüllte. Schon bei seinem Erscheinen auf dem Marktplatz der Ngillastadt wurde ihm sofort klar, dass man beabsichtigte, ihn und seine Begleiter abzuschlachten. Er

*) Dominik, Kamerun, S. 186 u. f.

wartete daher den Angriff der Wutekrieger nicht ab, sondern ergriff sofort die Offensive. In mehrstündigem Kampf, in welchem viele Hunderte der Wute fielen, erstürmte er die Stadt und machte reiche Beute, während Ngilla mit seinen Leuten in die Berge entfloh. Wenn es so auch leider nicht gelang, Ngilla selbst zu fangen, so war doch der Hauptzweck erreicht, das Gerücht von Ngillas Unüberwindlichkeit Lügen gestraft und der beabsichtigte Raubzug für dieses Jahr verhindert.

Das Dorf Tungele ist von Batifamilien bewohnt, die überaus freundlich und zutraulich waren, uns reichlich mit Lebensmitteln versahen und sich über die Niederlage und Flucht ihres Herrn und Meisters weidlich freuten. Das Land ist überall in weiten Flächen gut angebaut, hauptsächlich mit Durrah (Negerhirse), Mais, Planten und Erdnüssen. Die Leute hatten gerade mit der Durrahernte begonnen und es war ein hübscher Anblick, wie Männer, Weiber und Kinder in langen Reihen die Felder durchzogen und singend und trommelnd die mächtigen Durrahstauden niedersäbelten. Die Durrah wächst ähnlich wie Mais, nur sehr viel stärker und höher und trägt statt der Kolben schwere braune Rispen, die das beliebte Getreide liefern, welches teils zu Brot verbacken wird, teils ein sehr wohlschmeckendes Getränk, das Durrahbier liefert; ungemein gern wird Durrah von den Pferden gefressen, denen es vollständig den Hafer ersetzt.

An den Nachtigalschnellen auf dem nördlichen Sannagaufener befinden sich endlose Steppen, die von kleinen, waldumsäumten dem Sannaga zuströmenden Bächen durchzogen werden, ein wahres Dorado für Jäger. Zahlreiche Antilopenherden äsen auf den nahrhaften Grasflächen, die Galeriewälder bergen fast überall Elefanten, der Sannagafluss wimmelt geradezu von Flusspferden, die Ufer sind belebt von zahlreichen Enten, Gänsen und sonstigen Wassergeflügel, überall in der Steppe locken die sehr wohlschmeckenden und entschieden an unser Rebhuhn erinnernden Frankolinhühner und der schwarz-weiße afrikanische Schreiadler zieht hoch oben in der klaren Luft seine Kreise und lauert auf Beute. Am Morgen des 25. ritt ich, begleitet von einem Batiführer und meiner ständigen Ordonnanz, dem langbeinigen und überaus zuverlässigen Haussa-sergeanten Sani auf Pürsche und erlegte am selben Vormittag zwei Antilopen und mehrere Hühner; auch Carnap kam gegen Mittag mit einem starken Bock heim, so dass im Lager grosse Freude entstand über den unerwarteten Braten, und auch die Dorfbewohner ihren reichen Anteil erhielten. Bei der Pürsche am nächsten

Morgen versuchte ich verschiedentlich vergeblich, mich an einzelne schon von weitem gesichtete starke Antilopen anzupürschen, jedoch ohne Erfolg. Ziemlich ermüdet, machte ich einen kurzen Halt bei einem Wasserlauf am Fuss eines langgestreckten Hügels. Ich hatte mich gerade im Schatten einer dicht belaubten Akazie niedergelassen, um mein frugales Frühstück zu verzehren, als mich ein verworrenes, schnell sich näherndes Geräusch auf die Beine brachte und zur Büchse greifen liess; es klang wie das Herannahen einer galoppierenden Schwadron, und bald brach um die Ecke des Hügels eine flüchtige Antilopenherde von etwa 150 Stück hervor und brauste in langen Sprüngen in einer Entfernung von etwa 80 Schritt bei mir vorbei; ich legte an und schoss einen starken Bock aus dem Rudel heraus, der auf den Schuss mit einem hohen Luftsprung zeichnete, das Rudel verliess und vor uns verendete. Carnap, der in der Nähe ebenfalls pürschte, hatte ohne zu Schuss zu kommen die Herde aufgejagt und sie mir direkt vor die Büchse getrieben. Am 27. früh immer noch keine Nachricht von Dominik, was ich indessen nur als gutes Zeichen auffassen konnte, da im Fall eines Misslingens die Unglücksnachricht sicher schon zu uns gelangt wäre. Ich ritt vor Sonnenaufgang abermals auf die Jagd; kurz vor einem dichten Wäldchen fing mein sonst durchaus nicht ängstlicher Schimmel zu schnauben und zu zittern an und sprang mit einem mächtigen Satz vom Wege ab seitwärts in ein Durrahfeld; kaum war ich abgesprungen und hatte die Büchse in der Hand, als auch schon aus dem dichten Gebüsch vor mir das laute unwillige Trompeten eines Elefanten erklang; schnell verständigte ich Sani, drückte ihm eine zweite Büchse in die Hand und alsbald verschwanden wir beide vorsichtig und gebückt in der Dickung; ich war kaum einige Schritte vorwärts gedrungen, als ich die grosse graue Masse unruhig hin- und hertrampelnd vor mir sah; ich richtete mich auf, drückte mich hinter einen Baumstamm und gab Feuer, sobald ich den Kopf des etwa 20 Schritte vor mir stehenden Tieres klar erkennen konnte; ein Wutschrei, ein Knacken und Splittern von Holz auf stürmischer Flucht — dann plötzlich alles still; aufgeregt flüstert mir Sani ins Ohr: „Master, you kill him; he go die;“ vorsichtig schleichen wir näher, und erblicken das schwer verwundete mächtige Tier in die Knie zusammengebrochen und sich vergeblich mühend wieder hochzukommen; einige Fangschüsse machten dem zähen Leben des riesigen Burschen, der leider nur im Besitze eines stark lädierten Stosszahnes war, ein Ende. Grosse

Freude meiner Leute, denen Elefantenfleisch sehr viel lieber ist, als alle Antilopen und Hühner. Von einer Fortsetzung der Jagd war natürlich keine Rede mehr und ich trabte langsam heim. Schon von fern hörte ich Trommeln und Lärm und schloss daraus, dass Dominik zurück sein müsse. Dies wurde mir alsbald von einigen Soldaten seiner Expedition bestätigt, welche ich im Flüsschen vor unserem Lager beim Baden antraf. Im Lager meldete sich Dominik wohlbehalten zurück und mit besonderer Freude drückte ich auch dem ebenfalls unversehrten wagehalsigen Zimmermann die Hand.

Es war Kaisers Geburtstag, der diesmal gleichzeitig als Siegesfest gefeiert wurde und zu dem unsere reiche Jagdbeute den willkommenen Festbraten lieferte. Wir vier Europäer setzten uns gegen Abend vor meinem Zelt zu einem fröhlichen Mahle zusammen und überliessen unsere Leute ihrem Fest- und Siegesjubiläum; es war ein wildes, überaus malerisches Bild, als die Nacht hereingebrochen war und unsere braven Soldaten, in die phantastischen erbeuteten Haussagewänder gehüllt, singend und schreiend die Lagerfeuer umtanzten. Plötzlich, als die Aufregung aufs Höchste gestiegen, stürzten vier der kräftigsten Soldaten mit einem grossen bei Ngilla erbeuteten Büffelschilde herzu, ergriffen Dominik, hoben ihn auf das Schild und trugen ihn unter geradezu fanatischem Gebrüll einmal im Lager umher; sie feierten ihren kühnen Führer als Besieger Ngillas und demonstrierten uns ad oculos, wie man einen Helden auf das Schild erhebt. Vor Mitternacht noch aber machte sich allgemeine Übermüdung bemerkbar und bald lag alles im tiefsten Schlaf; nur Dominik und ich sassen noch lange auf und plauderten beim Schein der Zeltlaterne über das Geschehene. Der moralische Eindruck von Dominiks Sieg musste ja im ganzen Lande eine gewaltige Wirkung ausüben und dem gedemütigten Ngilla würde es sobald nicht wieder einfallen, seine Räubertatzen abermals bis an den Sannaga auszustrecken. Eine gründliche Unterwerfung der Wute war aber doch noch nicht erreicht und konnte ja auch von Dominiks kleiner Streitmacht nicht erreicht werden. Auch die Station Jaunde war allein einer derartigen Aufgabe entfernt nicht gewachsen. So beauftragte ich den neuen Stationschef Herrn von Carnap, alle Vorgänge im Wutelande aufmerksam zu beobachten und regelmässig mir hierüber zu berichten, in der Zwischenzeit auch das Innere des Landes nach Osten und Südosten möglichst eingehend zu erforschen. Beiden Aufgaben ist Herr von Carnap in jeder Hinsicht gerecht geworden. Die endgültige Unterwerfung

der Wute blieb der verstärkten Schutztruppe vorbehalten und fand unter Hauptmann von Kamptz im Jahre 1899 statt.

Am 28. ging ich mit der gesamten Expedition über den Sannaga nach Ewuna zurück, nachdem Büchsenmacher Zimmermann noch zwei von Ngilla in der Nähe unmittelbar am Fluss errichtete, gut verschanzte Sperrforts gestürmt und vernichtet hatte.

Zunächst reizte mich der Gedanke, selbst mit Dominik und einer kleinen Expedition einen Vorstoss in das damals noch unbekannte Gebiet in südöstlicher Richtung zu unternehmen. Ich gab daher Dominik den Auftrag, mit Carnap und dem Gros der Expedition nach Jaunde zu marschieren, ihm die Station zu übergeben und dann wieder zu mir zu stossen. Ich selbst wollte mit Zimmermann und 30 Soldaten am Sannaga stromauf gehen und Dominik bei Dangugu Mango erwarten. So trennten wir uns am Morgen des 29. In Begleitung des mir entgegen gekommenen Häuptlings Natinati begab ich mich mit meiner kleinen Kolonne zunächst nach dem Dorf des letzteren, in dem ich nach kurzem Marsch schon gegen 10 Uhr morgens eintraf. Das Dorf bedeckt mit seinen über 100 Gehöften, die alle auffallend reinlich gehalten sind, ein weites Plateau oberhalb der Nachtigalschnellen; es finden sich ausschliesslich die kreisrunden, geräumigen Wutehütten mit Lehmwänden und spitzen Strohdächern; die grösseren Gehöfte enthalten 6—8 dieser Hütten und sind mit einem Mattenzaun umgeben; die Strassen werden durch diese Zäune gebildet. Vor dem Gehöft des Häuptlings, welches ziemlich erhöht am Flussufer liegt, befindet sich ein grosser freier Platz mit einigen weit verästeten, dicht belaubten enormen Ficusbäumen, unter deren Schatten ich in behaglicher Ruhe den sehr schönen Ausblick auf das Flussbett und die Wasserfälle geniessen konnte. Am 30. machte ich hier einen Ruhetag, den ich dazu benutzte, um einen kurzen Bericht an die Kolonialabteilung über den bisherigen Verlauf meiner Reise zu verfassen. Gegen Abend war ich Augenzeuge eines wunderbaren Jagdabenteuers, welches Zimmermann begegnete. Wir pürschten beide stromauf, ich oben auf der Höhe des Ufers mit der Flinte, um Hühner zu schiessen, Zimmermann unten am Fluss mit der Büchse. Nach gar nicht langer Zeit bricht kurz vor mir ein mächtiger Elefant durch ein Durrafeld und verschwindet in dem dichten Ufergebüsch; so sehr ich bedauerte, meine Büchse im Zelt gelassen zu haben, so war ich doch neugierig genug, den breiten Spuren des Tieres zu folgen, um zu sehen was passieren würde,

denn der Elefant musste hart bei Zimmermann vorbei. Bald genug fallen dicht in der Nähe zwei Schüsse, und am Rande angelangt, sehe ich, wie der angeschossene Elefant die Mitte des seichten und mit Sandbänken durchsetzten Stromes erreicht hat und stark schweissend stromauf zieht, Zimmermann in hellem Jagdeifer immer hinterher. Mitten im Wasser dreht sich der Elefant plötzlich um und macht Miene, den 50 Schritt entfernten (und bis über die Hüften im Wasser stehenden Zimmermann anzugreifen; es war ein ziemlich atemraubender Moment, und ich mangels einer Büchse gar nicht in der Lage, irgendwie helfend einzugreifen; Zimmermann bewahrte aber auch hier Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart; ich sehe, wie er einen neuen Rahmen in seinen Karabiner steckt, die Büchse an die Backe nimmt und alle fünf Kugeln dem Elefanten vor die Stirn setzt; der Koloss schwankt, hebt mit lautem Geschrei noch einmal den Rüssel und fällt und verendet vor unsern Augen. Dies glückliche Jagdergebnis wurde am Abend durch einen Tanz meiner und der Wuteleute nach Gebühr gefeiert. Am nächsten Morgen ging es weiter zu Dangugu Mango, der mich halbwegs zu Pferde erwartete und in sein im Hochwalde gelegenes neu angelegtes Dorf geleitete. In längeren Unterhaltungen bestärkte ich die Wutehäuptlinge in ihrer guten Gesinnung und wies sie an, auf Ngillas Bewegungen sorgfältig zu achten und alles Neue umgehend der Jaundestation zu melden, was sie versprochen und in der Folge auch getreulich hielten. Die Erkundigungen, die ich hier über den Weitermarsch einzog, waren denkbar ungünstig. Nach den Aussagen der Leute musste man tagelang durch unbewohnte Wald- und Sumpfstrecken hindurch, ehe man wieder auf menschliche Niederlassungen stiess, und diese seien von wilden und menschenfressenden Stämmen bewohnt, die erst durch Waffengewalt unterworfen werden müssten. Dazu aber fehlten mir nicht nur die Machtmittel, sondern auch die nötige Zeit; es wäre doch nicht angegangen, mich monatelang noch immer weiter von meinem Regierungssitze zu entfernen. Ich beschloss daher, umzukehren und benachrichtigte Dominik hiervon durch Eilboten. Am Nachmittage fuhr ich in Begleitung Zampas, dessen bei Ngilla erhaltene Bauchwunde schon zugeheilt war, auf eine grosse bewaldete Insel, auf der ich ein paar wilde Perlhühner erlegte, eine willkommene Abwechslung für die Küche. Auf dem Rückwege schoss Zampa mit meiner Erlaubnis sehr geschickt ein mächtiges Flusspferd, dessen Fleisch ich grösstenteils meinem Gastfreunde Dangugu für seine Leute überliess.

Kapitel IV.

Rückmarsch. — Häuptling Wemba am Sannaga. — Jaunde-Rekruten. — Frühstück bei Bambam. — Handelskarawanen. — Kribi. — Richard Küas — Ankunft in Duala. — Ngolo-Expedition unter v. Kamptz. — Boeder. — Verkehr mit Marine. — W. A. P. Viktoria. — Andere Pflanzungen. — Eingeborene. — Wirtschaft. — Landfrage. — Mission. — Arbeiter. — Wieder in Buea. — Buea und Soppo. — Hauptsitz der Regierung? — Tennisplatz. — Frau Margarete Leuschner. — Gewitter in den Bergen. — Freiherr v. Soden. — Familie Conradt. — Sennerei. — Allgäuer. — Dr. Seitz zurück. — Unwetter bei Nbamba. — Vorbereitungen zur ersten Kongofahrt.

Für den Rückmarsch wählte ich auf Dandugus Rat einen anderen Weg, um seinen Bruder, den Häuptling Wemba, ebenfalls noch zu besuchen; die Stadt Wembas liegt hoch auf den Uferbergen des Sannaga wie eine kleine Festung; sie war erst eben erbaut und gegen Ngillas räuberische Einfälle mit Wall und Graben und richtigen Zugbrücken versehen. Von dem Hauptplatze des Ortes, auf dem ich eine Frühstückspause machte, hat man einen weiten Rundblick und besonders eine hübsche Aussicht auf das hier sehr breite Flussbett und eine mitten darin liegende bewaldete Insel; das Ganze erinnerte mich lebhaft an Rolandseck und Nonnenwert im Rhein, nur dass sich hier auf den Sandbänken der Insel ganz ungeniert eine Herde Flusspferde tummelte, aus der ich zu Wembas grösster Freude ein Tier herausschoss. Wemba ist mit seiner schlanken Figur, seinen edlen Gesichtszügen und seiner tief-schwarzen Hautfärbung der schönste Sudanneger, den ich bis jetzt gesehen habe; auch ist er von den drei Häuptlingen am Sannaga unbedingt der intelligenteste. Nachtquartier nahm ich wiederum bei Na Tinati. Am nächsten Tage veranstaltete ich mit meinen Leuten eine kleine Treibjagd; ich schoss abermals ein Flusspferd, Zampa eine und Büchsenmacher Zimmermann drei Antilopen. Am Abend kurz vor Dunkelwerden führte mir der Häuptling mit seinen Leuten einen regelrechten Kriegstanz vor, bei dem die Freien mit Speer und Schild, die Sklaven mit Gewehren (Vorderladern) bewaffnet waren. Nachdem wir am nächsten Morgen einen zwei-

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

stündigen schweren Tornado überstanden hatten, wurden die üblichen Gastgeschenke ausgetauscht. Auf Bitten des Häuptlings liess ich ihm zum Abschied durch Zimmermann und die kleine Truppe ein Gefechtsexerzieren mit Platzpatronen vorführen, und zwar eine Wiederholung der Räumung von Ngillas Stadt durch Dominik, was grossen Enthusiasmus erregte. Am 5. Februar nahm ich nicht ohne Bedauern Abschied vom Sannaga und marschierte über Kules Dorf und über Elandi nach Jaunde, wo ich am Sonntag den 7. nachmittags eintraf. Durch das Gebiet der Benjata waren wir mit Sicherheitsmassregeln marschiert; tatsächlich wurde auch die Nachhut unter Zimmermann aus einem Hinterhalt mit Pfeilen beschossen; einige Salven, denen ein Eingeborener zum Opfer fiel, genügten, um den Feind in respektvoller Entfernung zu halten. In Jaunde beschäftigten wir uns nunmehr alle eifrig mit den Vorbereitungen zum Abmarsch; Proviant und andere Lasten wurden neu gepackt, die geschenkten Elfenbeinzähne sortiert und gewogen, Pferde ausgesucht und die abgelösten Mannschaften eingeteilt. Vor dem Abschiede versammelte ich noch einmal die hauptsächlichsten Jaundehäuptlinge und ermahnte sie zu fernem Wohlverhalten auch unter dem neuen Stationschef, wobei ich ihnen aber doch der Sicherheit halber Dominiks baldige Rückkehr in Aussicht stellte. Ferner besprach ich mit ihnen die Lieferung von Arbeitern zur Küste und die Einstellung von Rekruten aus dem Jaundegebiet für die Schutztruppe. Sie versprachen alles und haben ihre Zusagen redlich gehalten; Eine Anzahl ausgesuchter Leute nahm ich gleich mit; sie dienten mir bis zur Küste als Träger und wurden dann später in Duala verwendet. Die Jaunde, meist gut gewachsene und kräftige Leute, sind zu allem brauchbar; sie haben auf den Plantagen am Kamerunberg vortreffliche Dienste geleistet; am liebsten aber werden sie doch Soldaten und eine bessere farbige Kompagnie, als die Jaundekompagnie, die mir später einmal Hauptmann von Besser vor-exerzierte, habe ich nie gesehen; natürlich darf man sie nicht gegen ihre eigenen Landsleute verwenden, wie überhaupt beim Einstellen von Soldaten aus dem Schutzgebiete selbst mit grosser Vorsicht verfahren und für die richtige Mischung und Verwendung Sorge getragen werden muss. Auch die Jaundemädchen sind gut gewachsen und elastisch; ihre Spiele, Tänze und Gesänge entbehren nicht einer gewissen Grazie; besonders fiel mir ein Lied auf, welches ich immer wieder hörte und dessen Refrain lautete: „Esíngé máne mecú“ zu deutsch „Katze, du bist ein Ngumba-

mann“; in ihrer bilderreichen Ausdrucksweise deuten sie damit an, dass die Katzen, die jetzt im ganzen Jaundelande sehr häufig und sehr beliebt sind, einst durch Ngumbaleute von der Küste her bei ihnen eingeführt wurden.

Am 11. früh 6 Uhr setzte sich meine Kolonne, der sich eine ganze Haussakolonie aus Ngilla anschloss, in Marsch. Führer brauchten wir diesmal nicht, Dominik und ich ritten an der Spitze, den Schluss machte wieder Zimmermann mit dem farbigen Feldwebel Audu. Unser Rückmarsch zur Küste verlief ohne Zwischenfall und in ähnlichen Etappen wie die Herreise. Selbst auf den unbewohnten Strecken war in der Zwischenzeit von den nächstliegenden Dörfern fleissig gearbeitet worden, so dass wir selbst den verrufenen Mbengasumpf ohne besondere Schwierigkeiten passieren konnten. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir eine ergötzliche Szene, die sich bei unserm Freunde Bambam zutrug. Ich sass mit Dominik und Zimmermann beim Frühstück unter einem prachtvollen Schattenbaum am Flussufer; neben uns hockte der wackere Ngumbahäuptling mit seiner ganzen Familie und viel Volk. Bambam hatte mir gerade zwei kleine Jungen überbracht, die ich zur Erziehung mit an die Küste nehmen sollte, eine althergebrachte afrikanische Sitte; ich merkte aber, dass er noch irgend etwas auf dem Herzen hatte. Zum Sprechen aufgefordert, begann er mit der Frage: „Ist es wohl wahr, dass Dominik ein so grosser Krieger ist?“ Dominik und ich sahen uns an und lachten und ich bejahte des Häuptlings Frage. Nach einer Weile neugierig: „Ist es wahr, was hier die Leute im ganzen Lande erzählen, dass du Dominik mit ganz wenigen Soldaten zu dem berühmten Ngilla geschickt hast und dass Dominik Ngilla besiegt und seine Stadt zerstört hat?“ Ich bejahte wieder; da machte der Häuptling ein ganz nachdenkliches Gesicht und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe Dominik noch nie mit meinen Augen erblickt — ich möchte ihn wohl einmal sehen.“ Ich ging auf die Sache ein, sah erst den Häuptling, dann Dominik ernst an, legte meine Hand auf Dominiks Schulter und erwiderte dem Häuptling „dies ist Dominik“; ein einziger langnachhallender Schrei — und der Häuptling war mit seiner ganzen Gesellschaft wie weggefegt und im Busch verschwunden. Nachdem wir uns weidlich ausgelacht hatten, liess ich durch den Dolmetscher ausrufen, sie möchten nur wiederkommen, Dominik wäre jetzt ganz friedlich und satt, er täte jetzt niemanden etwas zuleide. Nur langsam und vor Angst zitternd schlich der

mutige Häuptling endlich wieder zu unserm Tisch heran, und wandte von nun an wirklich keinen Blick mehr von Dominik, selbst sein Interesse für meine eigene hohe Person schien gänzlich erloschen zu sein. Auf meine dahin zielende Frage erklärte er mir, er habe sich das so vorgestellt, dass Dominik ein böser Geist sei, den ich für gewöhnlich in einer verschlossenen Schachtel bei mir führte und nur losliesse, wenn ich ärgerlich wäre; er fand es offenbar furchtbar leichtsinnig, dass ich Dominik so ganz frei neben mir sitzen liess; oft haben Dominik und ich in spätern Jahren noch herzlich gelacht, wenn wir auf diese Begebenheit zu sprechen kamen.

Auf unserm Wege begegneten wir diesmal zahlreichen Handelskarawanen, unter andern auch einem deutschen Angestellten der Firma Maass in Kribi, namens Wilke, der als erster Europäer unter dem Schutz der Station eine Faktorei in Jaunde einrichten sollte. Ein Ruhetag in Lolodorf, ein Besuch bei Tunga und bei Zenker in Bipindi, endlich der dreitägige Marsch durch den Urwald, in dem uns Herr von Oertzen einige Stunden weit entgegen kam. Ankunft in Kribi am 24. Februar vormittags 11 Uhr, wo ich diesmal in dem neu errichteten Zollgebäude bei dem mir schon von Togo her bekannten Zollassistenten Richard Küas Quartier nahm. Küas, ein in allen Sätteln gerechter Mann, hatte sich hier auf den Strandklippen in sehr gesunder Lage und mit prachtvoller Aussicht auf das weite Meer ein behagliches Heim geschaffen, welches bald durch die Ankunft seiner anmutigen Lebensgefährtin verschönt werden sollte; er ist nicht mehr allzu lange im Dienst geblieben und nun schon seit Jahr und Tag ein bekannter und beliebter Schriftsteller geworden, der seine langjährigen tropischen Erfahrungen in wunderhübschen Kolonialromanen einem grösseren Publikum zugänglich macht. Am 25. abends lief „Nachtigal“ ein, am 26. früh fand die Einschiffung der Expedition statt, welche bei der recht bewegten See auf offener Reede und wegen der Unbehilflichkeit der Haussa und ihrer Frauen nicht ohne Schwierigkeit bewerkstelligt wurde. Am 27. morgens 8 Uhr ankerten wir bereits im Hafen von Duala vor der Jossplatte. Als wir S. M. S. „Habicht“ passierten, begrüßte mich Korvettenkapitän Eduard Gercke mit einem dreimaligen Hurra seiner aufgeenterten Mannschaften. Sodann fand sich alles bei mir an Bord zur Begrüssung ein und ich übernahm die Leitung der Geschäfte alsbald von dem in Urlaub reisenden Dr. Seitz.

In Duala waren Gerüchte verbreitet über erneute Unruhen auf dem Gebirge, die sich aber nach einem Bericht des neuen Stations-

leiters von Buea, Franz Leuschner, als übertrieben herausstellten. Dagegen hatte der nördlich von Rio del Rey in ziemlich unwegsamen Bergen hausende Ngolostamm der dortigen Zollstation durch Überfälle auf Handelskarawanen, Ermordung mehrerer farbiger Händler, Sperrung der Handelsstrasse und sonstige Unbotmässigkeit Schwierigkeiten bereitet. Hauptmann von Kamptz war mit einer Kompanie marschfertig; ich erteilte ihm daher den Auftrag, sich unverzüglich mit „Nachtigal“ an Ort und Stelle zu begeben, die Ngolo zu bestrafen und die Ordnung im Lande wieder herzustellen. Kamptz, dem als einzige Europäer nur Leutnant Nolte und Assistenzarzt Lichtenberg zur Verfügung standen, führte diesen schwierigen Auftrag in dankenswerter Weise durch; doch sollte später besonders weiter oben an der englischen Grenze noch viel Blut fliessen, ehe jener Teil des Schutzgebiets endgültig zur Ruhe kam. Ich selbst nahm von Seitz und Dominik herzlichen Abschied und begleitete die Expedition Kamptz bis Viktoria, wo ich mich ausschiffte, um meinen alten Zolldirektor Gustav Boeder aus Togo, der inzwischen zur Verwaltung übergetreten und mir auf meinen Antrag für Kamerun zur Verfügung gestellt war, in sein neues Amt als Bezirksamtman von Viktoria einzuführen und mit dem Stationschef Leuschner in Buea den Bau eines Wohnhauses für mich und einige Beamte zu besprechen. Wiederholt besuchte ich auch Dr. Zintgraff und Bornmüller und die jungen Anlagen in Kakaohafen, sowie Dr. Preuss in dem sich rasch entwickelnden Botanischen Garten. Inzwischen war S. M. S. „Habicht“ vor Viktoria eingetroffen und gern folgte ich einer Einladung Gerckes, einige Tage an Bord zuzubringen. In der geräumigen Kajüte des Kommandanten habe ich damals in ungestörter Ruhe viele meiner schriftlichen Arbeiten erledigt und im Kreise der Offiziere manche frohe Stunde verlebt. Auch S. M. S. „Hyäne“ (Kommandant Kapitänleutnant Becker) und Peilboot „Kamerun“, welches unter Leutnant zur See Feldt bis dahin an der Küste vermessend hatte, trafen in Viktoria ein; am 14. dampfte die ganze Flottille nach Duala zurück, wo ich dem Zolldirektor Scheffler provisorisch die Leitung des Bezirksamts übertragen und wo sich in der Zwischenzeit eine Unmenge Arbeitsstoff angesammelt hatte. Am 21. grosser Zapfenstreich von Marine und Schutztruppe, ein in Duala noch nie gewesenes militärisches Schauspiel, zur Vorseier des 100jährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I., der am 22. März festlich begangen wurde: um 8 Uhr Kirchgang, um 10 Uhr Parade und Salutschüssen vor dem Gouvernement, 12 Uhr mittags Salut

der Kriegsschiffe, abends grosses Festessen auf „Habicht“. Am 24. trat „Habicht“ die Erholungsreise nach Kapstadt an, und ich verlegte meinen Wohnsitz für einige Zeit wieder nach Viktoria, wo meine Anwesenheit wegen Auseinandersetzungen zwischen den sich schnell ausdehnenden Plantagen und den Bakwiridörfern dringend nötig geworden war. Leutnant von Besser war hier seit Anfang des Jahres mit dem Vermessen der Plantagen am Kamerungebirge beschäftigt. Dank der aus Jaunde mitgebrachten Pferde war ich leidlich beritten und daher beweglicher als sonst; auf weiten Morgenritten, die ich regelmässig in Böders Begleitung unternahm, erfreute ich mich immer wieder an der Fruchtbarkeit des Landes und an seiner landschaftlichen Schönheit. Die Verbindung mit Duala wurde dauernd durch „Nachtigal“ aufrecht erhalten, mit der im April auch Brauchitsch wieder einmal zur Berichterstattung bei mir erschien. Ende April liess ich die Expedition Kamptz, welche mit ihrer Aufgabe im Ngololande fertig war, durch „Nachtigal“ abholen; Herr von Kamptz traf am 24. April in Duala ein und brachte eine Menge Beutevieh mit, eine willkommene Bereicherung unserer Fleischvorräte. Auf dem Kamerungipfel hauste schon seit längerer Zeit in einer provisorischen Wellblechhütte der Geologe Dr. Esch, der dort oben meteorologische Beobachtungen anstellte und das Gebirge wissenschaftlich untersuchte. Vom 25. April bis 3. Mai war ich in Kamerun und liess mir unter anderm von Kamptz über die Ngolö-expedition und die dort ferner zu treffenden Massregeln ausführlich Bericht erstatten. Am 4. Mai brachte ich Hauptmann von Kamptz mit „Nachtigal“ nach Fernando Po, wo sich Kamptz auf dem spanischen Postdampfer „Larrache“ zur Heimreise einschiffte. Über Kriegsschiffshafen begab ich mich zurück nach Viktoria und blieb dort bis zum 16. Mai, hauptsächlich mit den oben erwähnten Plantagenangelegenheiten beschäftigt.

In Berlin war inzwischen unter Dr. Essers Führung die Gründung der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria (W. A. P. V.) perfekt geworden; das Gebiet der neuen grossen Pflanzungsgesellschaft bestand aus dem Gelände des Dr. Zintgraff bei Kakaohafen, den von Sholto Douglas und Konsul Spengler erworbenen Gebieten bei Boana und Soppo und 1000 ha bei Buea, welche im Besitz des früheren Gouverneurs Freiherrn von Soden gestanden hatten — im ganzen etwa 13 000 ha, mit deren Vermessung Herr von Besser unermüdlich beschäftigt war. Neu gegründet war ausserdem durch Douglas die sog. Fürstenplantage

bei Moliwe, ebenfalls etwa 14 000 ha gross, so dass nun zusammen mit den Ländereien der Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft, der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Bibundi, der kleinen Plantage Debundja ein recht stattliches Gebiet der Kultur erschlossen wurde, zu dem im Laufe der Zeit dann noch die Plantagen Sanji-Idenau, Oechelhausen am kleinen Kamerunberg, Molyko, Meanja, Lissoka u. a. hinzutraten. Die Vermessung dieser Plantagen war eine der Hauptaufgaben des Gouvernements; es wiederholte sich hier die alte Geschichte, die überall im tropischen Afrika zutage tritt, wo die europäische Kultur einsetzt. Wenn man einen eingeborenen Häuptling fragt, wie weit das Land ihm gehört, so zeigt er ganz bestimmt irgendwo im Urwald eine Art von Grenze, jenseit deren dann das Gebiet des nächsten Stammeshäuptlings beginnt, so dass es freies oder herrenloses Land nach den Angaben der Eingeborenen überhaupt nicht gibt, ausser in tatsächlich unbewohnten Urwäldern, wie z. B. teilweise hinter der Kribi- und Batangaküste oder in der Südostecke Kameruns. Und selbst da wird sich bei einigem guten Willen des Suchenden immer noch irgendein Negerhäuptling finden, der behauptet, das Land gehöre ihm. Wie unvorteilhaft sich dies gestaltet, kann man ersehen, wenn man bedenkt, dass Kamerun einen Flächeninhalt von etwa 500 000 qkm besitzt mit etwa 3 Mill. Einwohnern nach amtlicher Schätzung. Und nach der neuesten Grenzberichtigung wird sich dies Verhältnis noch mehr zu Ungunsten der Eingeborenen verschieben. Man stelle sich nun weiter vor, wie der Eingeborene in den Urwaldregionen wirtschaftet. Von irgendeiner regelrechten Felderbestellung ist keine Rede; der Mann arbeitet überhaupt nicht, sondern treibt, wenn es hoch kommt, etwas Handel, zu dem aber die Weiber die Träger liefern; im übrigen faulenzet er oder führt Kriege mit seinen Nachbarn. Die Weiber werden an irgendeine beliebige Stelle des Waldes geschickt, wo sie auf einer kümmerlichen Lichtung den Boden etwas aufkratzen und gerade so viel Jams, Kassada, Makabo und Pflanzen bauen, wie die Familie zur Ernährung braucht; diese Farmen liegen oft stundenweit von den eigentlichen Wohnsitzen entfernt, da die Leute einen Fleck, der ein paar Jahre lang Frucht getragen hat, einfach wieder verlassen und sich eine neue Stelle aussuchen, wo es ihnen gerade am bequemsten erscheint; die verlassene Farm ist dann in wenigen Jahren mit einem undurchdringlichen Gestrüpp bedeckt und völlig wertlos. Diese Art von systematischer Verwüstung des Landes ist

Entsagung

natürlich vollkommen kulturfeindlich und würde sich selbst den Eingeborenen längst fühlbar gemacht haben, wenn eben die zur Verfügung stehenden Gebiete nicht so ausgedehnt und die Eingeborenen so wenige wären. Ich habe nun diesen Standpunkt von vornherein nicht anerkannt, sondern bin bei Einteilung des Landes nach dem bewährten Grundsatz verfahren, dass nur dasjenige Land Eigentum der Eingeborenen ist, was sie im Moment der Auseinandersetzung tatsächlich bebauen, und sie ferner veranlasst, nicht nur ihre meist weithin verstreuten Hütten und Gehöfte in ordentlichen Dörfern zusammenzulegen, sondern auch die weit ab liegenden Buschfarmen aufzugeben, und dafür Land um das Dorf herum in regelrechte Bewirtschaftung zu nehmen, und zwar je nach Boden und örtlichen Verhältnissen 4—8 ha pro Hütte. Nur auf diesem Wege war es möglich, die Eingeborenen zu einer ordentlichen und intensiveren Art der Wirtschaft heranzuziehen und genügende Landstrecken als Kronland, welches nun an die Plantagen abzugeben war, zu gewinnen. Wenn man diesen Grundsatz nicht befolgen will, so tut man besser, dem europäischen Kapital abzuraten, sich auf irgendwelche Plantagen Gründungen einzulassen und muss das Land dauernd der Unkultur überlassen. Dann hätten wir aber besser getan, von jedem kolonialen Erwerb überhaupt abzusehen, denn dann wäre eine Kulturarbeit im Sinne der grossen Kamerunplantagen von vornherein unmöglich gewesen. Während die katholische Pallotinermission meiner Auffassung im wesentlichen überall beitrug, stellte sich die gerade auf dem Gebirge weitverbreitete Baseler Mission von Anfang an auf den Standpunkt der ihrer Meinung nach vergewaltigten Eingeborenen und hat mir auf Schritt und Tritt die unglaublichsten Schwierigkeiten bereitet. Diese Schwierigkeiten und auch zeitweilig in Berlin auftauchende juristische Bedenken aller Art haben die rasche und sichere Entwicklung der Plantagen nicht selten ungünstig beeinflusst, trotzdem ich stets nach Kräften für den Schutz des ins Land gerufenen Kapitals eingetreten bin. Zum Lohn dafür ist dann später von gewisser Seite der Vorwurf der Begünstigung einzelner gegen mich erhoben worden, während ich nichts anderes getan habe, als ohne Ansehung der Person oder der Partei überall da europäisches Kapital und europäische Kulturarbeit gegen Unverstand und Unkultur zu schützen, wo es nötig war. Der Überzeugung, dass meine Auffassung der Sache auch im wohlverstandenen Interesse der Eingeborenen die einzig richtige sei, haben sich übrigens im Laufe der Zeit die ein-

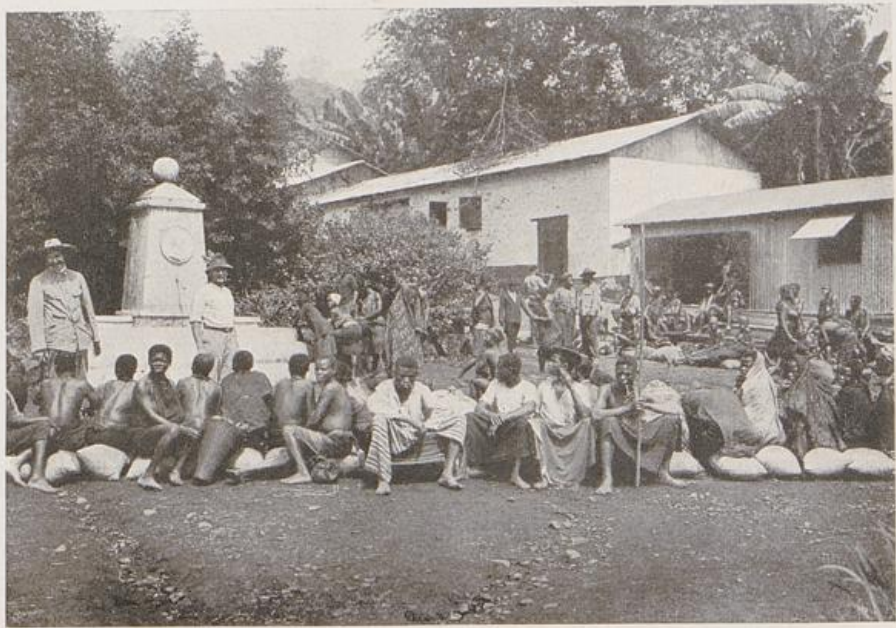
sichtigen Mitglieder der genannten Mission nicht mehr verschlossen, als sie die segensreichen Wirkungen des Zusammenlegens der Dörfer und Zuweisung eines bestimmt begrenzten Dorfgebietes an die Eingeborenen erkannten. Auch eine weitere Folge meiner Arbeit passte der Baseler Mission zunächst durchaus nicht. Angelockt durch den auf den Plantagen sich darbietenden Geldverdienst fingen selbst die faulen Bakwiri an, Arbeit auf den Plantagen zu suchen. Dass diese Arbeit einen ungemein erzieherischen Wert besass, indem sie die Eingeborenen nicht nur zu regelmässiger Arbeit überhaupt zwang, sondern ihnen auch die Art und Weise beibrachte, auf welche sie allein das ihnen zugewiesene und nunmehr gehörige Land nutzbringend bewirtschaften konnten, ist erst recht spät anerkannt worden. Und dass hierbei Schule und Kirche mitunter zu kurz kamen, lag auf der Hand und wurde in der Mission nicht gern gesehen, die das ora von jeher vor das labora gestellt hat, das Verkehrteste, was es bei der Negererziehung geben kann. Natürlich konnten die armseligen Bakwiristämme entfernt nicht die nötige Arbeiteranzahl liefern, es musste vielmehr sehr bald auf die Stämme des Hinterlandes zurückgegriffen werden, was begreiflicher Weise nur langsam und unter überaus grossen Schwierigkeiten vor sich ging. Soweit es irgend möglich war, habe ich auch hier helfend eingegriffen, sei es durch Abschluss von Arbeiterverträgen mit grösseren Häuptlingen oder durch Gestellung von Strafarbeitern. Es war aber trotzdem nicht zu umgehen, den Plantagen auch die direkte Anwerbung von Arbeitern aus dem Innern durch bestimmte, mit Erlaubnisscheinen versehene Angestellte zu gestatten. Dass hierbei in vereinzelt Fällen Übergriffe vorkamen, war eine in der Natur der Sache liegende beklagenswerte Tatsache; solche Fälle sind, so weit sie nur irgend zur Kenntnis der Behörde kamen und nachgewiesen werden konnten, unnach-sichtlich geahndet worden. Fast verhängnisvoll wurde den Plantagen der Umstand, dass die aus dem Innern zuziehenden Arbeiter, Jaunde, Bali, Bamum u. a. infolge des ungewohnten Klimas und der veränderten Lebensweise und Verpflegung von allerhand Krankheiten heimgesucht wurden, die stellenweise eine übergrosse Sterblichkeit bewirkten, und dass dadurch zeitweise eine Scheu vor der Arbeit an der Küste hervorgerufen wurde. Ihre stärksten und besten Leute schickten die Häuptlinge auch nicht gerade an die Küste, sondern meist schwächliche und kränkliche Personen, die dann ungemein schonungsbedürftig waren und erst ordentlich

herausgefuttern werden mussten, ehe sie eigentlich arbeitsfähig wurden. Durch geeignete hygienische Massregeln und richtige Ernährung musste hier Abhilfe geschaffen werden, was schliesslich auch nicht allzu schwierig war, da die Plantagenleiter bald genug erkannten, wie sehr es im eigenen Interesse lag, einen Stamm gut genährter und kräftiger Arbeiter an der Hand zu haben. Ich kann nur anerkennen, dass ich bei meinen Bestrebungen in dieser Beziehung mit ganz vereinzelt Ausnahmen bei den verschiedenen Plantagenleitern Verständnis und wohlthätige Mitarbeit gefunden habe. An der Spitze der Einsichtigen marschierte auch hier Dr. Max Esser; seiner tatkräftigen Initiative war es zu danken, dass auf der W. A. P. V. zuerst zweckmässige Einrichtungen zum Wohle und zum Schutz der Arbeiter getroffen wurden. Ohne jeden Zwang der Regierung entstanden hier gesunde Arbeiterwohnungen, ein luftiges und allen Anforderungen entsprechendes Hospital für schwarze Arbeiter unter Aufsicht eines mit einer kompletten Apotheke ausgerüsteten deutschen Lazarettgehilfen, kurz alle Vorkehrungen, die nötig waren, um die Gesundheit der Arbeiter zu erhalten und zu fördern, wie sie Dr. Esser auf der Insel St. Thomé eingehend studiert hatte; so wurden auch hier zuerst die Bernegauschen Reiskochkessel aufgestellt, aus denen den Arbeitern der unentbehrliche Reis, der anfangs infolge mangelhafter Zubereitung durch die eigenen Köche vielfach zu Darmbeschwerden und sonstigen Krankheiten geführt hatte, in tadellos gekochtem Zustande zugeführt wurde. Zur Unterstützung des Bezirksamts Viktoria bestellte ich einen Arbeiterkommissar, dem die Überwachung der Arbeiterzustände auf sämtlichen Plantagen übertragen wurde und dem die Pflicht oblag, nicht nur für das leibliche Wohl und die gerechte Behandlung der Arbeiter, sondern auch dafür Sorge zu tragen, dass die Arbeiter ihren kontraktmässig übernommenen Verpflichtungen in gehöriger Weise nachkamen; zum Zweck einer einheitlichen Regulierung dieser Verhältnisse wurde eine Arbeiterverordnung erlassen, die sich in wesentlichen Punkten an die portugiesischen Bestimmungen anlehnte. Spätere Anordnungen der Kolonialabteilung auf diesem Gebiet haben meine damaligen Massregeln nur bestätigt. Wenn man bedenkt, dass auf den Plantagen des Kamerungebirges sehr bald etwa 16—20 000 eingeborene Arbeiter beschäftigt wurden, die sich aus allen Himmelsrichtungen dort zusammenfanden, und vielfach eine individuell ganz verschiedene Behandlung erheischten, kann man sich eine Vorstellung von der mühevollen

Arbeit machen, die hier jahraus, jahrein von den Plantagenleitern und von den Regierungsorganen geleistet werden musste.

Vom 17. Mai bis zum 6. Juni wohnte ich wieder in Buea, wo allerhand Arbeit meiner harrte. Der überaus tätige Leuschner hatte in unverhältnismässig kurzer Zeit mit seinen vortrefflichen Togo-handwerkern am Berghange neben der das Regierungsgrundstück von dem Gelände der W. A. P. V. trennenden ziemlich tiefen Schlucht ein sehr brauchbares Wohnhaus errichtet, welches gerade vor Eintritt der schweren Regenzeit fertig geworden war und mir nun als Unterkunft diente. Das Haus, ganz aus Wellblech erbaut und innen mit einer sauber vernuteten und gehobelten hölzernen Verschalung versehen, bestand aus einem in der Mitte liegenden Speisezimmer, an welches sich auf beiden Seiten je zwei Räume anschlossen. So hatte ich nun auf der einen Seite Arbeits- und Schlafzimmer, während mir das Speisezimmer gleichzeitig als Empfangssalon diente, und konnte noch zwei Gäste unterbringen. Um kostspielige Planierungsarbeiten zu vermeiden, war das Haus derartig an den Berg angelehnt, dass man von der Rückseite die ringsum laufende, mit Glasfenstern geschlossene breite Veranda zur ebenen Erde betrat; die gegenüberliegende Seite ruhte auf sehr starken, fast 4 m hohen Steinpfeilern. Ein Teil des Raumes unter dem Hause war massiv untermauert und bildete sehr brauchbare Kellerräume sowie eine photographische Dunkelkammer. Die helle Veranda erwies sich in der Regenzeit und bei den häufigen Gebirgsnebeln als sehr wohltätig; sie hielt die Feuchtigkeit aus den Innenräumen fern und bildete einen sehr angenehmen Aufenthalt bei jedem Wetter. Als schliesslich die in Berlin bei der Firma C. Prächtel in Bestellung gegebenen einfachen aber soliden eichenen Möbel eingetroffen und die Veranda mit Korbmöbeln aus Madeira versehen war, gewährte das neue Anwesen, an welches sich noch eine primitive Küche, ein Vorratsraum und einige Räume für schwarze Dienerschaft anschlossen, ein ganz behagliches Heim. Nach langen Überlegungen mit Leuschner, den Oberbeamten und Ärzten richtete ich nunmehr an die Kolonialabteilung die Bitte, das ganze Zentralgouvernement und das Oberkommando der Schutztruppe nach Buea und Soppo verlegen zu dürfen und bat gleichzeitig um die Bereitstellung der erforderlichen Mittel für Neubauten. Mein Antrag wurde umgehend genehmigt. Da das Terrain der Regierungsstation für eine grössere Besiedelung, wie ich sie plante, nicht ausreichte, kaufte ich, ebenfalls mit Genehmigung der Kolonialabteilung, das jenseit der Schlucht

und oberhalb der Station gelegene etwa 350 ha grosse Vorwerk Buea der W. A. P. V. mit einem von dem Plantagenleiter Bornmüller dort errichteten kleinen Anwesen. Ausser meinen sonstigen Dienstgeschäften widmete ich nun einen grossen Teil meiner Zeit der Ausarbeitung eines Planes für die Bebauung und Besiedelung Bueas. Mit Hilfe des mir zur Verfügung stehenden Gärtners Lehm bach, dem später der heute noch in Buea tätige Assistent des Botanischen Gartens Deistel folgte, wurden Terrassen angelegt und mit Rosen,



Bismarckbrunnen in Buea mit Kramsta und Gärtner Deistel, Trägerkarawane.

Rasen und allerhand subtropischen Pflanzen besetzt, ein ausgedehnter Gemüsegarten hergerichtet, Bäume und Busch niedergelegt, um Luft und Licht in den Urwald eindringen zu lassen. Nur durch letzteres konnten wir hoffen, des oft recht störenden Nebels schliesslich Herr zu werden. Es ist häufig behauptet worden, dass es ein Fehler gewesen sei, die Zentralregierung so weit von dem Hafen und dem geschäftlichen Mittelpunkt Duala zu entfernen. Ich gebe auch zu, dass in der ersten Zeit unter Umständen gewisse Schwierigkeiten durch diese räumliche Trennung sich ergaben, die aber sehr bald nach Anlage der telephonischen Verbindung Buea—Viktoria—Duala und der Erbauung der bekannten Esserschen Bergbahn vollständig fortfielen.

Und was wollte das sagen gegenüber dem ausserordentlichen Vorteil, der dadurch erwuchs, dass den in Buea wohnenden Beamten die Gesundheit und die volle Arbeitskraft dauernd erhalten blieb, während es in Duala und an den übrigen Küstenplätzen an der Tagesordnung war, dass ein Drittel der Beamten fieberkrank darniederlag, ein weiteres Drittel sich irgendwo auf Erholungsurlaub befand und nur das übrigbleibende Drittel für die zu bewältigende Arbeit zur Verfügung stand. Das was in dem flachen und sumpfigen Küstengebiet mit vieler Mühe und grossen Kosten angestrebt wurde und heute noch angestrebt, aber doch nie vollkommen er-



Gouverneurhaus in Buea.

reicht werden wird, die Sanierung der Europäer-Niederlassungen, war hier in Buea gegeben: reine, klare Bergluft in fast 1000 m Höhenlage, kühle, erfrischende Nächte, welche gar keine Tropennervosität aufkommen liessen — die Temperatur sank morgens und abends nicht selten auf $+15-16^{\circ}\text{C}$ — keine Stechmücken, keine Malaria. Das waren Vorzüge, die von allen Bewohnern Bueas stets rückhaltlos anerkannt wurden; wer die stattliche Anzahl der deutschen Frauen und blühenden Kinder betrachtet, die heute Buea bevölkern, dem wird der letzte Zweifel über die Zweckmässigkeit meiner Anlage schwinden, und nur in den Kreisen der später einmal die Kamerunküste besuchenden Reichstagsabgeordneten wurde die Lage von Buea bemängelt; aber das mag wohl im Beruf der

Herren gelegen haben. Die Ausführung der hin und wieder auftauchenden, hoffentlich jetzt endgültig zu den Akten gelegten Idee, die Regierung von Buea wieder nach Duala zu verlegen, wäre meines Erachtens einfach ein Verbrechen. Wenn je an eine Verlegung des Regierungssitzes gedacht werden sollte, so könnte höchstens nach Fertigstellung der Kameruner Nordbahn das jenseit der Manengubaberge gelegene Hochland in Frage kommen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass sich dort an der Bahnstrecke in ebenfalls gesunder Lage und nur 4—5 Bahnstunden entfernt, später einmal die Hauptstadt des Landes entwickeln könnte. Da wir aber nicht in Amerika, sondern in Afrika sind, so glaube ich nicht recht an die baldige Verwirklichung dieses Planes, der wohl, wenn überhaupt, erst in ferner Zukunft Aussicht auf Erfüllung hat. Es wird uns damit gehen, wie der doch gewiss intelligenten und strebsamen Regierung des Kongostaates, die schon, solange ich den Kongo kenne, mit dem Gedanken spielt, ihren Hauptsitz auf das an der Bahn in etwa 600 m Höhe verhältnismässig gesund gelegene Plateau von Tumba zu verlegen, heut aber immer noch in dem recht ungesunden Boma sitzt, wo sie keine Berge und kein Buea hat. Und wenn ich gar nichts weiter geleistet hätte, so würde ich es mir als ein bleibendes Verdienst anrechnen, die Mitglieder des Kameruner Gouvernements aus den Sümpfen und Fiebern der Ebene auf das gesunde und fieberfreie Gebirge gerettet zu haben; die vielen verheirateten Beamten, welche heut dort oben wohnen und arbeiten, werden es mir sicher danken, dass ich ihnen auf diese Weise ermöglicht habe, eine Familie zu gründen. Selbst die durch den nassen Nebel der Regenzeit erzeugte grosse Feuchtigkeit, der einzige Fehler des Bueaklimas, ist, wie man mir schreibt, infolge der immer grösseren Ausdehnung frei gelegter Flächen im Schwinden begriffen. Denn da, wo die Sonne ungehinderten Zutritt zum Boden hat, trocknet dieser allmählich aus, und die schweren Nebel bleiben in den Wipfeln des Urwaldes hängen.

Unter andern Neuanlagen hatte der unermüdliche Leuschner auch einen sehr zweckmässig angelegten Tennisplatz hergestellt, auf dem nun die Beamten in ihren freien Stunden einem gesunden Sport huldigen konnten, was mir allerdings in der Wilhelmstrasse zu Berlin arg verübelt worden ist. Weite Waldflächen oberhalb der Station wurden gerodet und damit der Grund zu der später dort in einer Höhe von über 1000 m anzulegenden Sennerei gelegt. Dasselbe geschah auf dem verhältnismässig ebenen Gelände unter-

halb der Station zwischen dieser und der Gemarkung Soppo; hier entstand das einem regelrechten Landwirtschaftsbetriebe und der Unterbringung der aus Allgäuern und einheimischen Viehrassen gekreuzten Herde dienende Vorwerk Buea.

Auch der Gattin meines vortrefflichen Stationschefs muss ich bei dieser Gelegenheit ein Wort des Dankes widmen. Frau Margarete Leuschner, ausser den Missionarsfrauen die erste deutsche Frau in Buea, versorgte in dieser Zeit, als meine eigenen Anlagen noch nichts produzierten, nicht nur mich und alle andern Beteiligten aus ihrem mit grosser Sachkenntnis und nach allen Regeln gärtnerischer Kunst angelegten Garten mit frischen Gemüsen, sondern sie übernahm es auch, die allmählich heraufziehenden Beamten gegen einen vereinbarten Pensionspreis zu verpflegen, und hat dies mehrere Jahre in mustergültiger Weise durchgeführt, bis Buea aus seinen Kinderschuhen herausgewachsen war, und ich der immer mehr anwachsenden Beamtschar bessere Wohnhäuser, Küchen und Messräume zur Verfügung stellen konnte.

Die Regenzeit hatte mit aller Macht eingesetzt, der einförmige Landregen wurde häufig durch Gewitter und schwere Stürme unterbrochen. Ein tropischer Tornado macht hier oben im Gebirge doch noch einen ganz andern Eindruck, als in der Ebene. Blauschwarzes Gewölk türmt sich meist von Nord- oder Südosten her über den grünen Baumwipfeln und wächst, in scharfer, nur einmal gebrochener Linie sich gegen den blauen Äther abhebend, mit grosser Schnelligkeit zum Zenit empor; die Berge lehnen, ja sogar die nächste Umgebung verschwinden in der Dunkelheit, alles ist wie in einen Sack gehüllt; bald reissen sich hellgraue Wolkenfetzen aus der dunklen Masse los und fliegen wie gehetztes Wild über unsere Häupter dahin; sausend und pfeifend braust der entfesselte Sturm durch das Bergtal, alles vor sich niederbeugend, Bäume entwurzelnd, Dächer und ganze Hütten mit sich reissend; unaufhörlich zucken die Blitze, tost der Donner, untermischt mit krachenden Schlägen, die in beständigem Echo von der Bergwand widerhallen. Zum Glück dauert der ganze Hexensabbath nicht lange. In ein bis zwei Stunden ist das ganze meist vorübergeflogen und es wölbt sich wieder der blaue Himmel über dem weinenden Land. Wenn der Tornado oben auf der Bergeshöhe recht kräftig gewütet hat und grosse Wassermengen niedergegangen sind, dann bietet sich dem erstaunten Auge ein ebenso seltsamer wie hübscher Anblick; alle Schluchten und Bäche der steilen Bergwand werden lebendig, in

jeder Falte des Berges stürzt ein rauschender Bach zu Tal, die ganze dunkle Wand ist wie mit lauter senkrechten Silberstreifen durchzogen; in etwa zwei Stunden gelangen die Wasser auch bis zu uns, in dem gewöhnlich ruhig über bemooste Steine dahinmurmelnden Schluchtbach erhebt sich ein Tosen und Donnern, wie man es sonst nur bei den gewaltigen Wasserfällen der Erde kennt, höher und höher schwillt das Wasser und stürzt, plötzlich zum reissenden Bergstrom gewandelt, mit elementarer Gewalt den Berg hinunter; ich habe den Bach bei solchen Gelegenheiten in einer Stunde um 6—7 m steigen sehen. Übrigens ist es ja bekannt, dass der Winkel des Meerbusens von Guinea, besonders die Strecke zwischen Viktoria und Bibundi, einer der regenreichsten Flecke der Erde ist; die Regenmenge beträgt hier im Jahre selten unter 12, häufig aber bis zu 14 m.

Am Sonntag den 6. Juni ritt ich in strömendem Regen und auf sehr schlüpfrigem Wege, den aber mein braver Jaundeschimmel Ali gut überwand, nach Viktoria, um meinen früheren hochverehrten Chef und ersten Gouverneur von Kamerun, Freiherrn von Soden, zu begrüßen, der zu meiner grössten Freude mit Dampfer „Lothar Bohlen“ eingetroffen war, um seiner alten Kolonie einen Besuch abzustatten und in den ihn lebhaft interessierenden Plantagen nach dem Rechten zu sehen. Leider empfing mich unten Böder mit der Hiobspost, dass auf der vor kurzem am Elefantensee als erster Stützpunkt für die wieder zu belebende Balistrasse neu angelegten und nach dem Präsidenten der deutschen Kolonialgesellschaft benannten Station Johann Albrechts-Höh der Stationsleiter Staudt am Fieber gestorben und Zolldirektor Scheffler in der Kampobarre ertrunken sei. Ein Ersatz für Staudt befand sich glücklicherweise an Bord des „Lothar Bohlen“ in der Person des Stationsleiters Conrad, der mit Gattin und seiner 75jährigen Mutter nach wenigen Tagen die Fahrt Mungo aufwärts nach Johann Albrechts-Höh antrat. Als ich die alte Dame auf die Gefahr ihres Schrittes aufmerksam machte, meinte sie trocken, sie habe niemand mehr als ihre Kinder und es würde sich in Afrika nicht schwerer sterben als in Deutschland; sie hatte sich in dieser Erwartung sogar gleich einen passenden Zinksarg mitgebracht. Wir hatten uns aber alle geirrt und es starb sich in Afrika gar nicht; die alte Dame blieb vom Fieber und allen sonstigen klimatischen Unbilden verschont, während ihr Sohn und seine Frau immer abwechselnd erkrankten; sie hielt volle zwei Jahre in Johann Albrechts-Höh aus und reiste

ebenso gesund heim, wie sie gekommen war. Am Pfingstmontag benutzte ich die Gelegenheit, um mit „Lothar Bohlen“ nach Duala zu fahren und dort das Bezirksamt zu inspizieren. Angenehme Überraschungen erlebt man ja meistens nicht bei solchen Gelegenheiten, diesmal aber hatte sich ein derartiges Konglomerat von Verdriesslichkeiten auf der Jossplatte angehäuft, dass es selbst meine Bedürfnisse überstieg; da es sich meist um Personalfragen handelte, schweige ich lieber hierüber. Dr. Plehn lag krank an Fieber und Dyssenterie und liess sich von seiner Gattin pflegen, deren Geburtstag wir am 15. Juni mit einer Gratulationscour und einem Ständchen der Bordmusik von S. M. S. „Hyäne“ feierten. Es war um diese Pfingsten eine recht ungesunde Zeit in Kamerun; Plehn selbst erholte sich zwar bald, wir begruben aber in der ersten Junihälfte mehrere Europäer auf dem Dualakirchhofe, unter ihnen leider auch den ersten Offizier des Dampfers „Lothar Bohlen“ Wilhelmi. Schon am 20. fand ich mich wieder in Viktoria ein, wo sich inzwischen auch Exzellenz von Soden am Fieber gelegt hatte. Hierüber berichtete mir Dr. Zintgraff, der mich abends zum Essen besuchte und mir auch sonst allerhand Neuigkeiten überbrachte. Besonders wichtig erschien mir das Eintreffen von mehreren 100 Baliarbeitern an der Küste, mit deren Hilfe die Leiter der W. A. P. V. nun mit grösserer Energie ihre Kulturaufgabe in Angriff nehmen konnten. Und erfreulich war es, dass der Häuptling Garega offenbar gesonnen war, den mit Esser und Zintgraff geschlossenen Vertrag zu halten. Schon am folgenden Morgen entfloh ich der diesmal besonders unangenehmen Fieberküste und ritt in einem Zuge nach Buea auf einem Wege, der durch beständige Regengüsse sich wieder einmal in einem erbärmlichen Zustande befand und die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit meines braven Ali stellte. Es ist mit dem Wegebau im tropischen Urwalde eine eigene Sache, besonders wenn es in die Berge geht; man glaubt mit vieler Mühe und Kosten einen leidlichen brauchbaren Fahr- und Reitweg hergestellt zu haben und findet eines schönen Morgens statt dessen einen ausgewählten Gebirgsbach vor, in dem kaum vorwärts zu kommen ist. Unablässige Arbeit und sehr viel Geld gehören dazu, um einen derartigen Weg dauernd in Stand zu halten; wirkliche Hilfe können da nur Eisenbahnen bringen. Anders liegen natürlich die Verhältnisse im Graslande, wo bei viel grösserem Verkehr sich vernünftig angelegte einfache Feldwege ziemlich gut halten. Herr von Soden, der sich bald

v. Pattkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

erholt hatte, folgte mir am nächsten Tage nach Buea und blieb dort bis zum 6. Juli mein gern gesehener Gast. Trotz Regen und Unwetter waren wir viel im Freien tätig und besonders Soden beschäftigte sich in eingehender Weise mit seiner geliebten Gartenarbeit; er hatte eine Menge wertvolle Pflanzen mitgebracht, mit denen in Buea Versuche angestellt werden sollten. So entstand um mein Haus herum allmählich eine vollständige Rosenplantage; unter den mitgebrachten Arten entwickelten sich besonders gut Marschall Niel, Malmaison und Safrano, während die meisten andern Arten bald degenerierten. Die neu angelegten Wege wurden mit Orangen und Zitronen bepflanzt, aus denen sich im Lauf der Zeit stattliche Alleen entwickelten. Ferner pflanzten wir Teestauden, und schon in zwei Jahren hatte ich die Genugtuung, ganz ausgezeichneten selbstgebauten Tee meinen Gästen vorsetzen zu können. In etwas höherer Lage legten wir Saatbeete für Chinarindenbäume an, um auch diese in St. Thomé mit Erfolg betriebene Kultur auf dem Kamerungebirge einzuführen. Die Bäumchen entwickelten sich gut und wurden später in noch höhere Lagen mit gutem Erfolg verpflanzt. Vor allem aber besprachen wir eingehend die Frage der Einführung und Akklimatisierung einer europäischen Viehrasse. Nachdem der in all diesen Fragen sehr erfahrene Herr von Soden den von mir für die neue Sennerei in Aussicht genommenen Platz oberhalb der Station eingehend besichtigt und begutachtet hatte, riet er mir, einen Versuch mit Allgäuern zu machen und erbot sich, nach seiner Rückkehr in Deutschland persönlich alles Erforderliche zu veranlassen. Sodens Rat wurde befolgt und zwar mit geradezu glänzendem Erfolge. Die mit grosser Sorgfalt im Allgäu ausgesuchten Tiere — zwei Stiere und achtzehn Kühe — trafen ein halbes Jahr später unter Leitung eines Allgäuer Senn namens Hipp wohlbehalten in Buea ein und gediehen prächtig. Es wurde eine regelrechte Almwirtschaft eingerichtet, deren Produkte — Milch, Butter und Käse — wesentlich zum Wohlbefinden der europäischen Bewohner Bueas beitrugen. Die in Buea geborenen Kälber entwickelten sich so ausgezeichnet, dass sie in Figur und Milchertrag die eingeführten Stammeltern grossenteils noch übertrafen. Ich liess infolgedessen später einen weiteren Transport nachfolgen und zwar mit gleich günstigem Resultat. Es wurde ein regelmässiges Herdbuch angelegt und jedes Tier eingetragen. Aus diesen ursprünglich eingeführten 20 Stück entwickelte sich mit den Jahren eine stattliche Stammherde, die zur Zeit meiner letzten Ab-

reise aus Kamerun 1906 bereits aus über 100 Häuptern bestand. Die nicht zur Zucht geeigneten Tiere wurden teils geschlachtet, teils als Zugochsen verwendet. Endlich aber wurden von Buea aus junge Stiere im Lande verteilt zur Aufbesserung der einheimischen Rasse, und sorgfältig ausgesuchte einheimische Kühe zur Zucht angekauft, auf dem Vorwerk Buea eingestellt und dort mit Allgäuer Stieren gekreuzt. Auch diese Kreuzung ergab ein vorzügliches Produkt und heute weiden auf den ausgedehnten Flächen des Vorwerks mehrere 100 Stück einer Kreuzungsrasse, deren Weiterverbreitung im Lande eine der Hauptaufgaben der landwirtschaftlichen Anlage von Buea bildet. Gleichzeitig mit der Sennerei wurde auch eine Zucht europäischer Schweine angelegt, ebenfalls mit ziemlich gutem Erfolge, wogegen ein später von mir unternommener Versuch mit Heidschnucken aus der Lüneburger Heide wohl wegen der übergrossen Feuchtigkeit des Bodens missglückte. Es gewährte einen anheimelnden Anblick, auf den weit in den Urwald sich hineinziehenden grünen Matten das gradlinige silbergraue Vieh weiden zu sehen, gerade wie in der Heimat auf den Alpen des Allgäu. Während Sodens Anwesenheit in Buea besuchten uns die verschiedenen Plantagenleiter, und an manchem langen Abend wurde in gemütlichem Gespräch das Wohl und Wehe der jungen Pflanzungen und besonders auch die leidige Arbeiterfrage erörtert.

Am 6. Juli ritt ich mit Herrn von Soden hinunter nach Viktoria, wo wir meinen mit „Adolf Woermann“ aus Deutschland wieder eingetroffenen Kanzler Dr. Seitz mit Freude begrüßten. Die Ankunft des Dr. Seitz war mir ein rechter Trost, denn nun mit dem Wiedererscheinen meines ersten Mitarbeiters konnte ich daran denken, ihm mehr und mehr die Lokalgeschäfte zu überlassen und mich weiteren und grösseren Aufgaben zu widmen. Mit „Adolf Woermann“ begaben wir uns nach Duala, dessen Entwicklung meinen verehrten Vorgänger mit lebhaftem Erstaunen erfüllte. In dem Aussenhafen trafen wir den englischen Kabeldampfer „Duplex“ bei der Arbeit, das an einer recht unbequemen Stelle gebrochene Kabel zu reparieren. Wir versäumten nicht, die komplizierten und interessanten elektrischen Einrichtungen, mit denen der Dampfer ausgestattet war und die uns allen noch fremd waren, eingehend zu besichtigen. Auch die Maschinenwerkstatt und das Slip, auf dem gerade der Flusssdampfer „Soden“ einer Grundreparatur unterzogen wurde, erregten Sodens lebhaftes Interesse. Am 12. Juli vereinte

8*

ich zu einem Bankett im Gouvernementsgebäude zu Ehren unseres ersten Gouverneurs die Angehörigen des Gouvernements, der Schutztruppe und der Marine; Exzellenz von Soden wurde in gebührender Weise gefeiert und erfreute sich bei ernsten und scherzhaften Reden und bei fröhlichem und ungezwungenem Gedankenaustausch an der wohlthuenden Harmonie, die alle Beteiligten in dem Gefühl einte, zusammen zu arbeiten zum Wohle der Kolonie und

zum Nutzen des Reiches.

Auch unser Doktorehepaar liess es sich nicht nehmen, seine allbekannte Gastlichkeit wieder zu bewähren; ein lieber Gast, der jüngste Bruder unseres Regierungsarztes, Feldjägerleutnant und Forstassessor Rudolf Plehn war hier eingetroffen und erhöhte durch sein frisches und sympathisches Wesen die allgemeine Stimmung. Rudolf Plehn hatte die Absicht, sich für den Kolonialdienst zur Verfügung zu stellen, und so nahm ich ihn für den demnächst zu errichtenden Posten eines Verwaltungschefs in der da-



Verfasser mit Dr. R. Plehn und Leutnant Kramsta.

mals noch gänzlich unerforschten Südostecke des Schutzgebietes gern in Aussicht. Die Zeit war nicht gerade dazu angetan, um grossen Tropenenthusiasmus zu erregen; die Malaria wütete in Duala, und wir begruben in den wenigen Tagen unseres diesmaligen Aufenthalts nicht weniger als drei Europäer, den englischen Kaufmann Gibney, den Zollbeamten Dietz und den Maschinisten Lindenberg von der „Nachtigal“. Frisches Leben brachte die Rückkehr von S. M. S. „Habicht“ unter Korvettenkapitän Gercke aus Kapstadt; mit Kapitän Gercke besprach ich den Plan, mich demnächst zu einer Dienstreise nach dem Kongo bei ihm einzuschiffen, um endlich einmal in meiner Eigenschaft als Generalkonsul

der Westküste diesen Teil meines Amtsbezirks kennen zu lernen und die nötigen Vorbereitungen für eine spätere Bereisung der Südostecke Kameruns auf dem Wege Kongo—Sanga zu treffen. Kapitän Gercke hatte als seinen Gast von Swakopmund den bekannten und wegen seines Humors überall beliebten Chef der Firma Tippelskirch & Co. mitgebracht, der später bei der Ausrüstung und Verpflegung der nach Südwestafrika und nach China entsendeten deutschen Expeditionstruppen so Ausserordentliches geleistet hat; ihm ist später unverdientermassen recht übel mitgespielt worden. Tippelskirch ahnte damals natürlich noch nicht das ihm bevorstehende Schicksal und erfreute uns alle durch Mutterwitz und unverwüstliche gute Laune. Gute Laune war es überhaupt, die uns alle in jenen durch Krankheiten, Tod und Widerwärtigkeiten aller Art eigentlich recht trübseligen Tagen immer wieder zusammenführte und aufrecht erhielt, und nicht zum mindesten war es die Veranda des Doktorhauses, die uns in kühler Abendstunde in traulichem Gespräch mit unserer allverehrten und stets hilfsbereiten Doktoressa vereinte. Eine üble Nachricht brachte um diese Zeit ein Eilbote aus Johann Albrechtshöh; Stationsleiter Conrad meldete Unruhen der Bakundustämme auf dem rechten Mungoufer und bezichtigte besonders den Häuptling Makia der Widersetzlichkeit und Bedrohung der europäischen Niederlassung in Mundame. Ich beschloss daher, Dr. Seitz mit Ordnung dieser Angelegenheit zu betrauen und mich selbst mit Herrn von Soden und Rudolf Plehn wieder nach Viktoria zu begeben, um mehr in der Nähe der Ereignisse zu sein.

Am 1. August früh morgens 6 Uhr brachen wir auf, ich selbst mit Soden und Plehn an Bord der „Nachtigal“, Dr. Seitz mit der Dampfpinasse des „Habicht“ und zwei Brandungsbooten, in denen 30 Mann der Schutztruppe untergebracht waren. Es war ein scheussliches Wetter, hatte schon die ganze Nacht gestürmt, und der ausnahmsweise auch gegen Sonnenaufgang nicht nachlassende heftige Seewind peitschte uns scharfe Regenschauer ins Gesicht. Nicht ohne Besorgnis sah ich Seitz mit seinem Schleppzuge in der Mündung des Mungoflusses dem Blick entschwinden. Die See ging schon im Becken so hoch, dass wir es vorzogen, unsern Weg statt aussen herum über das Bimbiaflach innerhalb von Kap Kamerun durch die Krieks zu nehmen. Alles ging auch gut, bis das Schiff die Nase in das offene Wasser vor Nbamba steckte. Sturm und auflaufende Flut trieb uns einen derartigen Strom entgegen, dass selbst die starke Maschine der „Nachtigal“ uns nur

mühsam vorwärts brachte, und als wir versuchten, durch die sonst ganz sichere Ausfahrt die offene See zu gewinnen, befanden wir uns mit einem Male in einem wahren Hexenkessel von hochgehenden, unablässig gegen und über das Schiff brechenden Wogen, so dass Kapitän Böhmermann dringend abriet, den Versuch zu wagen. Ich beschloss daher, umzukehren und die Nacht in dem geschützten Nbambakriek zu ankern. Und fast wäre es in der Tat zu spät gewesen, denn während die „Nachtigal“ in dem weissen Gischt drehte, erhielten wir in der Breitseite ein paar Brecher über das ganze Schiff, die es derartig auf die Seite legten, dass die Sache einen Moment recht unheimlich aussah. Das Manöver gelang aber, wir jagten, von Sturm, Regen und Flut vorwärts gepeitscht, in das ruhige Wasser zurück und ankerten dicht am Ufer. Der Strom war während der ganzen Nacht noch so stark, dass die Anker nicht hielten und das Schiff in der Dunkelheit stark trieb und fast an den Uferfelsen gescheitert wäre. Nur der Umsicht und Geistesgegenwart des Kapitäns war es zu danken, dass kein Unglück geschah. Nbamba, ehemals eine Zweigfaktorei des Hauses C. Woermann & Co., war damals bereits Vorwerk der Plantage Kriegsschiffhafen und wurde von einem ehemaligen Kriegsschiffmatrosen Lange verwaltet. Lange kam noch vor Dunkelwerden in seinem mit sechs Krujungen bemannten Boot durch Wind und Wetter an Bord, um mich abzuholen. Leichtsinngerweise liess ich mich auch verführen, die tollkühne Fahrt noch zu unternehmen, während Soden, von den Strapazen des Tages ermüdet, sich zur Ruhe begab. Die Fahrt in dem kleinen offenen Boot bei Hereinbrechen der Dunkelheit gegen den harten Strom und gegen Wind und Wellen, immer dicht an den Uferfelsen entlang, an denen sich die aufgeregten Wogen schäumend brachen, war eine der unangenehmsten, die ich je erlebt habe, und mehr als einmal dachte ich, unsere letzte Stunde hätte geschlagen. Immer wieder aber legten sich die wackeren Bootsungen in die Riemen, Zoll für Zoll rückten wir vorwärts und erreichten endlich nass und todmüde den schützenden Bootshafen, dessen Einfahrt zum Glück durch Feuersignale erleuchtet war. Wir hatten zu der Fahrt, die sonst kaum 20 Minuten in Anspruch nimmt, über zwei Stunden gebraucht. Lange hatte mit Aufbietung aller Kräfte gesteuert und das Boot gegen die See gehalten, während ich andauernd mit meinem Hut das hereindringende Wasser ausschöpfte. Als wir glücklich festen Boden unter den Füßen hatten, fielen unsere sechs Bootsleute wie tot um,

und waren nur mit Mühe zu bewegen, das Boot festzumachen und ihren Wigwam aufzusuchen; sie erhielten zur Belohnung eine ordentliche Portion Rum, das bewährte Allheilmittel der Krujungen, und als Lange und ich abgetrocknet und müde auf bequemen Korbstühlen bei einem stärkenden Glase Grog das Unwetter draussen durch die nassen Fensterscheiben betrachteten, hörten wir bereits den fröhlichen Gesang der unverwüstlichen Naturkinder. Als ich morgens, durch einen tiefen Schlaf erquickt, die Augen öffnete, strahlte die Sonne aus blauem Himmel über das spiegelblanke Meer; nur die hoch auf und abwogende Dünung erinnerte noch an das Unwetter der Nacht. Wir sahen noch die „Nachtigal“ friedlich über die Ausfahrt hinaustanzen, wo gestern abend die weisschäumenden Brecher uns zur Umkehr gezwungen hatten. Ich marschierte mit Lange zu Fuss auf einem sehr gut angelegten, aber infolge des Regens aufgeweichten und unerhört glatten Pfade nach dem zwei Stunden entfernten Kriegsschiffhafen, wo mich in Vertretung des abwesenden Friederici der Gärtner Koethe empfing. Ich erkundigte mich nach dem Fortgange der Arbeiten und den Arbeiterverhältnissen und besprach allerhand geschäftliche Angelegenheiten, war aber im übrigen so steif, dass ich den Tag über hauptsächlich in liegender Stellung verbrachte und sehr früh ins Bett kroch. Zum Glück hatte mir Böder mein Leibross Ali entgegen geschickt, mit dem ich am andern Morgen früh um 7 Uhr nach Viktoria ritt. Dort traf ich auf dem Bezirksamt wieder mit Exzellenz von Soden zusammen und besuchte nachmittag mit ihm Dr. Preuss in dem immer schöner sich entwickelnden Botanischen Garten in seinem neuen Hause. Gegen abend erquickte uns ein erfrischendes Bad in den Wellen des Limbflusses und abends bewirtete uns Böder im Bezirksamt mit einem üppigen Mahle, zu dem er auch noch Dr. Preuss, Konsul Spengler und den von der katholischen Gebirgsstation Engelberg zu meiner Begrüssung heruntergekommenen Präfekten Vieter hinzu zog. Am 4. lief „Aline Woermann“ ein und brachte den vom Urlaub zurückkehrenden Baumeister Drees und den neu herauskommenden Assessor Horn. Soden und ich fuhren an Bord, frühstückten mit dem Kapitän und den neuangekommenen Herren und nahmen dann für diesmal voneinander Abschied mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens; Soden, der noch einige Zeit in Viktoria zu verweilen gedachte, fuhr an Land zurück, ich mit „Aline“ nach Kamerun. Hier führte ich Horn in seine neuen Dienstpflichten ein und machte

mit ihm die erforderlichen Besuche. Am 9. August überraschte mich abends spät mein alter Freund Kapitän Jensen, der mit seinem „Adolf Wörmann“ nachts bis vor die Barre gekommen war und von dort seine Dampfpinasse benutzt hatte, um mir noch Post aus dem Süden, den Besuch des Direktors Jäger von der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft und 100 sehr willkommene Jaundearbeiter für Viktoria zu bringen. Am 11. meldete sich Dr. Seitz wohlbehalten von seiner Mungoexpedition zurück; es war alles gut verlaufen und den aufsätzigen Häuptling Makia hatte er gefangen und mitgebracht. Ich war damals gerade in grosser Verlegenheit; man hatte mir aus Berlin einen sehr notwendigen neuen Flussdampfer namens „Mungo“ herausgeschickt; dieser war auf dem Slip zusammengesetzt und lag fix und fertig an der Landungsbrücke; nur der Dampfkessel fehlte noch, der lag dicht neben dem Dampfer auf der Landungsbrücke, ohne dass ich mangels eines geeigneten Dampfkranes und sonstiger Hilfsmittel in der Lage gewesen wäre, den Kessel an Ort und Stelle zu bringen und damit meinen neuen Flussdampfer gebrauchsfähig zu machen. Kapitän Jensen, lebenswürdig wie immer, half in der Not. Er legte seinen „Adolf Woermann“ längsseits des „Mungo“ und setzte mit einem der grossen Schiffskräne den Dampfkessel ein. Während dieses Manövers erschien Brauchitsch aus Edea mit Dampfer „Soden“, um zu rapportieren und eine Partie von mir mitgebrachten Saatkakaos abzuholen; am 12. versammelten wir uns wieder alle bei Plehns, am 13. zu einem grösseren Abendfest bei mir und am 14. übergab ich die Geschäfte des Gouvernements an Dr. Seitz und packte meine Koffer für meine erste Kongoreise.

Kapitel V.

Erste Kongoreise mit S. M. S. „Habicht“. — St. Thomé. — Libreville. — Kongomündung. — Banana. — Das holländische Haus. — Insel Mateba. — Boma. — Nokki. — Chandron d'Enfer. — Matadi. — Eisenbahn. — Rückkehr. — Fahrt nach Edea und Malimba. — Schutztruppenpläne. — Wieder in Viktoria und Buea. — Dr. Esch und das Gebirge. — Schutzhütten. — Besteigung des Pik. — Viel Besuch. — Sir Ralph Moor. — Mit „Nixe“ nach Monrovia. — Heimwärts.

Am Sonntag den 15. August schiffte ich mich zusammen mit Konsul Spengler an Bord S. M. S. „Habicht“ ein; ein feiner Sprühregen hüllte die Landschaft in grauen Nebel, und auf ruhiger See fuhren wir zwischen Suellaba und Kap Kamerun bei den berühmten Hundsköpfe-Sandbänken, auf denen immer hohe Brecher stehen, vorbei in die offene See hinaus und nahmen unsern Kurs auf St. Thomé. Ich richtete mich häuslich in der Kommandantenkajüte ein, schlief aber in den ersten Nächten meiner Gewohnheit gemäss auf dem Achterdeck unter einem Regensegel, während Spengler mit Kapitän Gercke die Kajüte teilte. Bei meiner Vorliebe für die See war es mir ein wahrer Genuss, wieder einmal Schiffsplanken unter den Füßen zu haben, und das befreiende Gefühl, für eine kurze Spanne Zeit losgelöst zu sein von Briefen, Telegrammen und jedem dienstlichen Ärger, erfüllte mich mit jenem Wohlbehagen, welches nur der kennt, der die See wahrhaft liebt. Da wir keine Eile hatten, dampften wir mit mässiger Geschwindigkeit und ankerten erst am 17. früh auf der Reede von St. Thomé, wo Spengler an Land gesetzt wurde, um seine dortige Tätigkeit wieder aufzunehmen. Wir hielten uns nicht lange auf, fuhren in östlicher Richtung dem Festlande zu und trafen am 18., morgens 9 Uhr in dem Hafen von Libreville (Gabun) ein. Dieser französische Hafen steht an Güte und Brauchbarkeit unserem Dualahafen entschieden nach und ist eigentlich nur eine offene Reede, gegen Westwinde ziemlich ungeschützt; Anlegebrücken sind nicht vorhanden und grössere Schiffe sind gezwungen, wegen der Tiefen-

verhältnisse ziemlich weit ab vom Lande zu ankern; doch bietet die Stadt mit ihren unter grünen Palmen liegenden stattlichen weissen Gebäuden einen freundlichen Anblick, und die Reede war belebt durch hin und her ziehende Segelbarken, ein kleines französisches Kanonenboot namens „Cigogne“ und zwei grössere Dampfer der französischen, Gabun mit Marseille verbindenden Postdampferlinien. Gleich nach unserm Eintreffen erschien ein alter Bekannter, Hermann Gebauer, Woermann-Vertreter und deutscher Konsul, in seiner Staatsgig und meldete sich in vollem Kriegsschmuck an Bord. Im Namen des Gouverneurs begrüßten uns Herr Michel Dolisie, Bruder und Privatsekretär des Gouverneurs und Leutnant Brandel, Kommandant der „Cigogne“. Gebauer frühstückte mit uns und beklagte sich bei dieser Gelegenheit lebhaft über die Behinderung des deutschen Handels durch französische Differenzialzölle, die ja von den Franzosen im missverstandenen Interesse des französischen Handels zugunsten des Mutterlandes überall in ihren überseeischen Kolonien eingeführt werden. Nachmittags fuhren Kapitän Gercke und ich mit Gebauer an Land und besuchten zunächst seine Faktorei, die wir infolge eines Umbaues in einem recht unwohnlichen Zustande vorfanden; mit dem deutschen Konsulat war trotz Schild und Flagge kein Staat zu machen. Von hier aus fuhr uns Gebauer in seinem hübschen, mit einem munteren Fuchs bespannten Wagen durch eine schattige Palmenallee bis zum Palast des Gouverneurs, in dem Herr Dolisie, umgeben von seinem Stabe, unsern offiziellen Besuch empfing. Am nächsten Morgen erwiderte der Gouverneur unsern Besuch an Bord des „Habicht“; bei beiden Gelegenheiten besprach ich mit ihm dienstliche Angelegenheiten, so besonders die Zustände an der deutsch-französischen Grenze bei Kampo und im Batagebiet, die Notwendigkeit einer Regulierung der weiteren, unendlich langen Grenze im Süden und Osten Kameruns und den Bezug von Arbeitern für Viktoria aus einzelnen Plätzen der Küste des Congo Français. In letzterem Punkt zeigte sich Herr Dolisie sehr entgegenkommend, über die Zustände im Innern seiner Kolonie, dem jetzt so viel genannten Congo Français, äusserte er sich recht unbefriedigt; pfadloser Urwald, Sumpf und feindliche Eingeborenensämme schienen mir nach seinem Erzählen den wesentlichen Bestandteil des von ihm angeblich beherrschten Gebiets zu bilden; weitere Vorzüge, wie Schlafkrankheit und Konzessionsgesellschaften, waren damals offenbar noch nicht erfunden. Bei einem Abend-

spaziergänge machte ich die Bekanntschaft des Hafenkommandanten Marquis de Balincourt, eines ungemein lebhaften und liebenswürdigen, in der ganzen Welt herumgekommenen Seeoffiziers, der einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs angehört und sich sogar der Verwandtschaft mit unserm Kaiserhaus rühmt; er schien sich mit den Reizen der afrikanischen Westküste noch gar nicht recht vertraut gemacht zu haben und hatte Sehnsucht nach Paris — merkwürdig! Am 20. trat die offizielle Geselligkeit in ihre Rechte, Mittags Frühstück an Bord mit dem Gouverneur, seinen Adjutanten, Balincourt und Gebauer, abends feierliches Diner im Gouvernementspalast, dem sich eine Soiree mit allen Spitzen der Kolonie anschloss.

Am 21. verliessen wir Gabun und dampften auf hoher See südwärts; es wurde besonders nachts empfindlich kühl, bis zu $+ 22^{\circ} \text{C}$, so dass ich mein luftiges Lager mit der Kajüte des Kommandanten vertauschte; abends passierten wir den Äquator, wobei es natürlich der Neulinge halber ohne die obligate Linientaufe mit ihren drastischen Scherzen nicht abging. Am 22., einem Sonntag, fand bei hoher Dünung und fahlem, kalten Sonnenschein Musterung und Kirche statt; da das Schiff heftig schlingerte und stampfte, ein etwas wackliges Vergnügen. Am 23. liefen wir den französischen Küstenplatz Majumba an, wo ich bei einem dort wohnenden Woermannagenten Arbeiter für Viktoria bestellte. Dann wieder in See; das Wetter hatte sich trotz vorübergehender Spritzregen gebessert, das Wasser um uns her belebte sich mit Tümmeln und Möwen; Seeschwalben folgten in graziösem Zickzackfluge unserm Kielwasser und in gar nicht weiter Entfernung begleitete eine ganze Herde prustender und schnaubender Walfische unsere Fahrt. Am Morgen des 24. erhielt das grünliche Seewasser eine dunkelbraune Färbung, das erste Anzeichen, dass wir uns der Mündung des Kongo näherten, schwimmende Inseln und treibende Holzstämme wurden hier und da sichtbar, endlich tauchte die flache Küste am Horizont auf und morgens 8 Uhr legte sich der „Habicht“ hinter der Halbinsel Banana in der ruhigen Lagune vor Anker. Die Einfahrt in den Kongo ist so breit, dass man von dem einen Ufer das andere mit blossem Auge kaum sehen kann und der gewaltige Strom wälzt seine braunen Wassermassen in einer Tiefe von mehreren 100 m dem Ozean zu. Banana ist eine sandige, mit Kokospalmen bestandene Halbinsel, welche das Meer von einem toten Arm des Stromes trennt und die ihrer Lage nach eine grosse Ähnlichkeit mit Suellaba besitzt. Hier

befindet sich das Hauptquartier, Depot und Erholungsheim des grossen holländischen Handelshauses, dessen 70 Faktoreien über das ganze Gebiet des Staates verstreut sind. Ausser dem holländischen Hause befindet sich auf der Halbinsel ein Kommissar des Staates und ein Zollposten. Der Kommissar und einige der holländischen Herren, deren Chef, der alte, an der ganzen Küste berühmte Herr Van der Most sich auf Geschäftsreisen im Flusse befand, besuchten uns und boten uns in freundlichster Weise ihre Dienste und Gastfreundschaft an. Wir machten eine mehrtägige Pause in Banana, da wir hier erfreulicherweise einen Teil unserer Tropengarderobe zum Waschen an Land geben konnten. Die Wohngebäude und Magazine, in echt holländischer Akkuratess und Sauberkeit erbaut, liegen sehr gesund in der fast immer wehenden Seebrise unter hohen Kokospalmen; sie sind alle nur einstöckig, ruhen auf meterhohen Steinsockeln, so dass die Luft zwischen Erde und Fussboden freien Durchzug hat, und enthalten grosse, wohnlich eingerichtete, luftige Räume. Für die Angestellten ist mitten auf einem freien Hofraum ein grosses Messehaus mit Speisesaal, Bibliothek und Billardzimmer vorhanden, nur der Generalagent führt eine eigene Wirtschaft in seiner elegant und ganz holländisch eingerichteten Villa. Eine sehr nachahmenswerte Einrichtung fand ich hier vor: das Haus liefert, um dem Missbrauch des Alkohols entgegen zu wirken und den Genuss schlechten Trinkwassers zu verhüten, seinen sämtlichen Angestellten bis in die fernsten Winkel des Staates unentgeltlich und beliebig viel Sauerbrunnen, und zwar Apollinaris. Die holländischen Herren sagten mir, sie seien von der Nützlichkeit und Einträglichkeit der Einrichtung trotz der nicht unerheblichen Unkosten fest überzeugt, da sie damit Krankheiten, Rücksendungen der Kranken in die Heimat und Todesfällen wirksam vorbeugten.

Während unserer Anwesenheit in Banana lief eine grössere Dampfbarkasse des Staates ein und brachte uns die Willkommgrüsse des stellvertretenden Generalgouverneurs Wangermée, dem wir unsere Ankunft telegraphisch mitgeteilt hatten. Am 27. dampfte der „Habicht“ stromauf unter Führung eines schwedischen Lotsen. Der Kongostaat unterhält eine ganze Anzahl europäischer Seeleute als Stromlotsen, was wegen der Schwierigkeit der Schifffahrt und besonders wegen der ständig sich verschiebenden Sandbänke sehr anerkennenswert ist und manchen Schiffsunfall verhütet. Der Anblick des Stromes unterscheidet sich von andern afrikanischen

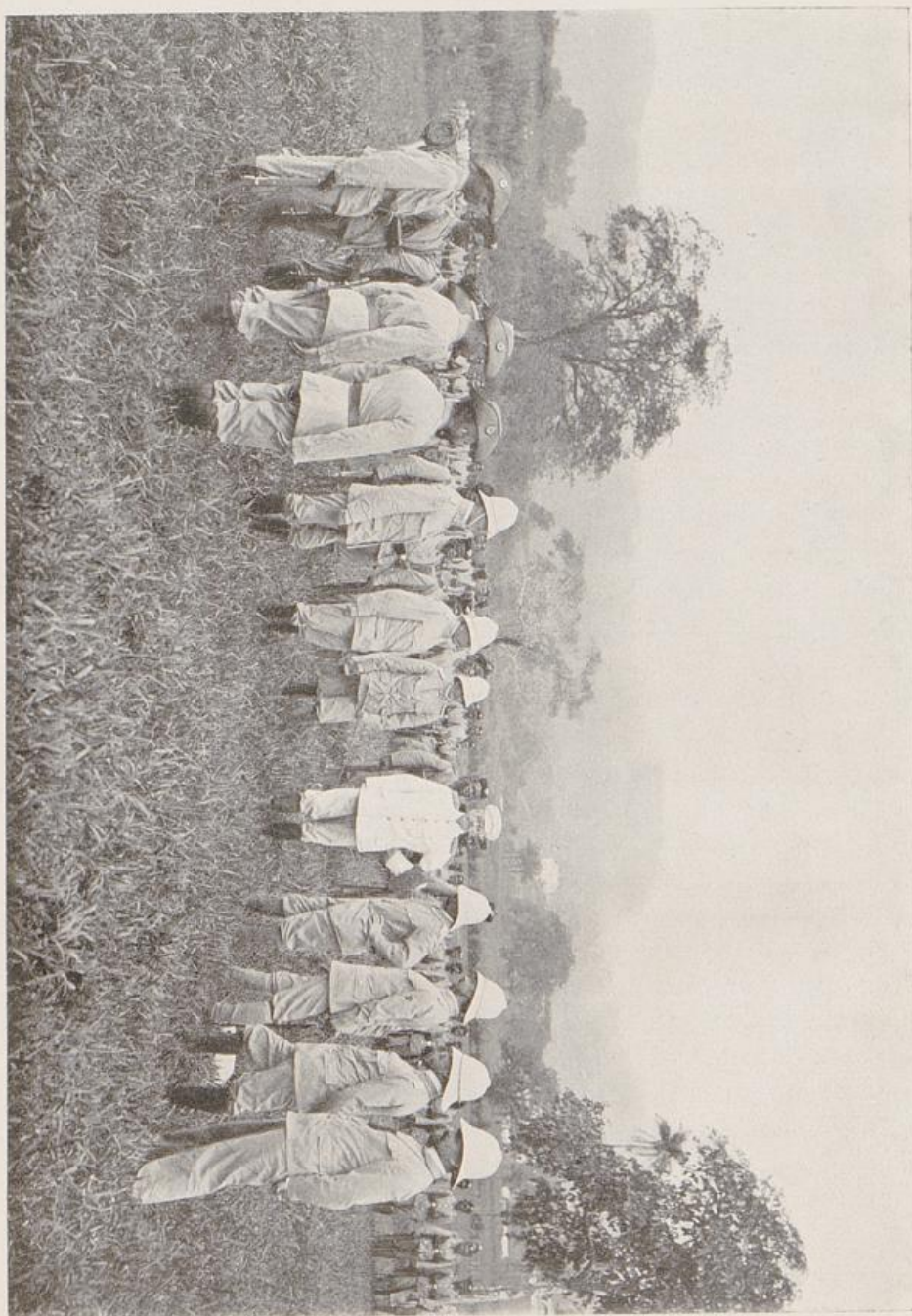
Flüssen nur durch seine grössere Breite und Mächtigkeit. Zunächst, soweit das Auge reicht, Mangrovebestände, die allmählich in Pandanus und Raphiapalmen übergehen, um dann bei höher ansteigenden Ufern höchststämmigem Urwald mit Kokos- und Ölpalmen Platz zu machen. Unterwegs statteten wir der Insel Mateba einen Besuch ab, auf welcher von einer belgischen landwirtschaftlichen Gesellschaft der „Société Belge des Produits du Congo“ ein sehr gut gehendes und nützliches Unternehmen angelegt ist. Der Direktor Trouvé führte uns überall umher und zeigte uns eingehend die sehr zweckmässigen Anlagen der ausgedehnten und mit grossen Mengen von Ölpalmen bestandenen Insel. Die Gesellschaft betreibt neben der Produktion von Palmöl Vieh- und Pferdezucht und Gartenbau und versorgt die Orte Banana, Boma und Matadi sowie die Eisenbahngesellschaft regelmässig mit frischem Fleisch und Gemüse. Damals betrug der Bestand an Rindern etwa 2500 Stück, meist aus Mossamedes und von den Kanarischen Inseln eingeführt, und 60 Pferde; ausserdem eine sehr grosse Anzahl eingeborener Schafe. Die Wälder von Mateba liefern wertvolle einheimische Holzarten; so besonders Mahagoni und afrikanische Eiche, die in grossen Blöcken zur Verschiffung gelangen. Die Eingeborenen der Insel gehören zum Stamm der Mussorugo und waren vor der Besitzergreifung durch die Belgier gefürchtete Flusspiraten, geradeso wie die Wuristämme oberhalb von Duala vor der deutschen Eroberung; jetzt sind sie vollkommen unterworfen und friedlich und liefern der Gesellschaft ein ausgezeichnetes Arbeitermaterial. Oberhalb Mateba passierten wir auf dem südlichen, portugiesischen Ufer den berühmten Fetischfelsen, der mit seinen bizarren Formen gespenstig in die Luft emporragt, umtost von dem reissenden Strom mit seinen hunderten von Strudeln; der Felsen war in vergangenen Zeiten der Schauplatz zahlloser Menschenopfer. Gleich hinter dem Fetischfelsen erblickt man in der Ferne das Ufer von Boma, der Hauptstadt des Kongostaates, mit seinen weissen Häusern und grünen Palmen in der Ferne, während der Fluss eine seeartige Erweiterung mit vielen Inseln bildet und das portugiesische Ufer weit nach Süden zurückweicht. Um 3 Uhr nachmittags machte „Habicht“ an einer für uns reservierten Landungsbrücke fest, und gleich nach unserer Ankunft begrüßte uns im Auftrage des Gouverneurs der Hafenkapitän, ein Däne von Geburt. Ein Abendspaziergang führte Kapitän Gercke und mich durch die Hauptstrassen und Anlagen des sauberen und freundlichen Ortes. Boma macht

mit seinen gradlinigen, breiten und mit Kokospalmen und Ficusbäumen bepflanzten Strassen den Eindruck einer europäischen Villenstadt. Am Ufer zieht sich das Geschäftsviertel hin mit Magazinen, Werkstätten, Kaufläden, Kirchen und Missionen; sogar ein Hotel und mehrere Restaurants und Cafés befinden sich dort, meist von Portugiesen und Mulatten gehalten. Die untere Stadt ist mit der auf einem grünen Hügel gelegenen Oberstadt durch eine Tram-bahn verbunden; auf dem Plateau liegen das Palais des Generalgouverneurs inmitten eines schattigen Parks, Wohnhäuser verschiedener höherer Beamter, das Gebäude des Finanzdepartements, das Militärquartier, der Wohnsitz des Bischofs mit einer in Eisenkonstruktion aufgeführten Kirche, das Hospital usw. Boma ist vor ca. 30 Jahren erbaut und hat etwa 300 europäische Einwohner, in der Mehrzahl Belgier.

Am 28. vormittags wurden die üblichen offiziellen Besuche ausgetauscht, am Nachmittage unter Führung der belgischen Offiziere das ganz modern angelegte und mit zwölf riesigen Kruppschen Festungsgeschützen ausgestattete Fort Chinkakassa besichtigt und abends mit den Spitzen der Behörden ein Diner im Gouverneurpalast eingenommen. Die mächtigen Festungswerke erregten im Hinblick auf afrikanische Verhältnisse bei unsern Offizieren einiges Kopfschütteln und auch die Belgier selbst schienen die Sache für übertrieben zu halten, begründeten sie aber mit der Tatsache, dass das gegenüberliegende Ufer portugiesisch sei und ein portugiesisches Kanonenboot dem Staat gegenüber von dort aus bei irgendeinem Anlass eine drohende Haltung eingenommen hätte. Am Sonntag den 29. frühstückten Gouverneur Wangermée und sein Generalsekretär an Bord des „Habicht“ im Kreise unserer Offiziere und ergötzten sich an den mehr oder minder vorzüglichen Leistungen der Schiffskapelle; ich besprach bei dieser Gelegenheit mit dem ausserordentlich einsichtigen und entgegenkommenden belgischen Gouverneur die verschiedenen Angelegenheiten, welche mich als deutschen Generalkonsul und Gouverneur von Kamerun besonders interessierten. Von irgendeinem deutschen Handel im Gebiet des Staats war nicht die Rede, auch deutsche Staatsangehörige kaum vorhanden; dagegen werden die Hafenplätze Matadi, Boma und Banana regelmässig von Dampfern der Woermannlinie angelaufen. Sehr erfreut zeigte sich Gouverneur Wangermée über die Mitteilung, dass ich in nicht allzu ferner Zeit mit einer grösseren deutschen Expedition im Kongo eintreffen und meinen Weg über

den Kongo und Sanga in die Südostecke Kameruns nehmen würde; ich besprach mit ihm alles hierfür Erforderliche, wobei er mir die weitgehendste Unterstützung durch die Behörden des Staats bereitwilligst zusagte.

Am 30. dampften wir weiter stromauf am portugiesischen Ufer entlang bis zu der portugiesischen Grenzstation Nokki, wo wir schon nachmittags um 2 Uhr zu Anker gingen. Hier tritt die portugiesische Grenze südlich ins Land zurück und beide Ufer des Stromes sind von hier ab belgisch. Wir erhielten den Besuch des dortigen portugiesischen Residenten, eines jugendlichen Armee-offiziers, der einen recht unerfahrenen Eindruck machte und nicht recht zu wissen schien, weshalb er eigentlich da sei. In Nokki fand sich endlich die deutsche Niederlassung eines Hamburger Hauses vor, vertreten durch einen Hamburger Agenten Patzer und Frau, die natürlich entzückt waren, zum erstenmal im Kongo ein deutsches Kriegsschiff zu sehen und besuchen zu können. Herr Patzer war mit den Handelsverhältnissen durchweg zufrieden und hatte auch über etwaige Behinderungen durch Behörden des Kongo-staats oder durch unbillige Konkurrenz der belgischen Gesellschaften keinerlei Klagen vorzubringen. Auch eine englische Faktorei befindet sich in Nokki, deren Leiter Mr. Rogerson mit den Zuständen weniger zufrieden schien, als sein deutscher Nachbar und Konkurrent. Gegen Abend traf der Generalsekretär des Gouverneurs Herr Ghislain ein mit einer geräumigen und sehr starken Dampfbarkasse „Prince Baudouin“, welche uns am andern Morgen nach Matadi bringen sollte. Der Abend vereinte uns alle auf dem Achterdeck des „Habicht“ in ungezwungener und fröhlicher Geselligkeit; es war eine klare, laue Tropennacht; halb versteckt in den grünen Uferbüschen spiegelte sich das weisse Kriegsschiff mit seinen ragenden Masten in dem dunklen Strom, und wohl zum erstenmal schallten die Weisen einer deutschen Kriegsschiffsmusik über die Wellen in den Kongowald hinein. Am nächsten Morgen um 7 Uhr begaben wir uns mit dem gesamten Offizierkorps des „Habicht“ an Bord des kleinen belgischen Dampfers, der uns nun in einer guten Stunde durch den berühmten Chaudron d'Enfer, nur mühsam und langsam gegen den hier etwa acht Meilen laufenden und starke Strudel bildenden Strom ankämpfend, nach Matadi brachte. Hier fand grosser Empfang durch die Behörden und die Herren der Eisenbahndirektion statt, die Häuser und der an der Landungsbrücke liegende unter belgischer Flagge fahrende Woer-



Felddienst in Soppo.

manndampfer „Albertville“ hatten geflaggt, eine Ehrenkompagnie war aufgebaut, Salut wurde gefeuert. Eine ganz besondere Über-



Felddienst in Soppo.

mandampfer „Albertville“ hatten geflaggt, eine Ehrenkompanie war aufgebaut, Salut wurde gefeuert. Eine ganz besondere Über-

raschung hatten unsere lebenswürdigen Gastfreunde für uns in petto: auf den Schienen des Bahnhofes stand ein Extrazug, Lokomotive mit zwei offenen Wagen; wir nahmen auf bequemen Korbesseln Platz und während uns ein opulentes Frühstück serviert wurde, rasselte der kleine Eisenbahnzug mit uns davon bis auf die Höhe von Palaballa, von wo man einen herrlichen Rundblick auf die Bucht von Matadi, die umliegenden Berge mit ihren tief eingeschnittenen Schluchten und die schäumenden Katarakte des Kongoflusses geniesst. Die Direktion der Eisenbahn hatte es sich nicht nehmen lassen, uns diesen seltenen und einzigartigen Genuss darzubringen. Abgesehen von der grossartigen landschaftlichen Schönheit des Bildes mussten wir aber auch die Kühnheit und Energie bewundern, mit welcher die belgischen Ingenieure die Bahnlinie in die Felsen hineingesprengt haben; gerade diese ersten 40 km sind ein wahres Meisterstück der Technik und haben nicht nur unerhörte Schwierigkeiten bereitet, sondern auch Unsummen verschlungen. Mit Vollendung dieser ersten 40 km war die Gesellschaft auch mit dem Gelde fertig, welches für den Bau der Gesamtstrecke von Matadi nach Leopoldville — 200 km — veranschlagt war, und nur der unbeugsamen Energie des Oberst Thys ist es zu danken, wenn das grossartige Werk überhaupt zu Ende geführt werden konnte. Ich werde später bei Gelegenheit meiner grossen Kongoreise noch eingehender auf diese Eisenbahn zurückkommen. Mit wirklich aufrichtigem Danke verabschiedeten wir uns von Matadi und den Eisenbahnherren und sausten mit dem reissenden Strom in 25 Minuten nach Nokki zurück. Der 1. September fand uns wieder in Boma, wo wir von Gouverneur Wangermée und seinen Herren Abschied nahmen, der 2. in Banana, wo inzwischen der Generaldirektor des holländischen Hauses Herr van der Most aus dem Innern eingetroffen war und uns herzlichst willkommen hiess.

Da das Schiff am 3. Kohlen nahm, verbrachten wir den ganzen Tag im van der Mosts gastlichem Hause und speisten abends mit den Holländern zusammen an Bord des eben eingetroffenen Dampfers „Leopoldville“. Auch am 4. machten die überaus gründlichen Reinschiffarbeiten mit ihren überall hindringenden Wasserfluten den Aufenthalt an Bord noch unmöglich, so dass ich im holländischen Hause willkommene Unterkunft fand; da es obendrein regnete, fand der grosse und kühle Billardsaal der Messe regen Zuspruch. Am 5., Sonntag, wurde Kirche an Bord gehalten, zu der sich alle Europäer auch

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

von Land einfanden; abends spielte unsere Musik noch einmal bei einem Abschiedsmahl in der Villa van der Most, und am 6. mittags dampften wir bei klarem, ruhigen Wetter aus der Kongomündung in die offene See hinaus. Ich dachte daran, wie Stanley das nach seiner grossen zweijährigen Durchquerung empfand und ausdrückte:

„A few hours later and we are gliding through the broad portal into the Ocean, the blue domain of civilization.“*)

Das südlich des Äquator herrschende gute Wetter änderte sich bald, je weiter wir nach Norden kamen, und in Sturm und Regen erreichten wir am 10. September Duala. Dr. Seitz meldete mir, dass alles in Ordnung sei, und wir besprachen eingehend die inzwischen vorgekommenen dienstlichen Angelegenheiten. Viel war ich in diesen Abenden mit dem allezeit hilfsbereiten Korvettenkapitän Gercke zusammen und wir plauderten oft und gern über die im Kongo erhaltenen neuen Eindrücke. Da ich mehrere längere schriftliche Arbeiten, so besonders einen Bericht über die notwendige Verstärkung der Schutztruppe zum Zweck der Ausbreitung unserer Herrschaft in den Gebieten nördlich des Sannaga und einen zweiten Bericht über die Notwendigkeit, endlich auch den Südosten des Schutzgebietes zunächst auf dem Wege Kongo—Sanga zu erforschen und in Angriff zu nehmen, möglichst ungestört erledigen wollte, beschloss ich, mein Hauptquartier auf einige Zeit nach Jagdhaus Malimba zu verlegen.

Ich überliess Dr. Seitz die Führung der Lokalgeschäfte in Duala und begab mich am 16. September mit „Soden“ auf dem bekannten Wege über Lobethal und Marienberg zunächst nach Edea, um diese aufblühende Station wieder einmal in Augenschein zu nehmen. Ich fand alles unter Brauchitschs bewährter Leitung in vortrefflicher Verfassung. Eine von Brauchitsch angelegte Reisplantage hatte gerade eine ausgezeichnete Ernte ergeben, und es sollte versucht werden, die Eingeborenen zur Anpflanzung von Reis in grösserem Massstabe heranzuziehen, ein Versuch, der in der Folge bei der unüberwindlichen Trägheit der Küstenstämme Kameruns vollständig misslang, trotzdem gerade Reis ihr beliebtestes Nahrungsmittel bildet. Die Duala und ihre Nachbarn an der Küste sind so faul, dass die kümmerlichen Farmen, die von den Weibern in der Umgebung der Dörfer angelegt werden, entfernt nicht zur Ernährung der Bevölkerung oder gar der fremden Arbeitermengen ausreichen, so

*) Stanley, Through the dark Continent, S. 620.

dass sie auf den durch die Firma Woermann eingeführten hinterindischen Reis und auf Hamburger Salzfleisch angewiesen sind. Wenn einmal ein Woermannsdampfer ausbleibt, so steht die Dualabevölkerung jedesmal vor einer Hungersnot, wie ich das mehrfach erlebt habe. Alle Mittel, die ich anwandte, um hier Wandel zu schaffen, blieben fruchtlos und ich musste bald erkennen, dass es vergeblich sein würde, diesen Leuten den Betrieb einer Eingeborenenkultur in irgendwelchem grösseren Massstabe beizubringen. Es ist ein grosser Fehler, in dieser Hinsicht die verhältnismässig fleissigen Eweleute in Togo mit der Bevölkerung Kameruns zu vergleichen, die dortigen Verhältnisse auf die Kameruner zu übertragen und die Forderung zu stellen, auch die Kamerunneger wie die Togoleute erziehen zu wollen, ein Fehler, den flüchtige Besucher von Kamerun, wie auch der bekannte und von Togo her mit mir befreundete Kaufmann J. K. Viktor, nicht selten gemacht haben. In sehr guter Verfassung befand sich auch eine von Beutevieh aus dem Ngololande zusammengestellte Rinderherde von 26 Haupt, und die an den Ufern angelegten Versuchspflanzungen von Kakao und Kaffee schienen hier sowohl als auch auf den genannten Missionsstationen prächtig zu gedeihen. Viel Freude machten mir bei dieser Gelegenheit die Missionsschulen, in denen die Fortschritte der Zöglinge in der deutschen Sprache ganz auffallend waren. Bei einer Fahrt nach der unweit Edea im Strom liegenden waldigen Dibongoinsel, auf der ebenfalls Versuche mit Kakao gemacht wurden, schoss ich zwei Adler und ein sehr starkes Flusspferd zur Freude der mit frischem Fleisch nur selten versehenen Uferbevölkerung. Am 21. machte ich bei starkem Wind und strömendem Regen mit Brauchitsch zusammen die bekannte Talfahrt und erreichte in knapp vier Stunden Jagdhaus Malimba, in dem wir uns wohnlich einrichteten. Bei meinem Eintreffen fand ich dort gleich eine Hiobspost vor: Eilboten aus Kribi brachten die Nachricht, dass Leutnant Freiherr von Stein mit einer Truppenabteilung beim Durchmarsch durch das südöstlich von Jaunde liegende Banegebiet von widersetzlichen Eingeborenen angegriffen und in Bedrängnis geraten sei. Bei den Erwägungen, wie ihm zu helfen sei, zeigte sich wieder einmal die vollständige Unzulänglichkeit der bisherigen Machtmittel; dies bestärkte mich in dem Entschluss, die so sehr notwendige Verstärkung der Truppe dringlich zu beantragen. Das kleine Jagdhaus, bestehend aus zwei zweifenstrigen geräumigen Zimmern mit breiter, umlaufender Veranda, auf etwa 2 m hohe massive Steinpfeiler gesetzt und durch einen

verdeckten Gang mit Küche und Badezimmer verbunden, war, wie alles, was Brauchitsch gebaut hat, ein wahres tropisches Musterwohnhaus im kleinen Stil, und gewährte einen sehr behaglichen Aufenthalt. Von der Veranda aus bot sich ein prächtiger Ausblick auf die breite Flussmündung, die schäumenden Wellenkämme der Flussbarre, auf den weithin nach Norden und Süden sich hinziehenden Strand und die offene See; gegen die oft fast allzu kühle Seebrise und gegen Regen schützten den auf der Veranda Weilenden kunstvoll geschnittene und verstellbare Mattenjalousien; in einer kleinen Lagune zwischen Haus und Meeresstrand lag der „Soden“ ruhig und sicher vor Anker; es war das reine Idyll, und ich habe mich hier immer ganz besonders wohl gefühlt. Während Brauchitsch mit den zahlreich herbeiströmenden Häuptlingen und Händlern seine Palaver abhielt, sass ich manchen Tag und wohl auch manche Nacht an meinem Schreibtisch und suchte immer neue Gründe zusammen, die der Berliner Zentralbehörde die alte Wahrheit nachweisen sollten, dass aus einem Geschäft, in welches nichts hineingesteckt wird, auch nichts herauskommen kann, und dass auch die beste Kolonie erst erobert werden muss, ehe sie Nutzen bringen kann. Und in Kamerun war ja eigentlich noch so gut wie gar nichts geschehen. So war es die höchste Zeit, das Tempo zu beschleunigen, und dazu brauchte ich eine starke, von auserlesenen Offizieren geführte und absolut leistungsfähige Schutztruppe. Ohne eine solche war es ganz ausgeschlossen, die grossen Aufgaben, die so dringend der Lösung harreten, irgendwie zu bewältigen. Es hat viel Arbeit, viel Überredungskunst gekostet und manchen Ärger gegeben, ehe ich soweit kam; aber schliesslich hat Beharrlichkeit zum Siege geführt; die Kameruner Schutztruppe, die ja in ihrem heutigen Bestande für das durch den neuen deutsch-französischen Vertrag so erheblich vergrösserte Schutzgebiet schon wieder viel zu klein ist, hat sich dank der vortrefflichen Arbeit des Oberkommandos und der unermüdlichen Zähigkeit und hervorragender Einsicht ihrer Offiziere und Unteroffiziere zu einer wahren Elite-truppe ausgebildet, deren sich wahrlich keine Kolonie der Welt zu schämen braucht. Die Truppe hat in den Jahren der Eroberung des Landes wahre Heldenstücke vollführt und niemals versagt; sie hat aber auch in kultureller Hinsicht glänzende Leistungen aufzuweisen, wie die über das Land systematisch verbreiteten Militärstationen beweisen, deren wirtschaftliche Anlagen, Vieh- und Pferdezucht, Landwirtschaft, Wege- und Brückenbau usw. ich nur als

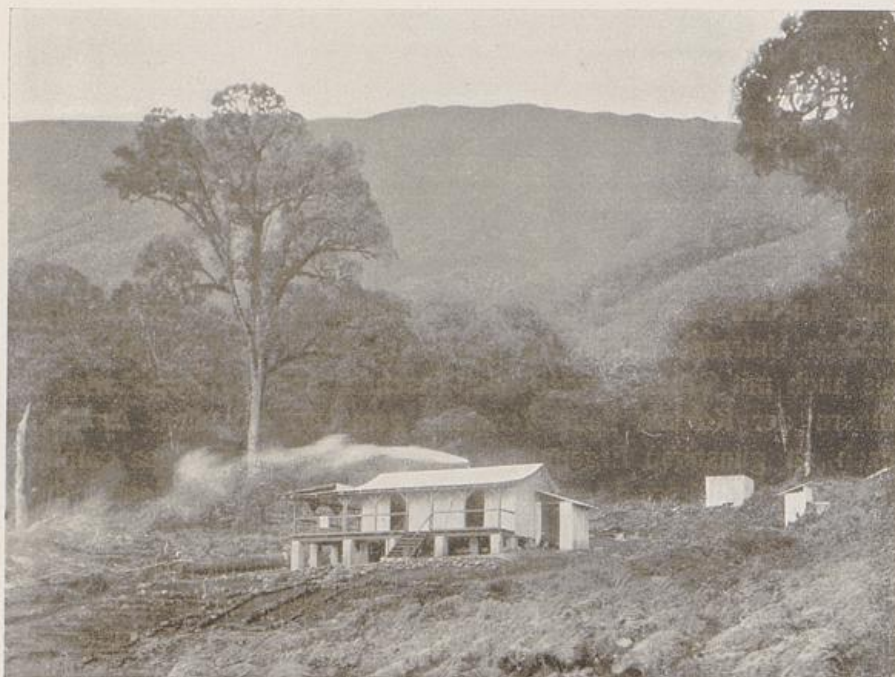
vorbildlich und mustergültig in jeder Hinsicht bezeichnen kann. In den Musstunden, besonders morgens früh und abends gegen Sonnenuntergang lagen wir auch dem edlen Weidwerk ob, nicht nur Sports halber, sondern auch im Interesse der nötigen Abwechslung in der Küche. Tausende von grünen Tauben nisten in den hohen Uferbäumen an der Sannagamündung und pflegen bei Tagesanbruch in dichten Schwärmen und mit grosser Geschwindigkeit an den Flussufern und quer über den Fluss hin und her zu fliegen; oft pürschte ich im Morgengrauen am Ufer hin, um das scheue und flüchtige Wild zu erlegen — gleich am ersten Morgen brachte ich ein volles Dutzend zur Strecke. Abends beim Spaziergang an den Ufern schossen wir eine ebenfalls sehr wohlschmeckende Strandschnepfenart, und auf Pürschgängen in dem südlich nach dem Lottefluss sich weithin erstreckenden Urwalde wilde Perlhühner und Pinselohrschweine; letztere hatte ich ja von Suellaba her noch in guter Erinnerung. Schwere Tornados mit wolkenbruchartigem Regen umstürmten nicht selten das kleine Haus am Strande; wenn das Unwetter vorübergezogen, erlebten wir zuweilen ganz prachtvolle Sonnenuntergänge; feurig rot taucht im Westen dicht bei der Südspitze der in klaren Umrissen sichtbaren Insel Fernando Po der glühende Sonnenball in das dunkel-violett sich färbende Meer, die Insel selbst erscheint am fernen Horizont wie ein durchsichtiges Gewebe und gerade im Norden ragt in majestätischer Erhabenheit das weithin gelagerte dunkelblaue Massiv des grossen Kamerunberges in den grünlichen Abendhimmel hinein; immer dunkler werden die Schatten des Uferwaldes, die sich in dem glänzenden, schnell fliessenden Wasser des breiten Stromes spiegeln und wundervolle Reflexe bilden; friedlich steigt der helle Rauch des Herdfeuers aus den Eingeborenenhütten empor und verliert sich in den düsteren Baumkronen, Affenherden huschen schwatzend in der Nähe ihrer Tränkstellen von Ast zu Ast, Papageienschwärme ziehen schreiend und krächzend über den Strom dahin und hoch oben im Äther schwebt in einsamen Kreisen der Seeadler. Nach des Tages Last und Hitze, nach Sturm und Wetter bietet ein solcher klarer, ruhiger Abend mit der auf ihn folgenden lauen und intensiven Tropennacht unvergleichlich schöne Momente, die nicht leicht vergessen werden. In eine solche Stimmung hinein passte recht die Lektüre des Lotischen Buches „Le Roman d'un spahi“, der mir gerade zugeschickt war und mich mit seinen ergreifenden afrikanischen Schilderungen lebhaft fesselte. Am 28. und 29. brachte mir Dr. Seitz

Unterschriften und dienstliche Besprechungen und machte ein mir von Brauchitsch schon lange in Aussicht gestelltes Amazonenfest mit. Wie mir letzterer schon mitgeteilt, hatten sich die Frauen und Mädchen der Dörfer an der Sannagamündung zu einem Klub zusammen getan, der den edlen Zweck hatte, die kriegerischen Angewohnheiten der Männer zu verspotten; sie hatten schon lange die Absicht, mir ihre Kriegstänze zu zeigen und führten diese edle Absicht auch wirklich aus gerade während der Anwesenheit des Kanzlers. In grossen Kanus kamen einige hundert Weiber, mit bunten Lappen phantastisch aufgeputzt und allerhand komische Scheinwaffen in den Händen mit lautem Geschrei und Gesang angerudert und führten uns auf dem freien Platz zwischen Haus und Flussufer ihre Künste vor, die gebührende Anerkennung und Belohnung fanden; es war in der Tat kein einziger Mann dabei, ein Umstand, der mir in Afrika sonst nur noch in alten Zeiten im Lande Dahomey vorgekommen war. Zur besonderen Feier des Tages hatte uns unser Freund und Nachbar, der an der Nordmündung des Flusses wohnende Woermannagent, Kapitän Lütge, von den Felsenriffen vor seiner Faktorei frische Austern besorgt, so dass wir abends ein ganz ungewohnt leckeres Mahl veranstalten konnten.

Am 5. Oktober brachte ich Brauchitsch nach Edea und fuhr am selben Tage nach Duala zurück. Hier hielten mich die verschiedensten Dienstangelegenheiten mehrere Tage fest, unter andern längere Besprechungen mit Hauptmann von Besser, der sich darüber beklagte, dass Angehörige der Baseler Mission ihm beim Vermessen des Plantagengeländes auf dem Gebirge andauernd Schwierigkeiten bereiteten. Dr. Plehn fand ich leider krank vor, er hatte sich bei einem Sturz mit dem Pferde die Schulter verletzt. Am 14. Oktober benutzte ich mit Herrn von Besser den Dampfer „Lothar Bohlen“ zur Fahrt nach Viktoria; auf dem Bimbiaflach stand eine so hohe See, dass selbst der grosse Dampfer mit der Reling beinahe Wasser schöpfte. Nach einer im Bezirksamt zugebrachten Nacht, in der ein wahrer Wolkenbruch niederging, ritten wir am andern Morgen der Nässe halber erst um 9 Uhr nach Buea. Der Weg war diesmal gut, aber infolge des Regens so glatt, dass die Pferde Mühe hatten, sich auf den Beinen zu halten, was an verschiedenen steilen Abhängen immerhin nicht ganz ungefährlich war. Beim Passieren des Geländes der Ortschaft Boana auf halbem Wege fanden wir den Pflanze Kionka der W. A. P. V. beim Anlegen einer

Kaffeeepflanzung. Die W. A. P. V. machte damals in der Hoffnung auf einen günstigen Erfolg in verschiedenen Höhenlagen Versuche mit Kaffee, die sich leider nicht bewährten, da die Pflanzen zunächst zwar sehr gut gediehen, die 2—3jährigen Bäumchen aber regelmässig von einem Pilz befallen wurden (*Hemileia vastatrix*), der sowohl Wachstum wie Fruchtbildung stark behinderte. Dies und eine ebenfalls in den jungen Kaffeeepflanzungen epidemisch auftretende Wurzelfäule, die trotz aller Schutzmassregeln nicht weichen wollte, veranlasste die Gesellschaft, den Kaffeebau auf ihrem Gebiet aufzustecken und sich auf Kakao, Kautschuk und Kola zu beschränken. Ähnlich verhielt es sich mit den Versuchen der weiter nördlich an der Küste gelegenen grossen Bibundi-Gesellschaft mit Tabak, der zwar üppig gedieh und reiche Ernten ergab, aber wohl infolge des allzu feuchten Klimas und der grossen Unregelmässigkeit der Niederschläge und der dadurch mit bedingten Schwierigkeit der Fermentation doch nur ein minderwertiges Produkt lieferte. Das war Lehrgeld, welches die jungen Plantagen an der Küste naturgemäss zahlen mussten und welches leider die Rentabilität dieser an sich so glänzenden Unternehmungen um Jahre verschob. Sowohl mit Kaffee als auch mit Tabak werden nach Erschliessung der Hochländer im Innern der Kolonie neue Versuche gemacht, die allem Anschein nach zu günstigen Ergebnissen führen dürften. In Buea empfing mich der Stationschef Leuschner mit der erfreulichen Meldung, dass alles in Ordnung sei und die Anlagen gut vorwärts schritten. Der Geologe Dr. Esch befand sich gerade auf der Station und berichtete sehr interessant von seinen Erfahrungen und Beobachtungen auf dem Gebirgskamm. Ich beauftragte ihn mit der Errichtung von zwei Schutzhütten aus Wellblech, von denen die eine auf dem nicht ganz 3000 m hohen Kamm, die andere auf dem Gipfel selbst in ungefährr Höhe von 4000 m erbaut werden sollte; beide Hütten wurden in wenigen Wochen fertig gestellt und nach dem erlauchten Paar, welches sich so grosse Verdienste um die Sache der deutschen Kolonialpolitik erworben hat, Herzog Johann Albrechts-Hütte und Herzogin Elisabeth-Hütte benannt. Durch den Urwald wurde ein Fussweg gebahnt bis ins Grasland hinein, um den Aufstieg möglichst zu erleichtern. Besondere Freude machte mir später die Anlage einer etwas bequemen und geräumigen, mit Veranda und Nebengebäuden versehenen Hütte in Höhe von ca. 1800 m an der idyllisch am Waldrande gelegenen Mussakequelle, die ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner von Buea geworden ist. In der Um-

gebung liess ich Rosen und Erdbeeren pflanzen und eine China-rindenplantage anlegen. Ich beschäftigte mich in der nächsten Zeit neben meinen vielen schriftlichen Arbeiten häufig und gern mit Pflege der Gartenanlagen in der Umgebung meines neuen Hauses, und trotz Regen und Tornados wurde auch fleissig geritten und Tennis gespielt. Am 21. Oktober war ein besonders schöner und heller Tag, an dem wir in diesem Jahre zum erstenmal das ganze Panorama des Kamerunästuariums in der Nachmittagssonne wie eine



Mussakehütte (Kamerunberg).

Landkarte klar und deutlich unter uns ausgebreitet sahen; mit meinem grossen Fernrohr konnte ich die hellglänzenden Häuser und die im Hafen liegenden Schiffe, die Unterläufe der fünf in das Kamerunbecken mündenden Flüsse und schliesslich gegen Abend auch noch den zwischen Suellaba und Kap Kamerun einziehenden Marineablösungsdampfer deutlich erkennen. Die Aussicht war so klar, dass wir auch Dr. Esch mit seinen Leuten bei der Arbeit auf dem Gebirgskamm erkennen konnten. In den nächsten Tagen kam Dr. Seitz von Duala herauf und brachte Post und viel Arbeit, die ich gemeinschaftlich mit ihm sofort erledigte. Am 3. November

erschien Dr. Esch aus seiner luftigen Höhe und meldete die Vollendung der ersten Hütte. Mit ihm und Leuschner besprach ich die Anlage einer Wasserleitung für die Häuser und Ställe der Station, an deren Ausführung ich unverzüglich herantrat; zunächst begnügten wir uns mit Aufstellung eines hydraulischen Widders in dem Schluchtbach; später wurde 100 m oberhalb der Station im Bach eine grosse Stauanlage errichtet und von hier aus das Wasser in Röhren auf die Sennerei und die Station geleitet. Am 19. November erschien abermals Dr. Seitz zu dienstlichen Besprechungen in Buea, diesmal in Begleitung von Frau Dr. Plehn, die bei Frau Leuschner gastliche Aufnahme fand und sich über Buea und die dortigen Anlagen sehr befriedigt äusserte. Leider brachte Seitz ungünstige Nachrichten über die Lage im Banegebiet mit, so dass wir beschlossen, sobald als möglich eine grössere Expedition unter Führung des Kommandeurs von Kamptz dorthin zu entsenden. Auch Konsul Spengler war aus St. Thomé wieder in Viktoria eingetroffen, um dem jungen Plantagenunternehmen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen; er besuchte mich zusammen mit Böder und brachte mir Rosen und Fruchtbäumchen für meinen Garten. Böder hatte in letzter Zeit unter dem Küstenklima stark gelitten, ich behielt ihn daher zu seiner Erholung eine Zeitlang oben in Buea, wo er mir bei meinen verschiedenen Arbeiten wacker an die Hand ging. In unsern Mussestunden machten wir längere Spaziergänge durch die Sennerei, in den Urwald und bis ins Grasland, um uns für eine Besteigung des Berges zu trainieren. Eines Abends genossen wir einen ganz besonders schönen und originellen Anblick: Dr. Esch hatte auf dem Zickzackwege, den er an der steilen Gebirgswand angelegt, das meterhohe Gras abhauen lassen und hatte es, um das hinderliche und trockene Heu aus dem Wege zu schaffen, oben auf dem Kamm angezündet; der nimmer ruhende Bergwind fachte die Flamme bald hell an und so sahen wir an einem dunkeln Abend eine feurige Schlange den Berg hinab kriechen und sich am Rande des Urwalds verlieren.

Am 2. Dezember brachen Böder und ich zu unserer Bergbesteigung auf. Wir nahmen natürlich nur das allernotwendigste an Proviant und warmen Decken mit, um möglichst wenige unserer Leute der von ihnen so gefürchteten Kälte des Berges auszusetzen; immerhin begleiteten uns zehn Eingeborene, da wir ja auch Wasser mitnehmen mussten, unter ihnen mein unzertrennlicher Begleiter, der langbeinige und unermüdliche Haussa-Sergeant der Schutztruppe

Sani. In zwei guten Stunden marschierten wir auf einem stellenweise doch sehr steilen Pfade durch den Urwald, an dessen Rande wir den ersten Halt machten. Der Übergang aus dem Urwalde auf die weit ausgedehnten Grasflächen ist fast unvermittelt und ganz scharf abgegrenzt. Am interessantesten war uns das Durchschreiten der Baumfarrenzone, die sich etwa von 1400—1800 m erstreckt. An Stelle der riesigen, dickbelaubten Urwaldbäume treten hier Riesenfarren, deren weiche und faltige Stämme bis zu 10 m hoch sind. Oberhalb dieser Zone wieder hoher Urwald mit schon verändertem Baumbestande; aus diesem gelangt man in einen ganz schmalen Streifen niedrigen Buschwerks, um dann plötzlich auf einer schier unabsehbaren Grasfläche zu stehen, die sich wellenförmig vor dem Auge nach allen Richtungen hin ausdehnt; einige 100 m weiter wird das Gras spärlicher, Lavageröll tritt zutage, grossenteils mit Ginster und Heidekraut bestanden; die Heide macht hier, besonders wenn sie mit gelben und roten Blüten bedeckt ist, mit ihrem würzigen Duft einen vollkommen heimatlichen Eindruck. Mittags 1 Uhr erreichten wir, gemächlich marschierend, in einer Höhe von ungefähr 2600 m ein kleines Plateau mit einem einzelnen, schon verkrüppelten, aber noch belaubten Baume; hier hatte vor Errichtung der Schutzhütten Dr. Esch lange in einem Zelt gehaust, und oft hatten wir von der Station aus das helle Fleckchen mit dem einsamen Baum betrachtet; unterhalb des Platzes befinden sich Höhlen, welche in einzelnen Löchern Wasser enthalten und deren Ausdehnung noch Niemand erforscht hat. Oberhalb dieses Zeltplatzes erhebt sich die steile, von zahllosen Schluchten zerrissene Bergwand; die nächsten 400 m brachten uns einen überaus mühsamen und beschwerlichen Anstieg, bis wir endlich, wie über eine scharfe Kante uns hinweschwingend, auf dem Kamm standen. Ein unübersehbares Gewirr von Lavafelsen und Geröll breitet sich vor uns aus, Ginster und Heidekraut sind verschwunden, das Gestein ist von Moos und Flechten überzogen, vereinzelte, vom Sturm zerzauste Krüppelbäume in den wunderlichsten Formen stehen umher; ein eisiger Wind pfeift über diese öde Halde und wir sind recht froh, als wir nach einigen 100 Schritten in das Geklüft hinein vor der Johann Albrechts-Hütte stehen. Diese ist natürlich äusserst primitiv, ein rechtwinkliges Gefüge aus leichten Balken, Wände und Dach aus Wellblech; eine Scheidewand trennt den Raum der schwarzen Begleiter von dem Wohnraum für Weisse; letzterer ist leicht mit Brettern verschalt, die zum Schutz gegen den schneidenden Berg-

wind noch mit Sackleinwand benagelt sind, hat zwei kleine Glasfenster und enthält einen kleinen eisernen Ofen, einen Tisch, zwei Stühle und an der Wand zwei Schlafpritschen. Solange es hell war, kletterten wir noch in den Felsen umher, während unsere Schwarzen unter Heulen und Zähneklappern und eingewickelt in warme Decken Feuerholz zusammen suchten und alles für das Nachtquartier vorbereiteten; noch liefern die vereinzelt Krüppelbäume die allernotwendigsten Knüppel zum Feuermachen, bald aber, und für einen längeren Aufenthalt auch schon jetzt, muss trockenes Holz von unten mitgenommen werden. Gegen Sonnenuntergang verstärkte sich der Wind zum Sturm, dicke Nebelschwaden fegten über die Halde hinweg und trieben uns alle unter das schützende Dach. Draußen zeigte das Thermometer $+7^{\circ}\text{C}$; um so behaglicher war es in unserem Stübchen bei dem rotglühenden Ofen, auf dem wir unser Nachtmahl bereiteten, heisse Linsensuppe mit Würstchen und den unvermeidlichen Grog. Kurz nach Dunkelwerden erschien als unerwarteter Gast noch Dr. Esch vom Gipfel; er hatte nicht gewusst, dass wir heute kommen würden und war nicht wenig erstaunt, sein Nachtquartier schon besetzt zu finden. Wir richteten uns ein, so gut es ging, und es ging natürlich auch, wie ja alles im Leben bei gutem Willen und unverdrossenem Humor. Am andern Morgen früh trennten wir uns, Dr. Esch nach unten, Böder und ich dem Gipfel zustrebend. Unsere Schwarzen liessen wir auf der Hütte, um sie zu schonen; nur Sani und ein unternehmender Togojuke Böders begleiteten uns. Immer wilder und zerklüfteter wird das Lavagebirge. Auf einem ziemlich breiten, wild zerrissenen Grad klettern wir langsam empor, rechts und links romantisch geformte Schluchten. Es ist unendlich einsam in der menschenleeren Höhe um uns und bald hindern wallende Nebel den Ausblick. Da plötzlich hören wir ein fernes Getöse, Rufen, Schreien, menschliche Stimmen und Hörnerschall; noch ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt haben braust die wilde Jagd am hellen Tage bei uns vorbei: ein Dutzend kleine, flinke, laut kläffende Eingeborenenhunde und ebensoviel blasende und rufende Bakwiri-jäger, die Erdferkel und Zwergantilopen treiben. Ohne sich um uns zu kümmern, jagt im Nu alles vorbei, verschwindet in der nächsten schwarzen Schlucht und nur noch geisterhaft tönt aus der Ferne Hundegebell und Hörnerklang zu uns herüber. Es ist mir nie ganz klar geworden, wie die Bakwiri es eigentlich anstellen, bei solchen Gelegenheiten ihr Wild zu erlegen, wahrscheinlich treiben

sie die gehetzten Tiere mit grosser Schnelligkeit in eine unwegsame Schlucht, in der sie von den unglaublich flinken und scharfen Hunden gefasst und dann von den Schwarzen gespeert werden. Tatsache ist es jedenfalls, dass nicht selten auf diese Weise die wohl-schmeckende kleine Gebirgsantilope erlegt wird. Immer höher geht's hinauf, immer kälter wird der Wind und immer rauher und rissiger der Felsgrat. Endlich, nach vierstündiger Kletterei, zuletzt in Lava-asche, haben wir die 1000 m überwunden und befinden uns in einer Kraterhöhlung, in der, gegen den eisigen Nordost geschützt, die Herzogin Elisabeth-Hütte steht, etwa 4000 m hoch. Wir erlebten dieselbe Enttäuschung, wie alle Besucher des Kamerungipfels: ein weites, ödes Kraterfeld, ohne sichtbare Spitze, von Aussicht trotz des klarsten Wetters keine Spur. Da wir nicht die Absicht hatten, hier oben zu nächtigen, und zu müde waren, um in dem Krater-gewirr noch länger ziemlich zwecklos umher zu klettern, liessen wir uns im Schutz der Hütte zu einem frugalen Frühstück nieder und erfrischten unsere Lebensgeister durch die einzige mitgenommene Flasche Pommery und Greno, zu der wir in Anbetracht der frischen Temperatur — 0° C und Nordoststurm — keinen Sektkühler brauchten. Es war so wenig einladend hier oben, dass wir uns nach möglichst kurzer Rast eiligst wieder auf die Socken machten, um in ziemlich schnellem Abstieg unsere warme Johann Albrechts-Hütte wieder zu erreichen. In jeder Hütte wurde ein von mir angelegtes Fremden-buch deponiert. Dicke Nebelschwaden hüllten den Berg ein, kalter Wind pfliff uns um die Ohren, kein Ausblick irgendwohin. Wir machten es uns daher alsbald in der Hütte bequem, der Ofen trat in Funktion, und nach kurzem Souper verfielen wir beide bald in einen tiefen und traumlosen Schlaf. Am andern Morgen hatte sich das Bild verändert. An einem wolkenlosen, blauen Himmel ging die Sonne über dem Gebirge auf und bestrahlte bald das wilde Lava-geröll. Vom Rande des Kammes bot sich nun eine herrliche Aus-sicht auf das Meer, die Inseln und das vom Wald umgrenzte Buea. Der Abstieg den steilen Hang hinunter erschien noch viel be-schwerlicher, als der Anstieg, und wir waren froh, als wir endlich am Rande des Waldes eine kurze Rast machen konnten. Während wir hier lagerten, erschienen plötzlich der Forschungsreisende Con-rau und der Pflanze Strauss, die mich in Buea aufgesucht hatten und mir auf den Berg nachgestiegen waren; sie nahmen an unserm Frühstück teil und* erzählten mir ihre letzten Erlebnisse. Be-sonders Conrau berichtete sehr interessant über sein Leben unter

den Bangwastämmen — der Arme hatte noch keine Ahnung von der Gefahr, die ihm dort unter den noch völlig wilden Bergbewohnern drohte und der er in kurzer Zeit zum Opfer fallen sollte. Unter anregenden Gesprächen wanderten wir durch Bergwald und Baumfarren hinab zur Sennerei und nach Buea, wo der Rest des Tages ausschliesslich der Ruhe gewidmet wurde. Ich fühlte mich am andern Morgen, wenn auch etwas zerschlagen, völlig wohl; Böder aber, den auf dem Rückmarsch eine Art von Bergkrankheit befallen hatte, mussten zwei Tage das Bett hüten. Inzwischen hatte die wohlbekannte „Aline Woermann“ Post aus Deutschland gebracht und damit viel Arbeit für die nächsten Tage. Am 9. Dezember zog abermals eine zahlreiche Balikarawane durch die Station, um sich zur Arbeit nach Viktoria zu begeben. Am 10. schrieb mir der nach Viktoria zurückgekehrte Böder, dass das deutsche Schulschiff „Nixe“ dort angekommen sei und dass mir demnach reichlicher Besuch in Aussicht stehen würde. Da Unterkunft und Verpflegung für so viele unerwartete Gäste damals in Buea erhebliche Schwierigkeiten machte, mussten in aller Eile und so gut es eben ging allenthalben Vorkehrungen hierfür getroffen werden. Gegen Abend erschien denn auch Landrat von Uslar, der die Reise mit spezieller Erlaubnis des Kaisers an Bord mitmachte, in Begleitung des Marinestabsarztes Dr. Fiedler, die mir anschaulich und humoristisch von den Leiden und Freuden der langen Seefahrt berichteten; die „Nixe“ hatte den ganzen Weg von Deutschland bis zur Westküste Afrikas unter Segel zurückgelegt. Am 11. vormittags folgten zwei Offiziere, 15 Seekadetten und der Schiffspfarrer, und zu guter Letzt gegen Mittag auch noch Kommandeur von Kamptz und Assessor Horn zur Besprechung dienstlicher Angelegenheiten, so dass ich mein Haus tatsächlich gründlich voll hatte. Es war ein ungewohnter Anblick, die vielen jugendlichen und weissgekleideten Gestalten auf Station, Sennerei und Vorwerk herumwimmeln zu sehen; die Herren waren alle in sehr leichten Tropenanzügen und haben dann auch an dem recht kühlen und nebligen Abend tüchtig gefroren. Sonntag den 12. begaben sich die Gäste von der „Nixe“ nach Viktoria und an Bord zurück, dafür trafen ein der neue Kommandant des „Habicht“ Korvettenkapitän Schwartzkopff und sein Adjutant Leutnant West. Während ich den Kommandanten eingehend über die Zustände in der Kolonie informierte, machten Kamptz und Horn eine Jagdpartie in die Berge, von der sie, des Kletterns ungewohnt, total erschöpft und beutelos zurückkehrten. Mit Herrn von Kamptz be-

sprach ich die demnächst unter seiner Führung zu unternehmende militärische Expedition in das aufständische Banegebiet, in welchem Leutnant Freiherr von Stein mit seiner Abteilung offenbar zu schwach war, um durchgreifen und Ordnung schaffen zu können; hauptsächlich handelte es sich um die Bestrafung des Häuptlings Semikoa, der sich in offenem Aufruhr gegen die Regierung befand, die Befehle der Station Jaunde missachtete und sein Land für Handelskarawanen gesperrt hatte. In diesen Tagen erhielt ich von Dr. Plehn, der sich zur Erholung in Malimba aufhielt, die Nachricht, dass er dort in der Nähe des Jagdhauses einen Elefanten und einen Leoparden geschossen, was bei meinen Gästen ungeheuren Jagdneid erregte. Soweit es der Dienst und die dienstlichen Besprechungen gestatteten, wurde auch viel geritten, Tennis gespielt und nach der Scheibe geschossen.

Am 18. Dezember empfing ich den Besuch meines neuen englischen Nachbars, des Generalkonsuls Sir Ralph Moor aus Calabar, der mit seiner Dampfschiff „Ivy“ auf der Reede von Viktoria eingetroffen war, um mir seinen Antrittsbesuch zu machen. Er und sein Sekretär Steane übernachteten bei mir. Wir besprachen bei dieser Gelegenheit verschiedene Grenzangelegenheiten und wurden uns darüber einig, dass besonders in der Gegend der Crossschnellen der Austausch einiger Gebietsteile dringend nötig sei, um eine vernünftige Grenze herzustellen. Am 19. früh ritt ich mit den englischen Herren nach Viktoria, wo mir Böder die Trauerbotschaft von dem Tode unseres verdienten und beliebten Dr. Zintgraff überbrachte. Zintgraffs Gesundheit war durch die andauernden Strapazen des Tropenlebens, durch Fieber und Darmleiden derartig geschwächt, dass er Viktoria verlassen und einen längeren Heimatsurlaub angetreten hatte. Sein Zustand hatte sich unterwegs an Bord verschlechtert; der Sterbende war in St. Cruz de Teneriffe ausgeschifft worden und im dortigen spanischen Hospital seinen Leiden erlegen. Sein Nachfolger in der Leitung der W. A. P. V. war nun Bornmüller. Mit Dr. Esch, der seine Arbeiten auf dem Berge beendet hatte, ritt ich wieder nach Buea und erörterte unterwegs mit ihm den Plan einer geologischen Forschungsreise durch die Bakossi- und Manengubaberge, welche den Abschluss seiner Tätigkeit in Kamerun bilden sollte. Auch Bornmüller traf in Buea ein, besprach mit mir Land- und Arbeiterfragen und meldete das demnächstige Eintreffen des Dr. Esser.

Am 27. starb in Duala der alte King Bell, und sein Sohn

Manga, englisch erzogen und gut gesinnt, ergriff, wenn man so sagen darf, die Zügel der Regierung über das allezeit unruhige und ungezogene Dualavolk. Der mir sehr gut bekannte Manga Bell hat das in ihn gesetzte Vertrauen stets gerechtfertigt und sich auch an gewissen späteren Frechheiten seiner Landsleute nicht beteiligt, wenn er sie auch nicht verhindern konnte. Am 29. trat Dr. Esch seine Gebirgsreise an und marschierte zunächst nach Johann Albrechts-Höh, am 31. schiedete ich einen langen Bericht an die Kolonialabteilung über Bauten und Neuanlagen in Buea und verbrachte, allein mit meinen Plänen und Gedanken, einen einsamen Sylvesterabend.

In den ersten Tagen des Jahres 1898 rüstete ich mich zum Antritt eines dringend notwendigen und mir schon längst bewilligten Heimatsurlaubs, hatte aber unterwegs noch einen Auftrag des Auswärtigen Amts in Monrovia auszuführen und beschloss, zu diesem Zweck S. M. S. „Nixe“ zu requirieren. Der Kommandant Kapitän Göcke entsprach, obgleich selbst an einer schweren Venenentzündung krank danieder liegend, bereitwillig meinem Wunsche. Am 4. Januar fuhr ich mit „Lulu Bohlen“ nach Duala und übergab die Geschäfte des Gouvernements an Dr. Seitz, nachdem wir noch gemeinschaftlich eine Reihe von dienstlichen Angelegenheiten besprochen und ich die Grundzüge für die Massnahmen des Gouvernements während meiner Abwesenheit festgelegt hatte. Es handelte sich hauptsächlich um die folgenden Punkte: Verstärkung der Schutztruppe im Rahmen des von Berlin bewilligten Etats, der für das Jahr 98 7 Offiziere, 2 Ärzte, 16 Unteroffiziere und 341 Farbige betrug; die Herstellung von Ruhe und Ordnung in den noch nicht unterworfenen Gebieten in der Nähe der Küste und ganz besonders in dem nun schon einmal in Angriff genommenen Banegebiet; Revision des Zolltarifs und Einrichtung von Handelskammern; Förderung der Plantagen und Beschaffung von Arbeitern; Einrichtung einer Regierungsschule in Viktoria; Erweiterung des Botanischen Gartens; Einstellung von Lehrlingen in die Maschinenwerkstatt zu Duala und Einrichtung von Handwerkerschulen; Vorbereitungen für weitere Grenzvermessung. Noch einige Abschiedsbesuche, und dann war alles reisefertig.

Leutnant Dominik mit einem Sergeanten der Schutztruppe und einem Zuge ausgebildeter farbiger Soldaten von 14 Mann hatte Auftrag, mich zu begleiten, um an der Liberiaküste Anwerbungen für die Schutztruppe vorzunehmen. Am 12. Januar 98 schifften

wir uns morgens früh um 5 Uhr noch in völliger Dunkelheit und in dichtem Nebel auf der „Nixe“ ein, die alsbald Anker lichtete und langsam und vorsichtig ihren Weg Fluss abwärts suchte, bis sie endlich die hohe See erreicht und den Kurs auf St. Thomé abgesetzt hatte. Eine anschauliche und lebendige Beschreibung dieser Fahrt findet sich bei Dominik „Kamerun“ S. 201 u. f. Da fast gar kein Wind, blieben wir unter Dampf und gondelten mit etwa fünf Seemeilen Fahrt durch die graue Dünung dahin. Ich war in dem geräumigen und luftigen Arbeitszimmer des Kommandanten vortrefflich untergebracht, auch der die ganze Breite des Schiffes einnehmende Salon stand mir zur Verfügung, da der arme Kapitän Göcke durch sein Leiden fest ans Bett gefesselt war. Es herrschte an Bord, wie bei einem Schulschiff natürlich, fortwährend reger Dienstbetrieb, und in den Mussestunden kam auch die Geselligkeit zu ihrem Recht; manche gemütliche Stunde wurde im Kreise der Offiziere und Kadetten verplaudert und besonders Dominik erregte durch seine drastischen Erzählungen von seinen Kämpfen in Jaunde und im Bakokolande die lebhafteste Bewunderung der fröhlichen Jugend. Am 15. ankerten wir unter den Kanonen des altertümlichen portugiesischen Forts von St. Anna de Chaves (St. Thomé), mit dem der vorschrittmässige Salut ausgetauscht wurde. Von Land beschafften wir uns für die verschiedenen Messen neun lebendige Ochsen, eine Menge frisches Gemüse und Obst und einen Vorrat des in St. Thomé immer vorzüglich erhältlichen Portweins. Noch am selben Tage nachmittags dampften wir an der Küste der Insel entlang gen Süden und bewunderten bis zum Dunkelwerden die grünen, meist von Kakaofarmen umsäumten Buchten, in denen sich ganze Fischerflottillen emsig umhertrieben. In der Nacht passierten wir den Äquator, und am 16. wurde die feierliche Linientaufe mit all ihrem ulkigen Zeremoniell abgehalten, die bei den vielen an Bord befindlichen jungen Leuten und Neulingen ganz besonders amüsant war. Es setzte eine frische Brise ein, als wir die Insel gerundet hatten, so dass die Maschine ausgemacht wurde und das Schiff mit vollen Segeln dahinzog. Die „Nixe“ ist gerade kein Schnellsegler, trotzdem machten wir hart beim Winde 7—8 Knoten. Wenn Dominik und ich nicht in der Kajüte arbeiteten, lagerten wir uns häufig an Deck im Schatten der mächtigen Segel und bewunderten Segel- und Geschütz-exerzieren. Erst gegen Abend trat Ruhe ein und damit die Gelegenheit, uns an dem schönen Anblick zu freuen, wie das

schlanke, weisse Schiff mit seinen drei vollgetakelten Masten und vollen Segeln majestätisch die blaugrünen Wogen durchfurchte Und auch die Tropennacht enthüllte uns ihre Wunder. Oft standen wir noch spät in die Nacht hinein am Heck oder am Bug des Schiffes und betrachteten voll Entzücken das geradezu zauberhafte Meerleuchten, welches ich selten so schön gesehen habe, wie auf dieser Reise; es war mitunter, als wenn das ganze Meer bis zum Horizont hin in Feuer stünde; ein andermal war alles in dunkle Nacht gehüllt, nur ganz dicht am Schiff entlang zogen sich dünne Feuerstreifen, die sich am Heck zu einer langen, im Kielwasser hinter uns herschwimmenden feurigen Schlange vereinigten. Unvergleichlich schön sind solche ruhigen Segeltage ohne den Lärm und Schmutz der Maschinen. Sonntag den 23. Ankunft vor Cap Palmas, weithin sichtbar durch seine hohen Kokospalmen; der deutsche Konsul und Woermannagent Hermann Jäger kommt an Bord und berichtet mir über einen Vorfall, der mir schon aus Briefen bekannt war und einen der Gründe meines Besuches bildete. Ganz dicht bei dem Ort Cap Palmas war die Plantage eines Deutschen namens Koch von eingeborenen Grebos zerstört und das ganze Anwesen geplündert worden, ohne dass es dem Konsul bisher gelungen war, die liberianische Regierung zu einer entsprechenden Entschädigung zu veranlassen. Ich hatte beschlossen, die Interessen Kochs recht nachdrücklich zu vertreten und mit den mir wohlbekannten liberianischen Machthabern ein ernstes Wort zu reden. Am 24. passierten wir die Felseninsel, an der ich im Jahre 1892 mit dem Dampfer „Adolf Woermann“ Schiffbruch erlitten hatte, und lebhaft kam mir die Erinnerung an jene denkwürdigen, an der Kruküste unfreiwillig verlebten Tage wieder in den Sinn. Am 25. nachmittags Ankunft in Monrovia. Das alte wohlbekannte Bild. Links vor uns die Mündung des St. Paulflusses mit der schäumenden Barre davor, in der Mitte die freundliche Bucht mit ihren grünen Hügeln und weissen Häusern, von weitem so einladend und anheimelnd, in der Nähe gesehen so unendlich schmutzig, stinkend und widerlich; zu unserer Rechten erhebt sich schroff aus der See das Vorgebirge Mesurado mit seinem baufälligen und unzuverlässigen Leuchtturm, von den Seeleuten spöttisch Kap Miserabel genannt. Anders sieht es heut dort aus. Die Norddeutschen Seekabelwerke haben dort ein prächtiges Anwesen errichtet, welches über 20 deutschen Angestellten ein behagliches Heim bietet; landet doch hier das deutsche Kabel, um quer durch den Ozean nach Pernambuko, um an der Küste entlang

über Togo und Kamerun nach Südwestafrika gelegt zu werden und so unsere Kolonien unabhängig von dem bisher benutzten englischen Kabel in direkte Verbindung mit Berlin zu setzen; eine Telefunkenstation verbindet die Anlage mit den auf der Reede ankernden Dampfern und der Leuchtturm funktioniert, so dass der Spotname bald verschwinden wird.

Die Republik Liberia, bekanntlich 1821 von eingewanderten Negerfamilien der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegründet und 1847 als selbständiges Staatswesen von den Mächten anerkannt, ist das wahre Zerrbild eines solchen. Die völlige Unfähigkeit der schwarzen Rasse, sich selbst zu regieren oder selbständig irgend etwas nützliches und dauerndes zu erreichen, ist hier handgreiflich erwiesen; die grotesken Zustände im Lande und besonders in der Hauptstadt Monrovia spotten jeder Beschreibung und die extravagantesten Erzählungen und Witze, die man an der Westküste von Afrika über Liberia und die Liberianer so oft zu hören bekommt, werden durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Ich kann in dieser Hinsicht meinem verehrten Kollegen, dem Grafen Zech aus Togo, nicht ganz recht geben. Vollkommen richtig dagegen schildert Graf Zech das Land in Nr. 41 der „Deutschen Kolonial-Zeitung“:

„Liberia ist ein etwa 97000 qkm grosses Gebiet, dessen Bevölkerung auf 1—1½ Millionen geschätzt wird. An der rund 670 km langen Küste sind 13 Plätze, sog. ‚ports of entry‘, dem Handel eröffnet, über diese muss die Ein- und Ausfuhr gehen und von ihnen werden auch die Zölle erhoben. Letztere (Ein- und Ausfuhrzölle) sind die Haupteinnahmen der Republik. Die Leitung des Zollwesens untersteht einem englischen Zolldirektor, dem mehrere englische Zollbeamte beigegeben sind. Als Liberia 1906 in England eine Anleihe aufnahm, hatten sich die Geldgeber ausbedungen, dass das liberische Zollwesen unter die Aufsicht eines Engländers gestellt würde. Englands Einfluss ging sogar soweit, dass die Republik die Ausbildung ihrer sog. ‚frontier force‘ einem englischen Offizier übertrug. Freilich gewann später in den Kreisen der Bevölkerung und in den leitenden Kreisen Liberias die Stimmung gegen England derart die Oberhand, dass das Vertragsverhältnis mit dem Instruktionsoffizier gelöst wurde.

Die Gesamteinnahmen der Republik betrugen im Finanzjahr 1907/08 397000 Dollars, davon entfielen rund 370000 auf Zölle.

Die Haupteinfuhrgüter sind Reis, Baumwollwaren, Genever, Kleidungsstücke, Posamentier- und Kurzwaren, getrocknete und gesalzene Fische und Blättertabak. Die wichtigsten Ausfuhrgüter sind Piassava, Palmkerne, Palmöl und Kaffee. Im Kalenderjahr 1908 betrug der Wert der Einfuhr rund 952000 Dollars, der der Ausfuhr 707000 Dollars. Deutschland, welches durch eine Reihe angesehenen Handelshäuser in Liberia vertreten ist, hat die höchste Beteiligungsziffer sowohl hinsichtlich der Einfuhr als auch hinsichtlich der Ausfuhr aufzuweisen. Deutschlands Einfuhr in Liberia ebenso wie Liberias Ausfuhr nach Deutschland überragt noch weit die Beteiligungsziffer Grossbritanniens.

Die Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Liberianern und den Eingeborenen. Erstere, etwa 50000 an der Zahl, sind Abkömmlinge befreiter nordamerikanischer und westindischer Sklaven und repräsentieren das gebildete Element; aus ihnen rekrutieren sich die Politiker und das Heer der an der Verwaltung interessierten Personen. Die Eingeborenen gehören verschiedenen Stämmen an, unter denen die Wey- und Kruleute die bekanntesten sind. Die Wey haben sich früher viel als Träger, Arbeiter und Soldaten nach auswärts verdungen; die Kru hingegen versorgen die in Westafrika verkehrenden Dampfer und die westafrikanischen Küstenplätze mit sehr brauchbaren Schiffsarbeitern und Bootsmannschaften.

Wer die liberische Küste bereist und Gelegenheit gehabt hat, ihre üppige Vegetation zu bewundern, wer aus dieser und dem dortigen Regenreichtum Schlüsse gezogen hat auf die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, dem muss das Missverhältnis auffallen, in dem die geringen Ausfuhrziffern stehen zu den ausserordentlich günstigen natürlichen Produktionsbedingungen. Vielfach ist die Anschauung verbreitet, Liberia habe keine ackerbautreibende Bevölkerung, welche eine Steigerung der Produktion herbeiführen könnte. Diese Annahme beruht auf irrigen Voraussetzungen. Ein ackerbautreibendes Element ist auch unter der eingeborenen Bevölkerung vorhanden. Nur fehlt dieser die Anregung, erheblich über den Eigenbedarf hinaus zu produzieren. Der Hauptgrund hierfür dürfte in der allgemeinen Unsicherheit und im besonderen in der Rechtsunsicherheit zu suchen sein. Absolute Rechtssicherheit, insbesondere Schutz des freien Eigentums ist aber die erste Voraussetzung für eine Steigerung der Produktion und die Entwicklung des vorhandenen Bauernstandes. Auch ist in Liberia für eine sachgemässe Erziehung der eingeborenen Bevölkerung, welche auch vor

der Ausübung eines gewissen Zwanges nicht zurückschreckt, so gut wie nichts geschehen. Zwar ist die Zahl der Schulen in Liberia ziemlich gross; was soll aber die dort verbreitete Halbbildung dem Bauernstande nutzen? Im wesentlichen sind es die sog. „Liberianer“, welche die Schulen besuchen und dort diejenige Halbbildung empfangen, die ausreicht, sie dem Ackerbau zu entfremden und ihre Masse zu einem halbgebildeten Proletariat heranzuziehen, das zu ernster Arbeit unfähig ist. Dass diese Art der Schulbildung für die Entwicklung des Landes nachteilig ist, wird durch die Tatsache bewiesen, dass die ersten liberischen Ansiedler fast ausschliesslich Pflanzer waren, während heute die Zahl der Liberianer, die sich mit Bodenkultur beschäftigen, sehr gering ist; viele von ihnen geben sich dem bequemeren Handel hin und unverhältnismässig viele nehmen Stellungen in einem für die Entwicklungsstufe des Landes viel zu grossen Beamtenheere ein. Man hat versucht, dem Mangel an Ackerbauern durch Heranziehung farbiger Einwanderer aus den Vereinigten Staaten zu begegnen; diese Versuche sind natürlich gescheitert. Wer in der Praxis beobachtet hat, wie ungeeignet der in den Vereinigten Staaten aufgewachsene Neger zur Erschliessung Afrikas ist — in Togo sind hierin recht interessante Erfahrungen gesammelt worden — der ist sich auch darüber klar, dass die erneute Heranziehung farbiger Zuwanderer aus den Vereinigten Staaten ein Missgriff war.

Aber auch die wildwachsenden verwertbaren Bodenerzeugnisse werden noch nicht entfernt im vollen Umfange zur Verschiffung gebracht. Abgesehen von der oben erwähnten Unsicherheit der Verhältnisse ist der Grund hierfür darin zu suchen, dass in Liberia noch keine ernsthaften Anstrengungen zur Schaffung von Verkehrswegen gemacht worden sind. Zwar ist aus den Mitteln einer von Liberia in England aufgenommenen Anleihe zwischen White Plains am St. Pauls River und Kareysburg eine sehr teure Strasse gebaut worden, welche für Lastautomobile fahrbar sein sollte; sie war als Zubringer zum St. Pauls River gedacht und hätte als solcher grosse Vorteile für die Zufuhr von Produkten nach der Küste geboten. Allein die Strasse ist schlecht gebaut und die Automobile sind unbrauchbar geworden. Diese Begebenheit verdient auch deshalb Erwähnung, weil sie so ungemein charakteristisch ist für die Zustände in einem Lande, in dem die Verwaltung und die Regierungsgewalt in den Händen von europäisierten Farbigen ruht. Man findet viele gute Vorsätze und nützliche Pläne, öfters auch Anfänge zu

ihrer Ausführung; es fehlt aber allenthalben an der Zähigkeit und Ausdauer zu ihrer zielbewussten Durchführung. Wie mit der Automobilstrasse und den Automobilen ist es den Liberianern auch mit zahlreichen anderen Unternehmungen ergangen.“

Liberia ist ohne Zweifel ein ungemein zukunftsreiches Küstengebiet, welches in den Händen einer europäischen Regierung zu den schönsten Hoffnungen berechtigen würde. Der fruchtbare Boden und die arbeitsame Bevölkerung werden aber infolge der herrschenden Misswirtschaft nicht ausgenutzt, und es wird auch nicht besser werden, solange die Liberianer sich selbst überlassen bleiben. Ich habe damals den Vorschlag gemacht, Liberia unter den drei hauptsächlich interessierten Mächten in der Weise aufzuteilen, dass England das Gebiet von Kap Mount bis zum St. Paul Fluss, Deutschland das Gebiet von diesem Fluss bis einschliesslich Kap Palmas und Frankreich den an seine Besitzungen grenzenden Rest erhält. Leider ist wohl wenig Aussicht vorhanden, dass diesem Vorschlage jemals näher getreten wird. Vielmehr hat die liberianische Regierung vor kurzem zur Bezahlung der Staatsschulden eine Anleihe aufgenommen, welche durch Vertreter der Mächte kontrolliert und durch Verpfändung der Zölle garantiert ist. Was hieraus einmal entstehen wird, ruht noch dunkel im Schoosse der Zukunft.

Am 25. Januar morgens früh ging ich mit Konsul Jäger und Dominik in Monrovia an Land und nahm Quartier im Deutschen Konsulat, welches an der Hauptstrasse von Palmen umgeben sehr freundlich liegt. Es wurden alsbald die üblichen offiziellen Besuche ausgetauscht und Verhandlungen wegen der bestehenden Streitfragen gepflogen. Die liberianische Regierung erklärte sich, wohl unter dem Druck meiner Anwesenheit und der Kanonen des deutschen Kriegsschiffes, sofort bereit, den Ansprüchen Kochs gerecht zu werden, die Anwerbung von Rekruten an der Weyküste ohne jede Beschränkung zu gestatten und auch fernerhin der Ausführung von Arbeitern für die deutschen Kolonien keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Am 26. machte ich in Begleitung von Dominik und einigen Marineoffizieren in grosser Gala meinen offiziellen Besuch bei dem Präsidenten der Republik W. D. Coleman, der uns, umgeben von seinen sämtlichen schwarzen Würdenträgern, feierlich empfing. Unter den Mitgliedern des schwarzen Kabinetts fielen durch Intelligenz und sicheres Auftreten der Finanzminister Barkley und der frühere Präsident und jetzige Generalpostmeister Johnson auf; letzterer erzählte angeregt und lebhaft von einer Audienz,

die er vor Jahren bei einem Besuch in Deutschland bei Kaiser Wilhelm I. im Schloss zu Berlin gehabt hatte und war noch ganz voll von Dankbarkeit über die ihm damals erwiesene Leutseligkeit; er war entschieden der deutschfreundlichste unter den anwesenden Ministern. Bei diesem Besuch ereignete sich, wie auch Dominik erzählt, ein sehr komischer Zwischenfall: Es sollte uns ein Willkommentrunk in Gestalt einer Flasche Champagner dargereicht werden; die Öffnung der besagten Flasche gestaltete sich aber in Ermangelung eines Sektbrechers oder eines ähnlichen zweckentsprechenden Instruments zu einer so schwierigen Angelegenheit, dass der Herr Präsident sich schließlich höchst eigenhändig bemühen mußte, um endlich das lauwarme, schäumende Nass in die bereitstehenden Gläser von verschiedensten Formen und Farben gelangen zu lassen. In mehreren Sitzungen besprachen wir die schwebenden Fragen und im allgemeinen hatte ich den Eindruck, dass mein Besuch doch eine heilsame Wirkung auf das Verhalten der Staatsregierung gegenüber unsern deutschen Kaufleuten haben würde.

Am 27. Gottesdienst und Feier an Bord S. M. S. „Nixe“, wozu sich die an Land befindlichen deutschen Kaufleute einfanden. Nachmittags versammelte ich Offiziere und Kaufleute im Deutschen Konsulat zu einem Diner, bei dem die Bordmusik S. M. S. „Nixe“, wohl zum erstenmal auf liberianischem Boden, die Stimmung wesentlich erhöhte. Die Festfreude hatte sich auf ganz Monrovia erstreckt, und abends fand in dem Hause des Generalpostmeisters Johnson ein Ball statt, auf dem die schwarzen Töchter des Landes in Samt und Seide von Dominik und den jüngeren Herrn der „Nixe“ weidlich umhergeschwenkt wurden. Die dabei in Aktion tretende liberianische Staatsmusik konnte allerdings „Steine erweichen und Menschen rasend machen“.

Am 28. traf Dampfer „Lothar Bohlen“ von Hamburg ein, der an S. M. S. „Nixe“ Kohlen abgab; ebenso „Nachtigal“ aus Kamerun, mit der Dominik seine Rekrutenanwerbungen längs der Küste vornehmen sollte. Am 31. früh trennte sich unser kleines Geschwader und dampfte nach allen Himmelsrichtungen auseinander. S. M. S. „Nixe“ lichtete zuerst Anker und nahm ihren Kurs auf die Kapverdischen Inseln, „Lothar Bohlen“ nach Kamerun, „Nachtigal“ mit Dominik nach Kap Mount und ich selbst begab mich an Bord der von Süden eingelaufenen „Aline Woermann“ zur Heimreise.

Wieder einmal auf hoher See und der heissen afrikanischen Küste den Rücken gekehrt, welche Erholung! Bald setzte der Passat ein und im Nu verschwanden die weissen Tropenanzüge. Schon am 3. Februar entwickelte sich ein regelrechter Nordoststurm, der anhielt, bis wir am 8. die Reede von Funchal (Madeira) erreichten. Nach kurzem Aufenthalt in Funchal setzte ich mit dem deutschen Dampfer „Hubert“ bei geradezu scheusslichem Wetter meine Reise fort und landete am 13. Februar glücklich in Lissabon, von wo ich mit kurzen Unterbrechungen über Madrid, Barcelona, Marseille, Lyon nach Berlin fuhr.

Kapitel VI.

Wieder in Kamerun. Wute-Adamaua-Expedition unter Kommandeur v. Kamptz. Zweite Kongoreise. Rudolf Plehn.

Der 3. Oktober 1898 fand mich wieder in Kamerun. Nach feierlichem Empfang an der Landungsbrücke übernahm ich die Gouvernementsgeschäfte von Dr. Seitz und erledigte in den nächsten Tagen mit diesem zusammen eine Menge bis zu meiner Rückkehr verschobener Fragen. So wurde vor allem beschlossen, nun nach erfolgter vorläufig hinreichender Verstärkung der Schutztruppe zunächst einmal die Wutegebiete und Südadamaua dauernd zu unterwerfen und die Erforschung und wirtschaftliche Ausnutzung der Südostecke des Schutzgebiets energisch in Angriff zu nehmen. Mit der ersten Aufgabe wurde der Kommandeur v. Kamptz betraut, die zweite wollte ich insofern selbst einleiten, als ich eine stärkere Expedition unter Führung des dem Gouvernement für diesen Zweck überwiesenen Feldjägerleutnants und Assessors Dr. Rudolf Plehn auf dem Wege Kongo—Sanga bis ins deutsche Gebiet bringen und mich persönlich von den Zuständen in dem noch völlig unbekannten Lande überzeugen wollte.

Schon am 17. konnte ich Duala mit „Nachtigal“ in Begleitung von Plehn, Besser und einigen Offizieren verlassen, um zunächst der Plantage Kriegsschiffshafen einen Besuch abzustatten. „Nachtigal“ dampfte weiter nach Viktoria, während ich mit Plehn an Land ging, wo wir von dem allezeit gastfreien Pflanzungsleiter Friderici freundlich aufgenommen wurden. Am folgenden Morgen ritt ich auf dem mir entgegen geschickten unverwüstlichen Ali nach Viktoria ab und begegnete unterwegs dem Dr. Esser, der wieder einmal für die W. A. P. V. im Viktoriabezirk tätig war. In Viktoria selbst empfing mich am Strande der stellvertretende Bezirksamtmann Assessor Horn und abends versammelte ich die Herren Dr. Esser, Dr. Preuss, v. Besser, Bornmüller und die mitgekommenen Offiziere zum Essen auf dem Bezirksamt. Am 20. Oktober Inspektion des Bezirksamts und Besuch bei Esser und Bornmüller in Kakaohafen. Am 22. Ok-

tober machte sich eine ganze Kavalkade nach Buea auf den Weg, auf dem sechs Reiter gleichzeitig wohl noch nicht gesehen worden waren. Bis zum Boanavorwerk hielt sich das Wetter, von dort an aber setzte ein intensiver Landregen ein, der uns bis auf die Haut durchnässte. Nass und durchgefroren trafen wir um 11 Uhr vormittags in Buea ein, wo uns das Ehepaar Leuschner alsbald mit einem warmen Frühstück erquickte. Dr. Esser und Bornmüller nahmen Quartier in dem neu erbauten Häuschen Bornmüllers auf dem Vorwerk Buea der W. A. P. V. Herr v. Besser begab sich unverzüglich wieder an seine Vermessungsarbeiten, behielt aber sein Hauptquartier in meinem Hause. Zur Verbesserung meines Stalles kaufte ich von Dr. Esser den von diesem aus Madeira mitgebrachten Fuchshengst Leporello, der mir lange Zeit hindurch treffliche Dienste geleistet hat. In den nächsten Tagen war ich sehr viel mit Dr. Esser zusammen; Besprechungen über Plantagen und Arbeiterfragen und Spazierritte in der Umgebung füllten einen grossen Teil meiner Zeit aus. Selbstverständlich hatten diese Ritte immer einen bestimmten Zweck; so besuchte ich zusammen mit Esser den Pflanzer Günter auf Plantage Soppo, den Pflanzer Hilfert in Molyko, der mit wenig Mitteln eine ganz ausgezeichnete Kulturarbeit verrichtet hatte und an dem reissenden Ikokote-Bach eine geradezu wunderbare Buschexistenz führte. Bei einer Besichtigung der Sennerei stellten wir mit Befriedigung das ausgezeichnete Gedeihen des Allgäuer Viehs fest; Esser besprach mit mir den Plan der Anlage einer schmal-spurigen Eisenbahn von Kakaohafen durch die Gelände der W. A. P. V. bis nach Soppo, die dann später unter manchen Schwierigkeiten tatsächlich gebaut wurde und noch heute in vollem Betrieb ist. Auch die Einrichtung einer Handelsabteilung bei der W. A. P. V. wurde von dem rastlos tätigen Dr. Esser damals schon ins Auge gefasst. Am 28. Oktober kam Hauptmann v. Kamptz mit dienstlichen Angelegenheiten auf zwei Tage nach Buea; dann fesselten mich längere schriftliche Arbeiten, die vor Antritt meiner Kongoreise erledigt werden mussten, für längere Zeit an den Schreibtisch. Am 3. November brachte mir eine Eilpost aus Kamerun die Nachricht, dass mein alter Jugendfreund Korvettenkapitän Graf Oriola als neuer Kommandant des „Habicht“ eingetroffen und auf dem Wege nach Buea sei, und dass Dr. Esch auf seiner Studienreise in den Bakossi-bergen bei dem Ort Nyasosso Schwierigkeiten mit den Eingeborenen habe. Ich erteilte Dr. Seitz den schleunigen Auftrag, sich mit Polizeimannschaften zur Rettung Eschs aufzumachen und empfing am 4.

Oriolas Besuch. Am 5. November Oriola und ich auf Ali und Leporello in strömendem Regen und heftigem Sturm hinunter nach Viktoria und am 9. weiter nach Duala mit der „Nachtigal“. Hier lernte ich die übrigen mit der Marineablösung eingetroffenen Offiziere kennen, vor allem den neuen Kommandanten S. M. S. „Wolf“ Korvettenkapitän Schröder, der in der Zukunft mein häufiger Gast war und sich in Kamerun ganz besonders wohl zu fühlen schien. Für das Bezirksamt Duala war mit dem letzten Postdampfer der bayrische Rat Martin eingetroffen, durch dessen energische Unterstützung es möglich wurde, den vielseitigen Aufgaben dieser Behörde besser gerecht zu werden. In diesen Tagen wurde auf Veranlassung des Regierungsrates der Bau eines Sanatoriums auf der Halbinsel Suellaba in Angriff genommen und schnell hintereinander vollendet. Am 12. brachte „Ella Woermann“ die Leutnants v. Carnap und v. Queiss; letzterer wurde mit Anlage einer provisorischen Station an den Crossschnellen beauftragt und dort oben im Lauf des nächsten Jahres aus nie ganz aufgeklärten Gründen von den Eingeborenen ermordet, woraus der Schutztruppe eine neue und schwierige Aufgabe erwachsen sollte. Am 18. kehrte Dr. Seitz von seiner Bakossiexpedition mit dem geretteten Dr. Esch glücklich zurück; anscheinend hatte Dr. Esch durch unvorsichtiges Verhalten selbst die Erregung der Eingeborenen herbeigeführt, und das Erscheinen des Kanzlers mit seinen Polizisten hatte genügt, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Während ich mit Seitz in den nächsten Tagen scharf zu arbeiten hatte, machten Kamptz und Oriola mehrere Jagdausflüge. In den letzten Novembertagen wurden die Vorbereitungen für meine Kongoreise beendet, und Kommandeur v. Kamptz mit eingehender Instruktion für seine demnächstige Wute-Adamaua-Expedition versehen.

Abgesehen von mir und meiner Begleitung war meine Expedition wie folgt zusammengesetzt: Chef: Dr. Rudolf Plehn; Assistent: Freiherr v. Lüdinghausen; Lazarettgehilfe Peter; Sergeant Gruschka, 70 farbige Soldaten, 100 farbige Träger (Arbeiter). Da der knappe Raum an Bord der „Nachtigal“ das Einschiffen der gesamten Expedition nicht gestattete, verliessen ich mit einem Teil des Gepäcks an Bord S. M. S. „Habicht“, der gleichzeitig seine Reise nach Kapstadt antrat, und Dr. Plehn mit dem Gros der Expedition an Bord der „Nachtigal“ am 1. Dezember 1898 den Hafen von Duala; am 5. d. M. trafen beide Schiffe wohlbehalten in Banana ein. Wir hielten uns trotz der liebenswürdigen Gastfreundschaft des holländischen Hauses

nicht lange auf und dampften am 7. stromauf nach Boma, voran der „Habicht“ und hinter ihm in einigem Abstände die „Nachtigal“. Der Wasserstand war hoch und der Strom ungewöhnlich reissend. Ich stand mit Graf Oriola auf der Kommandobrücke und bewunderte den hübschen Anblick des in der Ferne auftauchenden, hell von der Sonne beschienenen Boma, als unser schwedischer Lotse meldete, dass wir in einer halben Stunde am Ziel sein würden. Graf Oriola gab infolgedessen den Befehl an die Maschine, die Feuer herunter brennen zu lassen. Leider befanden wir uns in diesem Augenblick bei dem bekannten „Fetisch-Rock“, vor welchem in einem sehr engen, von Felsen durchsetzten und vielfach Strudel bildenden Fahrwasser der Strom ganz besonders heftig lief. Da nun das Schiff gerade hier seine Fahrt verlangsamte, kamen wir plötzlich nicht mehr vom Fleck, wurden vom Strom hin und her geschoben und gerieten zeitweilig in recht bedenkliche Nähe der Felsen; das schlimmste aber war, dass die „Nachtigal“, die den plötzlichen Stop nicht voraussehen konnte, um ein Haar unserm Heck aufgelaufen wäre, was bei dem tiefen und reissenden Wasser ein schweres Unglück hätte herbeiführen müssen. Glücklicherweise gelang es dem verständigen Kapitän Böhmermann, noch rechtzeitig so geschickt zu manövrieren, dass der Zusammenstoss vermieden wurde; Böhmermann, der in voller Fahrt war, versuchte nun, bei uns vorbei zu kommen, wäre aber hierbei unfehlbar in die Felsen geraten; durch lautes Zurufen und Signale wurde auch dies verhütet und so traten wir etwa zwei Stunden lang auf der Stelle in beständiger Gefahr, auf die Felsen gesetzt zu werden. Mit aller Macht wurden auf dem „Habicht“ die Feuer wieder verstärkt und es war doch ein Gefühl der Erleichterung, als wir endlich feststellten, dass das Schiff wieder Fahrt voraus machte. Nachmittags um 4 Uhr konnten wir an der für uns reservierten Landungsbrücke in Boma gerade vor der dortigen amerikanischen Mission festmachen. Mit unverhohlener Neugier beobachteten die Missionsdamen von ihrer Veranda aus das Leben und Treiben an Bord des deutschen Kriegsschiffes, während wir unsererseits so manchen Einblick in die Zustände und Gepflogenheiten des Missionshauses, dem wir übrigens später auch einen Besuch abstatteten, gewinnen konnten.

Ein Adjutant war damals für den Gouverneur noch nicht vorgesehen, der Personalbestand der Schutztruppe wäre auch viel zu klein gewesen, um einen solchen abgeben zu können. Ich hatte daher dem auf ein Jahr für eine afrikanische Reise beurlaubten

Leutnant Kramsta vom 2. Brandenburgischen Ulanenregiment Nr. 11 die Genehmigung erteilt, meine Reise als Volontär mitzumachen; Kramsta war von Antwerpen mit einem belgischen Dampfer direkt hierher gefahren und meldete sich gleich nach unserer Ankunft an Bord. Stellvertretender Generalgouverneur war jetzt der Chef der Justizverwaltung und Präsident des Apellgerichts im Kongostaat, Herr Fuchs, der es ebenso wie sein Vorgänger an liebenswürdigem Entgegenkommen nicht fehlen liess. Besuche, Einladungen, Be-



Leutnant Kramsta im Dogcart, im Hintergrund das Wohnhaus der Oberbeamten.

sprechungen über meine Reise, Besichtigung der öffentlichen Gebäude, des Forts, des Hospitals u. a. nahmen ein paar Tage in Anspruch.

Der immer reissender werdenden Strömung halber erschien es nicht geraten, das Kriegsschiff weiter stromauf fahren zu lassen. Daher stellte mir der Gouverneur freundlicher Weise seinen Staatsdampfer „Hirondelle“ zur Verfügung, so auch dem Offizierkorps des „Habicht“ einen Besuch Matadis und der Eisenbahnanlagen ermöglichend. Am 10. traf die Expedition auf den Dampfern „Hirondelle“ und „Nachtigal“ nach glücklicher Fahrt durch den be-

rühmten „Chaudron d'enfer“ in Matadi ein, wo der Woermann-dampfer „Bruxellesville“ an der Eisenbahnbrücke lag. Unter den mich an Land empfangenden Herren befanden sich der dortige Generalkommissar und Distriktskommandant in Matadi Chevalier de Cinq-Marcq, der französische Konsul Quillé de St. Anges und der Direktor der Eisenbahn Debacker. In Matadi war vor einigen Monaten ein französisches Berufskonsulat eingerichtet. Die genannten Herren leben dort, wie übrigens noch mehrere Europäer, mit ihren Frauen; das Klima scheint den Damen nicht übel zu bekommen. Abends fand für unsere Reisegesellschaft ein Diner an Bord „Bruxellesville“ statt. Damals fiel uns auf, wie sehr viel besser dieser für die belgische Linie zwischen Antwerpen und Matadi fahrende Woermann-Dampfer besonders auch hinsichtlich der Verpflegung eingerichtet war, als unsere Kamerundampfer; seither hat sich dies ja längst geändert und schon seit Jahren lassen die Woermannschen Kamerundampfer an Güte der Verpflegung und des Unterkommens nichts zu wünschen übrig.

Bei der Eisenbahn war man durch Oberst Thys von Brüssel aus auf mein Kommen vorbereitet, Herr Debacker nahm mich mit grosser Liebenswürdigkeit auf und quartierte uns alle in den stattlichen Gebäuden der Eisenbahndirektion ein; gemeinsam mit ihm traf ich in den nächsten Tagen die notwendigen und ziemlich umfassenden Vorbereitungen für unsere Weiterreise.

Matadi ist, wie der Name besagt, eine Steinwüste; die fast sämtlich massiv gebauten Häuser und die regelrechten Strassenzüge machen einen europäischen Eindruck; allerdings fehlen schatten spendende Bäume fast ganz, und es herrscht infolgedessen tagsüber eine fast unerträgliche Hitze, während die Nächte infolge eines kühlen Luftzuges von den Uferbergen her verhältnismässig angenehm sind. Ich habe immer gefunden, dass selbst die grösste Hitze des Tages leicht ertragen wird und auch die Nerven nicht allzu sehr angreift, wenn nur nachts eine Abkühlung eintritt, wie hier und wie z. B. auch in Jaunde. Ich habe mich infolge dieses Umstandes in Matadi in den grossen luftigen Räumen des Direktionsgebäudes ungemein wohl gefühlt; besonders abends bot sich aus den dem Fluss zugekehrten Fenstern ein sehr schöner Ausblick auf die Stadt, den Fluss und das gegenüberliegende hohe Ufer, an dessen dunkler Wand die Überreste des von Stanley angelegten Ortes Vivi als leuchtender Punkt in der Abendsonne sich abheben.

Matadi ist der Umschlageort für alle Güter und Waren, welche

stromauf und stromab den gewaltigen Fluss passieren; da die Strecke von Matadi bis zum Stanley-Pool infolge der Katarakte nicht schiffbar ist, wird alles aus den Seedampfern direkt in die Eisenbahn gepackt und durch diese weiter befördert, bis am andern Ende die Schifffahrt wieder beginnt; dieser Transport wird jetzt durch die Bahn in 2—3 Tagen bewerkstelligt, während früher Träger-Karawanen 30—40 Tage zur Umgehung des Stromschnellengebiets brauchten.

Am folgenden Tage machten Kommandant Graf Oriola und die Offiziere von S. M. S. „Habicht“ eine Spazierfahrt mit der Eisenbahn bis auf die Höhen von Palaballa, und traten mittags 12 Uhr mit der „Hirondelle“ die Rückreise an. Wir genossen hier noch ein Stückchen Zivilisation; Freund Kramsta brachte es sogar in der Eile fertig, mit einer sehr niedlichen kleinen Belgierin einen regelrechten Flirt aufzutun. Zwei Diners, bei denen Madame de Cinq-Marcq und Madame de St. Anges in vollem Pariser Glanze strahlten, versetzten uns vor der Abreise beinahe zu Paillard zurück. Dann noch einige Besorgungen und Einkäufe und wir waren reisefertig.

Am 14. früh 6 $\frac{1}{2}$ Uhr verliess ich mit Leutnant Kramsta, Sergeant Gruschka und der Hälfte der Expedition mittels Sonderzuges Matadi. Unser Zug bestand aus Lokomotive, Kohlentender, einem luftigen, den Sommerwagen unserer Stadtbahnlinien ähnlichen Personenwagen, in dem sich bequeme Korbessel und kleine Tische befanden, einem ähnlichen Wagen für die Unteroffiziere und einem Gepäckwagen. Auf dem Gepäck und in einem Teil des zweiten Personenwagens waren die Schwarzen der Expedition untergebracht. Der Direktor Debacker begleitete mich selbst bis zum Stanley-Pool und sorgte während der Fahrt für eine ausgezeichnete Verpflegung, die noch durch das zur Kühlung der Getränke vom Dampfer mitgenommene Eis vervollkommenet wurde.

Die Bahnverwaltung hat seit Vollendung der Gesamtstrecke einen grossen Teil des Personals an Europäern und Farbigen entlassen, beschäftigt aber noch immer der häufigen Reparaturen und Streckenänderungen halber mehrere 1000 Arbeiter. Die Anlage ist grossartig und bewunderungswert. Auf der ganzen Strecke befindet sich kein Tunnel, sämtliche Brücken sind eiserne Hängebrücken ohne Pfeiler, mit bis zu 100 m Spannung, nicht selten in einer steigenden Kurve liegend; kühne Steigungen sind durch gewagte und mannigfaltige Kurven überwunden; diese Kurven verbieten, dass ein Zug aus mehr als Lokomotive und drei Wagen besteht. Die Bahn hat eine Breite von 81 cm zwischen den Achsen der Schienen;

die schärfste Steigung beträgt 45 mm auf den Meter, die Geschwindigkeit 25—30 km die Stunde, Güterzüge 15 km die Stunde; wöchentlich fahren drei Personenzüge von beiden Endpunkten ab, Montags, Mittwochs und Freitags, die sich in der Mitte, auf der Station Tumba, wo übernachtet wird, kreuzen*). Güterzüge nach Bedarf, nachts wird nicht gefahren. Zunächst in die steile und romantische Felsenschlucht des Mpozoflusses hineingesprengt, erhebt sich der Schienenweg bis auf die Höhen von Palaballa — auf einer Strecke von 18 km von 26 auf 280m, erreicht bei Kilometer 40 die Station Kenge (260 m), überschreitet bei Kilometer 80 den Lufufluss auf einer 50 m langen Brücke (293 m hoch) und steigt bei Zole (Kilometer 130) als prachtvoll geschwungene Gebirgsbahn auf 450 m. Hier findet sich in der Gegend des Col de la Hutte ein eigenartig geädert Marmor in grösseren Mengen. Die Bahn senkt sich wieder bis auf 345 m, in welcher Höhe sie auf 80 m langer Brücke den Kwilufluss überschreitet, hat einen weiteren ausserordentlich gewundenen Abstieg beim Bahnhof Kimpesse in gebirgiger Landschaft von grosser Schönheit, und führt dann wieder bergauf in ziemlich geraden Linien auf und durch das Hochplateau von Tumba, ca. 450 m, wo wir bei Kilometer 190 auf dem Bahnhof der Hauptstadt des District des Cataraktes um 4 Uhr 50 Min. nachmittags eintrafen. Auf dem mit belgischen, holländischen, kongostaatlichen und deutschen Flaggen geschmückten Bahnhof empfing mich der Distriktskommissar Baron Rosen, bei dem ich dann in Gesellschaft der Honorationen des Orts zu Abend speiste. Fast ständig bestreicht eine kühlende Brise die ausgedehnten, fast baumlosen Steppen von Tumba, die Nächte sind kühl, das Klima gilt für gesund und als durchaus geeignet zur Anlage einer grösseren Europäer-Niederlassung. Mehrere Bäche mit vorzüglichem, klarem Wasser und von Gebüsch beschattet, durchströmen die Ebene, auf der Antilopen, Büffel und Frankolin-hühner zahlreich sind und Vieh vortrefflich gedeiht. Damals waren die Ansichten über die Lage der zukünftigen Hauptstadt des Kongo-staates sehr verschieden: die einen waren für Beibehaltung von Boma, die andern für Verlegung nach Leopoldville am Pool, eine dritte Partei war entschieden für Tumba wegen der gesunden und bequemen Lage. Ich meinerseits gebe entschieden der Tumbapartei recht; die Lage ist mindestens ebenso bequem, wie die der beiden anderen Orte, ja sogar vielleicht noch etwas zentraler als Boma,

*) Dies wird sich heut wesentlich verändert haben.

die Verpflegung der Europäer bei richtigen Anlagen jedenfalls leichter als in Boma oder am Pool, und eine gewisse Höhenlage, gutes fliessendes Wasser und kühle Nächte sind eben für den Europäer in den Tropen von ganz unersetzlichem Wert. Soviel mir bekannt, hat indessen bis jetzt die Bomapartei recht behalten.

Tumba besitzt der vielen Durchreisenden wegen mehrere natürlich recht primitive, von Portugiesen geleitete Hotels, in deren bestem wir ein recht gutes und sauberes Nachtquartier fanden.

Abfahrt am andern Morgen früh 6 Uhr; es hatte in der Nacht geregnet und staubte infolgedessen nur wenig. Die Bahn steigt nun ständig und erreicht nach Überwindung der steilen Windungen des Waldgebirges von Luvoka bei Kilometer 230 ihren höchsten Punkt, 750 m hoch. Langsam bergab ins Tal des Inkissiflusses; in Höhe von 530 m führt eine 100 m lange Brücke ohne Pfeiler über den schäumenden Fluss (Kilometer 262), zur Rechten dehnen sich die Anlagen der Jesuiten-Mission von Kisantu aus, der Bergwald tritt unmittelbar an die Linie, über den Gnoufluss führt eine provisorische Holzbrücke; daneben arbeiten einige 100 Eingeborene unter Leitung von weissen Ingenieuren an der eisernen Brücke. Man darf sagen, dass die Bahn bis hier vollständig fertig, ein sicherer Betrieb gewährleistet ist. Von nun an kommen zurzeit noch unfertige Stellen vor; die eisernen Brücken fehlen noch; man fährt im langsamsten Tempo über provisorische, übrigens sehr gut hergestellte Holzbrücken. Vor allem aber beginnt hier Lehm Boden und daher macht sich der Mangel eines genügenden Unterbaues empfindlich bemerkbar. Es scheint mir, als ob die Bahn, um am 1. Juli vorigen Jahres eröffnet werden zu können, im letzten Drittel überhastet worden ist; Stellen, wie die von Kilometer 285—300 wären sonst undenkbar. Von dem Bahnhof Modimba ab, wo sich grosse Werkstätten befinden, ist die Bahn in steile, meist aus reinem Lehm bestehende Wände eingeschnitten, und führt in gewagten Kurven bergauf, bergab an sehr steilen und tiefen Böschungen hin. Letztere sind nicht hinreichend befestigt, geschweige an den gefährlichen Stellen etwa gemauert, wie überall auf der ersten Strecke; die Schwellen liegen ohne genügenden Unterbau fast direkt auf dem Lehm Boden, der, wenn auch in der Trockenheit fest und hart, in nassem Zustande in der Regenzeit unter dem Gewicht des Zuges nachgibt; folglich biegen sich die Schienen sichtbar und man hat das Gefühl des Gleitens über eine bewegte Wasseroberfläche. Natürlich wird, besonders nach starken Regengüssen, hier mit

grösster Vorsicht gefahren; an der Besserung und sicheren Herstellung dieser Strecke wird zurzeit eifrig gearbeitet*). Von Kilometer 300 an wird der Boden im wesentlichen wieder sandig; für die dazwischen vorkommenden lehmigen Strecken gilt das oben Gesagte. Hinter Kilometer 310 tritt die Bahn in ein freundliches Waldtal, in dem der Fluss Lukaya entspringt, dessen Lauf — zunächst ein Waldbach — der Schienenweg nun ohne Unterbrechung durch das Blätter- und Lianengewirr afrikanischen Galeriewaldes folgt, bis er bei Kilometer 360 wieder auf bergige Grasflächen hinaustritt und kurz vor Kilometer 370 einen herrlichen Rundblick auf weithin sich erstreckende Waldgebirge und die sehr schön in denselben liegende Jesuiten-Mission Kimuenza gewährt (360—410 m hoch). Es folgt ein sanfter Abstieg in eine unübersehbare Grasfläche, am Horizont erscheinen in blauer Ferne die Uferberge des Kongostromes und auf ebener Bahn eilt der Zug in schnurgerader Linie der eigentlichen Endstation Ndolo zu (Kilometer 390, 293 m hoch), wo der Ausblick auf die imponierende Wasserfläche des Stanley-Pool den Reisenden überrascht. Eine Nebenstrecke schliesst, dem Ufer den Sees folgend, Kinshassa und Leopoldville an Ndolo an, und gewährt den am Ufer gelegenen Niederlassungen der Magazins Généraux, Belgica, Société Anonyme Belge pour le Commerce du Haut Congo, Nieuwe Africaansche Handelsvenootschap (Holländisches Haus), der englischen Baptisten-Mission, endlich der Hauptstadt des District du Stanley Pool, Leopoldville, unmittelbare Bahnverbindung.

Auffallenderweise erblickt man an der ganzen Bahnstrecke nicht ein einziges wirkliches Eingeborenendorf; die eingeborene Bevölkerung scheint sich, wie schon teilweise von der alten Karawanenstrasse, so auch vor den schnaubenden Dampfungeheuern der Weissen, in stillere Winkel ihres schönen und an Verstecken reichen Landes zurückgezogen zu haben; der „bushsteamer“, wie die Kruleute in ihrem ausschliesslich auf das Seewesen bezüglichen englischen Idiom die Lokomotive nennen, flösst ihnen einen ausserordentlichen Respekt ein, der wohl noch etwas erhöht wird durch die kräftige Faust der Kongoregierung und die notwendige Energie der Bahndirektion. Sehr verständigerweise hat letztere bisher von kostspieligen Bahnhofsbauten Abstand genommen; die Bahnhöfe weisen als Schuppen und Maschinenhallen praktische, den Bedürf-

Geschrieben 1899. Seither natürlich fertig.

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

11

nissen entsprechende Wellblechbauten auf; als Wohnhäuser des europäischen Dienstpersonals dienen transportable Baracken im Stil der Kochschen Baracken, sog. „maisons danoises“, häufig mit hübschen, luftigen Anbauten aus einheimischem Material versehen. Die meisten Stationen haben noch einen provisorischen Charakter; Platzänderungen werden noch häufig vorkommen. Im Anschluss an die Stationen und auch sonst über die ganze Bahnlinie verstreut finden sich Arbeiterlager, camps, und ausser den aus fremden Kolonialgebieten bezogenen Leuten beginnen sich auch die Eingeborenen des Landes hier wieder anzusiedeln, da sie bei der Bahn stets Beschäftigung und Lohn erhalten. Besonders liefert der Stamm der Bangala vom oberen Kongo her grosse Mengen von Arbeitern.

Der Bau der Bahn soll rund 75 Millionen Francs gekostet haben; die jährlichen Betriebsunkosten werden auf 4 Millionen veranschlagt; die monatlichen Einnahmen betrugen bei dem damaligen noch sehr zu erweiternden Betriebe ca. 1 Million. Eine starke Erweiterung des Betriebes hatte sich bei dem stetig sich hebenden Handelsverkehr auf dem oberen Kongo mit seinem ausgedehnten Flussnetz als unbedingt notwendig erwiesen; zur Zeit konnte die Bahnverwaltung den an sie gestellten Anforderungen aus Mangel an Personal und rollendem Material entfernt nicht genügen. Der Tarif war für die ganze Strecke pro Europäer mit 500 Francs, pro Schwarzen mit 50 Francs, pro Kilogramm Güter 1 Franc festgesetzt*).

Der Gedanke der Kongobahn ist unstreitig einer grossartigen Auffassung der zivilisatorischen Aufgabe Europas in Afrika entsprossen; diese Auffassung von einem weitblickenden Monarchen zum Ausdruck gebracht, ist durch seine energischen Berater und Helfer, vor allem durch Oberst Thys, in dem Werke der Kongobahn zur Tat geworden; die belgischen Ingenieure haben sich durch die Ausführung des Werkes hohen Ruhm erworben. Wie ich höre, hat Oberst Thys des immer noch enorm steigenden Verkehrs halber die Absicht, die jetzige Schmalspurbahn durch eine Tunnelbahn mit 1 m Spurweite zu ersetzen und das vorhandene Material am oberen Kongo zu verwenden.

Auf dem Bahnhof Ndolo, auf dem wir nachmittags 5 Uhr eintrafen, empfing mich Dr. Briart, der Direktor der S. A. B. (Société

*) Zutreffend für 1899.

Anonyme Belge), und wenige Minuten später verliessen wir den Zug mitten auf dem geräumigen Hofe seiner Niederlassung in Kinshassa, um sofort mit Einrichtung eines Lagers in der Nähe der Faktorei zu beginnen. Das Lager wurde für das gesamte farbige Personal der Expedition aus Strohhytten hergestellt, die Europäer wohnten in Zelten; ich selbst und die Herren Plehn und Kramsta fanden Unterkunft in den Wohngebäuden der S. A. B.

Am folgenden Tage führte mich Dr. Briart überall umher und zeigte mir die wirklich grossen landschaftlichen Schönheiten seiner Residenz. Kinshassa liegt in langer Linie am Südufer des Stanley

Pool, beschattet von herrlichen, uralten Baobabs und Akazien, die schon Stanley in Entzücken versetzten und die in breiten imposanten Alleen die einzelnen Niederlas-



Meine Villa in Kinshassa (Stanley Pool).

sungen miteinander ver-

binden. Meerähnlich wirkt der glänzende, weit hingestreckte Spiegel des Pool mit seinen zahlreichen Inseln und Wirbelströmungen, in stets wechselnder Beleuchtung dehnt sich gegenüber das französische Ufer aus; man unterscheidet die Häuser von Brazzaville, der Mission der Pères du St Esprit, des holländischen Hauses. Die grösste Insel, Bamu, beherbergt heute noch zahlreiche Flusspferde; in weitester Ferne auf dem gegenüberliegenden Ufer schimmern im Sonnenlicht die weissen „Dovercliffs“. Als wir diese wundervolle Szenerie friedlich und in aller Bequemlichkeit genossen, sprachen wir beide unwillkürlich gleichzeitig den Namen „Stanley“ aus. Gerade hier am Stanley Pool ist es unmöglich, nicht des Mannes zu gedenken, der im Herbst 1874 von der Ostküste aufbrach, nach harten, ja beispiellosen Entbehrungen, Gefahren und Kämpfen mit wildesten Ein-

geborenen den Zusammenhang des Flusses feststellte, den er Livingstone River nannte, bis am 8. Februar 1877 der alte Häuptling von Rubunga den Namen aussprach: Ikutu Ya Kongo. — Wie anschaulich und fast naiv beschrieb er selbst die Szene beim ersten Erblicken der gewaltigen Seefläche*), als er mit seinem letzten weissen Begleiter auf dem hohen Ufer steht:

Frank Pocok: „Wy, I declare, Sir, this place is just like a pool; as broad as it is long. There are Mountains all round it, and it appears to me almost circular.“

Stanley: „Well, if it is a pool, we must distinguish it by some name. Gie me a name for it, Frank.“

Frank Pocok: „Why not call it Stanley Pool, and these cliffs Dover Cliffs? For no traveller who may come here again will fail to recognise the cliffs by that name.“

Und so hat er beides benannt nach dem Vorschlage des letzten Getreuen aus der Heimat, der ihm wenige Tage darauf durch die Katarakte auch noch entrissen wurde. Stanley war, wie jeder ganz grosszügige Mann, wenn nötig, rücksichtslos bis zur äussersten Grenze, er hat viel Bewunderer und fast noch mehr Feinde gehabt. Aber noch heute ist im ganzen Kongogebiet sein Name von unerhörter Wirkung. Und mehrfach habe ich erlebt, dass, wenn in der ausgelassensten Gesellschaft sein Name fiel, ein Moment ernsten, nachdenklichen Schweigens eintrat. Unweit Kinshassa befindet sich das ausgedehnte und sehr zweckmässig angelegte Soldatenquartier (Camp) des Kongostaats, von dem eine gerade Allee nach Leopoldville führt. Am Abend traf Dr. Plehn mit dem Rest der Expedition ein.

Ich hatte inzwischen schon erfahren, dass die erste Enttäuschung unserer harrte; es war zunächst kein Dampfer für die Fahrt stromauf zu erhalten. Nach den Schilderungen des Oberleutnants von Carnap-Quernheimb hatte ich annehmen müssen, dass Dampfer am Stanley-Pool stets in Hülle und Fülle zur Verfügung seien und demgemäss bei keinem der dort ansässigen Häuser schon von Europa aus irgendwelche Schritte getan, um mir nicht von vornherein die Hände zu binden. Wie dies aber schon im Jahre 1887 Stanley bei Antritt seiner Emin-Pascha-Expedition erlebt hatte, waren bei meiner Ankunft in Kinshassa sämtliche in Frage kommenden

*) Through the dark Continent S. 535.

Live

Dampfer entweder auf dem oberen Fluss und in den Nebenflüssen, oder, wie in unserem Fall der holländische Dampfer „Henriette“, der uns in Banana zugesagt war, infolge einer Havarie in längerer Reparatur.

Anfragen bei der Kongoregierung und verschiedenen Missionen wegen Übernahme wenigstens eines Teils des Transports hatten einen negativen Erfolg; alles war bereits überfüllt bis auf Monate hinaus. In Brazzaville wartete schon seit über einen Monat der Rest der Expedition Fourneau unter Administrateur Fondères, um mit einem der von oben erwarteten Dampfer des holländischen Hauses gleich uns den Sanga hinauf befördert zu werden. Auf allen Werften Dampfer im Bau, leider keiner fertig. Allein die S. A. B. hatte drei Dampfer in Arbeit, einen grösseren von 35 Tonnen und zwei kleinere von je 10 Tonnen, alles Heckradkonstruktionen der bekannten Firma Cockerill (Maison Cockerill & Co., Seraing et Hoboken, bei Antwerpen, Belgien), sehr praktisch und solide.



Baobab in Kinshassa.

Dr. Briart schlug vor, die Hälfte der Expedition mit seinem ungefähr am 1. Januar von Mbanghi zurückerwarteten kleinen Schraubendampfer „La France“ zu befördern, den Rest übernahm er mit nächster sich bietender Gelegenheit nachzusenden. Unter den obwaltenden Umständen konnte ich nichts tun, als das Anerbieten mit Dank anzunehmen und vorläufig zu warten.

Ein schönerer Punkt für diese an sich eintönige Beschäftigung als das gastliche Kinshassa im Schatten seiner Baobabs lässt sich freilich kaum denken. Verhandlungen und Besprechungen mit den französischen Behörden, Vorbereitungsarbeiten, Umpacken, Exerzieren der Eskortmannschaften, Schreibarbeit u. dgl. füllten die Zeit aus.

Am 16. morgens empfing ich den mir sehr interessanten Besuch des Bischofs Augouard von der Mission in Brazzaville und besuchte

darauf den Kommandanten des Distrikts in Leopoldville, Herrn van Mirbeck, der mir eingehend die staatlichen und industriellen Einrichtungen seines Distrikts zeigte.

Der Kongostaat, der sich ja die Pflege und Vermittlung des Verkehrs zur ganz besonderen Aufgabe gemacht hat, versucht offenbar, sich für den oberen Kongo und dessen Nebenflüsse eine Art von Transportmonopol zu begründen. Zu diesem Zweck kaufte der Staat eine grosse Anzahl älterer Dampfer der Gesellschaften auf, besonders auch der S. A. B., und verfügte schon damals tatsächlich über eine stattliche Flotille von mehr als 30 Dampfern von verschiedener Grösse; ausser einigen kleineren Dampfpinassen haben die Dampfer durchschnittlich eine Tragfähigkeit von 10—50 Tonnen bei sehr geringem Tiefgang (Heckrad); der grösste der damals im Dienst befindlichen Dampfer, der "Brabant", trägt 200 Tonnen; ein gleicher war auf der Werft in Leopoldville im Bau. Trotz aller Anstrengungen war aber der Staat nicht imstande, allen an seine Transportleistungen gestellten Anforderungen zu entsprechen. Daher bauten jetzt wieder alle hier etablierten Handelshäuser eigene Dampfer, auf allen Werften herrschte rege Tätigkeit. Die Energie und der praktische Sinn, mit dem hier gearbeitet wird, verdient höchste Anerkennung; nirgends befand sich eine grössere maschinelle Anlage mit Dampfbetrieb oder gar ein Patentslip wie in Kamerun. Kleine und grosse Dampfer werden in Stücken per Bahn herbefördert, auf hölzernen Unterlagen zusammengesetzt und von Stapel gelassen. Ingenieure und Maschinisten sind, abgesehen von einigen Belgiern, vielfach aus Norwegen und Schweden.

Die hauptsächlichen Ausfuhrartikel sind Elfenbein und Gummi. Palmöl und Palmkerne, reichlich vorhanden, vertragen den Transport nicht mehr wegen des hohen Tarifs, und alle anderen bekannten afrikanischen Erzeugnisse spielen hier neben den erstgenannten keine Rolle.

Sehr interessant war ein Besuch, den ich am 20. Dezember mit Dr. Briart und Dr. Plehn dem französischen Ufer abstattete. Morgens früh bei Sonnenaufgang fuhren wir in Briarts elegantem und schnellem Motorboot „Wendelina“ quer über den Pool, auf dem leichter Morgennebel hin und her wogte, und erreichten nach Passieren verschiedener höchst malerischer Inselgruppen nach einer Stunde Fahrt den Hafen von Brazzaville. Der erste Besuch galt dem Délégué du Commissaire Général pour le Congo Français Monsieur Henrion, der uns in seinem einfachen, langgestreckten

und einstöckigen Lehmhause feierlich empfang und begrüßte. Nachdem wir die hauptsächlichsten Tages- insbesondere Grenzfragen erörtert, führte uns Herr Henrion in dem Ort umher und zeigte uns dessen Einrichtung. Die Installierung der französischen Regierung in Brazzaville fand ich in baulicher Beziehung und im Vergleich zu den gesunden und geschmackvollen Bauten von Leopoldville noch recht einfach; seither dürften auch hierin erhebliche Änderungen eingetreten sein. Die französische Regierung ging damals mit der Absicht um, die Residenz des Generalgouverneurs des Congo Français von Libreville nach Brazzaville zu verlegen; ausser einigen Verwaltungs- und Finanzbeamten war dort eine Kompagnie Senegalschützen stationiert. Eins aber fand ich vor, was mich mit stillem Neid erfüllte und was selbst in den Küstenorten Westafrikas ausser Lagos noch überall fehlte, eine vorzüglich gehende Eismaschine mit Dampftrieb, welche täglich 300 kg Eis lieferte; in Kamerun war zu jener Zeit trotz meiner wiederholten Anträge an derartiges noch nicht zu denken, sehr zum Schaden der Gesundheit der Europäer und zur Verzweiflung der Ärzte.

Ich erfuhr von Henrion, dass sich die französische Grenzexpedition unter Fourneau in ähnlicher Lage befand, wie die meine; sie war zum Teil schon vor mehreren Wochen von Brazzaville aufgebrochen und wegen Mangels an Transportmitteln über eine Riesenstrecke verstreut. Fourneau selbst harnte mit der Vorhut seit über Monatsfrist in Uesso am Zusammenfluss von Sanga und Ngoko; in Bonga an der Sangamündung lag Dr. Spier mit einem Teil der Leute und Lasten; Administrateur Fondères traf ich mit dem Rest noch in Brazzaville. Die Expedition bestand aus zehn Europäern und mehreren hundert Soldaten und Trägern. Ihr Zweck war, die Grenzdistrikte zu bereisen, einen Landweg von Uesso nach Gabun (Libreville) zu suchen und auf demselben in grossen Zügen eine Eisenbahnlinie zu tracieren. Letztere Idee erschien uns damals recht abenteuerlich, denn das würde eine über 1000 km lange Bahn durch die schwierigsten und unwirtlichsten Gegenden Westafrikas bedingen und unter einem Kapital von allermindestens 200 Mill. Francs nicht durchzuführen sein. Heute denkt man schon anders über Bahnbau in Afrika und schreckt vor solchen Riesenaufgaben nicht mehr zurück in der richtigen Einsicht, dass nur durch Eisenbahnen wirkliche Kultur in Afrika sich erreichen lässt. Das Nebeneinanderarbeiten der beiden Expeditionen war mir nicht unerwünscht, da sich so manche Fragen

durch persönliche Auseinandersetzungen ohne Schwierigkeit erledigen lassen, und Dr. Plehn in die Lage kam, vielleicht gemeinschaftlich mit den französischen Herren die zur Fixierung der Grenze notwendigen geographischen Ortsbestimmungen vorzunehmen. Herr Henrion ist mir übrigens bezüglich des Transit von Waren, Soldaten und Waffen sehr liebenswürdig entgegengekommen und äusserte lediglich den begreiflichen und selbstverständlichen Wunsch, die neue deutsche Station möge von vornherein auf unzweifelhaft deutschem Gebiet angelegt werden, um spätere Konflikte zu vermeiden.

Nach herzlichem Abschied von unsern neuen französischen Freunden machte ich Bischof Augouard meinen Gegenbesuch. Im Gegensatz zu der etwas kahlen Regierungsniederlassung liegt die Missionsstation der Pères du St. Esprit sehr schön und malerisch auf hohen, schattigen Uferhügeln; von dem Hause des Bischofs hat man einen prächtigen Rundblick über den ganzen Pool und seine Ufer. Der Bischof selbst, eine stattliche Erscheinung mit wallendem Bart und klugen, enthusiastischen Augen, führte uns in der musterhaft gehaltenen Anlage umher; mit Stolz zeigte er uns Kirche und Schule, Wohnhäuser und Ställe. Die sämtlichen Gebäude sind geräumig und luftig aus selbst verfertigten Ziegeln hergestellt. Die Zöglinge der Mission treiben unter Anleitung der Missionare eifrig Gartenbau; weithin erstrecken sich Anlagen von europäischen und einheimischen Gemüsen, von Obstsorten aller Art, durchschnitten von breiten Alleen, die mit Mandarinen und Mangobäumen bepflanzt sind. Rindvieh, Schafe und Hühner werden gezüchtet; mit ganz besonderem Erfolg auch Esel, die der rührige Bischof vor Jahren von den Kanarischen Inseln her eingeführt hat; der Stall wies zwei Zuchthengste und einige 20 Stuten auf; eine Anzahl junger, dort geborener Tiere gediehen augenscheinlich vortrefflich; die Esel finden als Last- und Reittiere Verwendung. Ich beglückwünschte den Bischof aufrichtig zu der von ihm hier getroffenen Musteranlage und sprach ihm besonders meine Befriedigung darüber aus, dass bei ihm neben dem Ora auch das Labora nicht vergessen werde, was man leider nicht von allen Missionen und Missionsstationen sagen kann. Die Tätigkeit der Mission erstreckt sich auf dem rechten Kongoufer bis tief ins Innere hinein; ein Teil der Stationen im Sanga-Ubangi-Gebiet werden jetzt infolge des deutsch-französischen Abkommens vom 4. November 1911 in die deutsche Kolonie Kamerun fallen.

Es war schon ziemlich spät nachmittags, als wir in der berühmten Faktorei des bekannten Hauptagenten des holländischen Hauses Herrn Anton Gresshof eintrafen, um bei ihm das Mittagmahl einzunehmen. Hier sah ich eine der vielseitigsten und interessantesten Sammlungen ethnologischer Gegenstände aus dem Kongogebiet und bewunderte nach Gebühr Gresshofs besondere Vorliebe, eine an den geräumigen und luftigen Speisesaal anstossende und durch eine offene Tür verbundene riesige Volière, in der fast alle Arten der am Kongo vorkommenden Vögel in ausgezeichneten Exemplaren



Eingeborenendorf im Sangha.

vertreten waren; die Musik, mit der uns dies gefiederte Orchester während unseres wahrhaft lukullischen Mahles, bei dem Dank der Fürsorge der Regierung von Brazzaville der geeiste Champagner nicht fehlte, regalierte, war freilich recht eigenartig. Lange noch sassen wir mit unserem interessanten Gastfreund plaudernd auf seiner geräumigen Veranda, mussten uns in sein allen alten Afrikanern bekanntes Fremdenbuch eintragen, sahen den Mond aufgehen und sich in den Wellen des Pools silbern widerspiegeln und benutzten diese unvergleichlichste aller Beleuchtungen zu unserer späten Heimfahrt.

Von Stanley Falls trafen in diesen Tagen recht ungünstige Nachrichten ein. Es war hiernach dem Baron Dhanis keineswegs gelungen, die vor nahezu 1½ Jahren ausgebrochene Militärmeuterei niederzuwerfen, wie wiederholt behauptet war, sondern die meute-

rischen Soldaten befanden sich im Gegenteil nach wie vor in hellem Aufstande, dem sich ihre sämtlichen Stammesgenossen, die Batetela, ein überaus volkreicher und kriegerischer Stamm, der dem Kongostaat bisher die besten Soldaten lieferte, angeschlossen hatten. Die Rebellen hatten die regulären Truppen verschiedentlich geschlagen und kürzlich das wichtige Kambambare erobert, wobei zwei Weisse gefallen, zwei schwer verwundet worden waren. Kambambare ist die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Distrikt Stanley Falls und liegt etwa auf halbem Wege vom Lualaba zum Tanganika. Die Rebellen sollten reiche Vorräte an Waffen und Munition erbeutet und vorläufig die Verbindung nach dem Tanganika abgeschnitten haben; sie bedrohten Nyangwe, das Handelszentrum der Araber, welches Dhanis bis jetzt noch zu halten schien. Sollte Nyangwe in ihre Hände fallen, so sei das für den Staat und die vielen Handelsunternehmungen in jenen Gegenden ein schweres Unglück, da ihnen dann der Weg zum Kassai nach Lusambo offen stünde, und damit der ganze dortige europäische Handel mit einem Schlage vernichtet wäre. Der bisherige Kommandant von Kambambare Herr Jong hatte seinen Posten verlassen und war mit den beiden Verwundeten auf Dampfer „Stanley“ hier eingetroffen. Weiteres war noch nicht bekannt, man erwartete indessen demnächst hier den Vizegeneralgouverneur Wangermée, der sich zurzeit in Stanley Falls befand, und mit ihm genauere Nachrichten.

Am folgenden Tage machte mir Herr Henrion mit seinem Stabe einen Gegenbesuch und brachte mir die erfreuliche Nachricht mit, die ihm durch Eilboten vom oberen Fluss zugegangen war und die Briart noch nicht erhalten hatte, dass der Dampfer „La France“ bestimmt Ende des Monats hier sein würde. Ich zeigte ihm mein Lager; bei diesem Spaziergange erwischte uns ein ungewöhnlich heftiger Tornado; als wir quatschnass in mein Quartier zurückkamen, fanden wir dort Monseigneur Augouard mit drei Paters vor, die denselben Tornado mitten auf dem Pool durchgemacht hatten und in ihrem kleinen Boot ohne Zweifel in recht erheblicher Lebensgefahr geschwebt hatten. Der Bischof erzählte sehr anschaulich, wie er vor zehn Jahren die Missionsstation Brazzaville gegründet und erbaut und allmählich sieben weitere Stationen im Bezirk Haut Ubangi eingerichtet. Von Stanley Falls waren bessere Nachrichten eingetroffen; es soll Dhanis geglückt sein, die Rebellen von Nyangwe abzusperren und somit Lusambo und den Kassai-Distrikt zu retten.

Obwohl ich täglich einige Stunden mit Plehn zusammen arbeitete, und wir oft und eingehend die Einrichtung seines neuen Verwaltungsbezirks besprachen, und trotz gelegentlicher Jagdpartien wurde uns das Warten doch mitunter recht sauer. Der vortreffliche Dr. Briart widmete uns allerdings soviel von seiner viel besetzten Zeit, als nur irgend möglich, fast allabendlich waren wir seine Gäste in dem wohnlich eingerichteten Billardsaal seines Hauses. Eine am 29. Dezember mit gutem Erfolg abgehaltene Treibjagd auf Antilopen lieferte uns den willkommenen Sylvester- und Neujahrsbraten, und da Dr. Plehn tags zuvor ein gewaltiges Hippo erlegt hatte, fehlte es nicht an leiblichen Genüssen.

Sehr originell feierten wir Sylvesterabend in dem grossen Messesaal der belgischen und holländischen Angestellten. Die jungen Leute hatten ein regelrechtes Konzert mit Theater arrangiert und dazu ihre Chefs und uns eingeladen. Es war ganz erstaunlich, welch eine Menge von Geist und Talent da unter den alten Baobabs von Kinshassa entwickelt wurde. Der Merkwürdigkeit halber lasse ich hier das Programm folgen:

Soirée du 31. Décembre 1898

Rideau à 8 h $\frac{1}{2}$.

Ouverture, marche	L'orchestre.
Hymne d'amour	Sterckz.
L'hôtel du no. 3	Langlois.
Le Bossu	Poolemans.

(Solo de flûte: Mr. Rose.)

Boudeuse	Blanpain.
La Bénédiction	Pény.
Les 4 z'étudiants	Langlois.

Vision, mandoline et harmonium.

(Vanroosbroeck et Schoofs.)

Les Boeufs	Leroy.
Boléro	Sterckz.

(Solo de flûte: Mr. Rose.)

Pensée	Langlois.
La Tache	Poolemans.

Lied flamand, mandoline et harmonium.

(Vanroosbroeck et Schoofs.)

Prestidigitation. Mr. Schoofs.

Orchestre.

Un jeune homme pressé.

Vaudeville en 1 acte de Labiche.

Ponbichet Poolemans.
Dardart-Lacassagne . Langlois.
Colardeau Rozez.

Das neue Jahr — 1899 — begrüßte uns mit einem ungewöhnlich heftigen Tornado, der an verschiedenen Gebäuden unseres Hofes nicht unerheblichen Schaden anrichtete; es schien überhaupt eine Gewitterperiode eingesetzt zu haben, denn etwa drei Wochen lang hatten wir jede Nacht Sturm und Gewitter mit Platzregen, was uns ja in unserer hübschen Villa ziemlich kalt liess, für die Reise aber nichts Gutes versprach. Endlich am 3. erschien die lang-erwartete „La France“. Schnell wurde die mitgebrachte Ladung gelöscht, die Maschine nachgesehen und ausgebessert und der Dampfer so gut wie möglich in Stand gesetzt. Noch ein Abschiedsbesuch in Leopoldville, die Post nach Hause fertig gemacht; dann ging's an Beladen des Dampfers und Einrichten für unser Unterkommen. Einzurichten gab es allerdings nicht viel. Die „La France“ war ein kleiner Schraubendampfer mit Schleppvorrichtung, der etwa 12 Tonnen Ladung nehmen konnte und einen Tiefgang von 4 Fuss hatte. In der Mitte befand sich Kessel und Maschine, davor eine winzige Kabine für zwei Europäer, vor dieser, also im Bug des Schiffes, ein hübscher offener Raum mit festem Sonnendach, der allerdings noch durch die Steuervorrichtung beengt war, so dass gerade zwei Segeltuchstühle Platz hatten, auf denen Kramsta und ich die nächste Zeit wesentlich zubrachten; hinter der Maschine im Heck befand sich eine leidlich geräumige Kabine für das leitende Personal, bestehend aus Schiffsführer und Maschinist. Auf die Eigentümlichkeiten dieses Personals hatte mich Briart etwas verlegen die Achseln zuckend aufmerksam gemacht; der Schiffsführer war ein baum langer Neger aus Sierra Leone, der sich Kapitän Hill nannte, früher einen Dampfer der Niger Compagnie gefahren hatte und dort wegen Trunkenheit entlassen war; im nüchternen Zustande war er ein ausgezeichneter Lotse und kannte den Fluss aus- und inwendig; Briart sagte mir, Hill sei nun schon über fünf Jahre in seinen Diensten, habe immer denselben Dampfer gefahren und ihn immer noch, wenn auch manchmal etwas beschädigt, glücklich zurückgebracht. Der Maschinist war ein Norweger, schon lange im Kongo tätig und ebenfalls dem Alkohol verfallen; Briart erklärte ihn für ein Genie in seinem Fach, der im nüchternen Zustande die

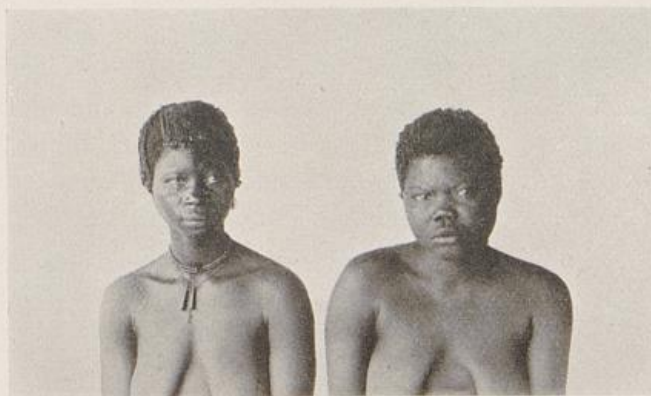
Sünden immer wieder gut mache, die er unter dem Einfluss des Spiritus begangen; er hatte aber als Gehilfen zwei ausgezeichnet ausgebildete Schwarze, die in der Lage waren, die Maschine ebenfalls selbständig zu bedienen, wenn sie auch, wie alle schwarzen Maschinisten, hilflos waren, sowie irgend etwas in Unordnung geriet. Das waren keine sehr angenehmen Aussichten für mich, der ich von meinen Kameruner Flussdampfern her an peinliche Sauberkeit, Nüchternheit und Disziplin des Personals gewöhnt war. Es wurde auch die tollste Fahrt, die ich je erlebt habe; wie oft wir während derselben in Gefahr waren, zu stranden, zu ertrinken oder zu verbrennen, das lässt sich gar nicht beschreiben. Der Dampfer schleppte ein grosses Brandungsboot, in dem 30 von unsern Polizeisoldaten mit ihrem Gepäck untergebracht waren, und ausserdem auf jeder Seite ein Kanu, in dem einen mein Koch Peter mit seinen Utensilien, Vorräten und unseren schwarzen Dienern, in dem anderen Holz zur Feuerung. Wir hatten nur ein ganz kleines Quantum Kohlen mit, schon der Raumersparnis halber, und waren im übrigen, wie alle Kongodampfer, auf Feuerholz angewiesen, welches wir, soweit angängig, von den Holzstationen des Staates beziehen oder uns an geeigneten Stellen des Ufers unterwegs selbst beschaffen mussten. Letzteres war die Regel, da bei dem starken Verkehr der Staatsdampfer das aufgestapelte Holz der Stationen fast immer schon vergriffen oder schon im voraus bestellt war.

Die Hälfte der Expedition, ich, Kramsta, Sergeant Gruschka, unsre persönlichen Diener und 30 Soldaten ging an Bord; der Rest blieb unter Plehns Führung in Kinshassa, um mit nächster Gelegenheit zu folgen. Am Montag, den 9. Januar, vormittags 11 Uhr, traten wir unter einem kräftigen Hurra unserer Gastfreunde die Reise an und dampften zunächst nach Brazzaville zur Erledigung der Zollformalitäten für das Passieren des französischen Gebietes. Die französischen Herren und Gresshof kamen an Bord und nahmen herzlich Abschied von uns. Fondères war auch noch nicht fort und wartete auf Fahrgelegenheit. Am französischen Ufer entlang dampfend, rammten wir infolge des vorgeschrittenen Zustandes unseres Kapitäns gleich verschiedene Sandbänke; wenn es Steine gewesen wären, so hätte schon am ersten Tage unsere Fahrt ein vorzeitiges und unrühmliches Ende gefunden; so aber hatten wir Glück, wie überhaupt auf der ganzen Fahrt; am besten und sichersten schienen wir immer zu fahren, wenn Kapitän und Maschinist gleichzeitig betrunken waren; „La France“ war offenbar an diesen Zu-

stand so sehr gewöhnt, dass sie dann ganz allein ihren Weg fand — und dabei ist die Schifffahrt auf dem Riesenstrom mit seinen Untiefen, Wirbeln, Felsen und Stromschnellen und ohne alle Schifffahrtszeichen wirklich nicht so ganz einfach. 6 Uhr abends ankerten wir mit Dunkelwerden dicht am Ufer bei den „Dovercliffs“. Man legt in afrikanischen Strömen und ganz besonders im Kongo, wenn irgend möglich, dicht am Ufer an und bindet das Schiff mit Trossen an den Uferbäumen fest, um das in dem starken Strom gefährliche Treiben vor Anker zu vermeiden. Kaum hatten wir unsere erste Mahlzeit an Bord hinter uns, so überfiel uns ein Tornado, der an Windstärke und Regenmassen seinesgleichen suchte; vergeblich flüchteten wir in die enge Kabine — es regnete durch das schadhafte Dach derartig durch, dass wir ebensogut hätten draussen bleiben können. Da sassen wir also, ich auf dem einzigen Holzstuhl, Kramsta auf einem eisernen Koffer, jeder einen aufgespannten Regenschirm in der Hand, ein winziges Holztischchen mit einer trüben Laterne zwischen uns, rauchten resigniert eine Zigarette nach der andern und überlegten, dass es eigentlich anderswo, sogar auch in Kamerun, doch hübscher wäre. Von schlafen war in dieser Nacht keine Rede, dafür sorgten schon die zahllosen Moskitos, die sich anscheinend vor dem Regen zu uns geflüchtet hatten in dem irrigen Glauben, sie würden da ins Trockene kommen; offenbar liessen sie in ihrer Enttäuschung ihre Wut nun an uns aus. Wir beschlossen, in Zukunft nur noch im Notfall die Nächte an Bord zu bleiben und regelmässig unser gutes neues Zelt an Land zu schaffen, um in ihm zu übernachten; dies Programm haben wir glücklicherweise fast ausnahmslos durchführen können. Nass, kalt, müde und übernächtigt, begrüsst wir den jungen Morgen; der Tornado hatte längst aufgehört und bald schien die Sonne am blauen Himmel, als wenn nichts passiert wäre. Das ist wenigstens das Gute in den Tropen, man mag noch so nass geregnet sein, die Sonne trocknet alles in unglaublich schneller Zeit.

Schon vor 6 Uhr waren wir unterwegs und liefen bald in den „Kanal“ ein, so genannt, weil der gewaltige Strom hier auf einer etwa 200 km langen ziemlich geraden Strecke durch hohe Uferberge auf eine Breite von ungefähr 1000 m zusammengedrückt wird. Natürlich läuft ein sehr starker Strom. Im engsten, geradesten und reizendsten Teil dieses Kanals, Couloir genannt, begegneten uns zwei grosse Heckraddampfer „Brabant“ und „Holland“ auf der Talfahrt. Die „Holland“ lag am Ufer an einem freundlichen, erhöhten Platz, die

Passagiere hatten ein Zeltlager aufgeschlagen und wollten dort offenbar übernachten, obwohl es erst 3 Uhr nachmittags war. Der Dampfer nahm Holz ein, und da wir ebenfalls Holz „machen“ mussten, so legten wir uns daneben und schlugen unser Zelt auf. Sämtliche Leute der „La France“ wurden den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht mit Holzeinnehmen beschäftigt. Auf der „Holland“ befanden sich drei junge Angestellte des holländischen Hauses, die von Ngoko direkt aus deutschem Gebiet kamen und uns sehr interessant von den dortigen Zuständen erzählten. Obwohl die „Holland“ knapp drei Fuss Tiefgang hatte, wäre sie beinahe auf den Sandbänken des oberen Sanga stecken geblieben;



Ubangui-Frauen.

die Herren bezweifelten daher, dass wir bei unserem Tiefgang unser Ziel erreichen würden. Leider sollten sie recht behalten. Wir machten gegen Abend einen gemeinschaftlichen Spaziergang am Ufer und genossen den schönen Anblick des reissenden Stromes und der bewaldeten Uferberge, deren Gipfel von der scheidenden Sonne goldig bestrahlt wurden. Unsere Abendmahlzeit machten wir zu einem gemeinsamen Picknick. Da es nicht regnete, sassen wir noch lange vor unsern Zelten, plaudernd und unsere Schwarzen beobachtend, wie sie mit Fackeln und Laternen unter Lachen und Singen das Holzgeschäft besorgten. Eine ungestörte erquickende Nachtruhe im Zelt belohnte uns ausgiebig für die Unannehmlichkeiten der vorigen Nacht. Am andern Morgen trennten wir uns, die „Holland“ stromab und wir in entgegengesetzter Richtung. Nach zwei Stunden Fahrt begegneten wir dem grossen Staats-

dampfer „Ville de Paris“, der mit gebrochener Maschine und neun weissen Passagieren den Fluss hinuntertrieb, und bald darauf dem Telegraphendampfer „Baron Lambremont“, der von den Arbeiten an der Telegraphenstrecke am oberen Fluss zurückkam, um neues Material zu holen. Strom und Wirbel wurden immer stärker, das Wetter war seit dem letzten Tornado verhältnismässig kühl und angenehm, infolge einer ziemlich stark aus Südwest wehenden Brise. Wir mussten wieder früh am Nachmittag zu Anker gehen, da unsere Holzvorräte trotz der Arbeit der vergangenen Nacht nicht weit genug reichten. Unser Dampfer hatte viel zu wenig Arbeiterpersonal, um in kurzer Zeit genügend Holzvorräte zu beschaffen. Ich half diesem Übelstande dadurch ab, dass ich von nun an auch meine sämtlichen Leute einschliesslich der Soldaten zum Holzmachen kommandierte, und es entwickelte sich sehr zu unserem Vorteil ein ergötzlicher Wettstreit zwischen den Soldaten und den eingeborenen Bangala. Am 12. mittags passierten wir die berühmte Ecke von Gandschu; der Strom bildet hier eine nicht ungefährliche Schnelle, in derem wild bewegten Wasser der Dampfer hin und her schwankend sich mühsam Zoll für Zoll hindurch kämpfen musste. Damit hatten wir den Kanal überwunden, der Strom weitet sich zu einer Breite von 2-3000 m und fliesst nun ruhig dahin. Nachmittags passierten wir die Mündung des Kassai, der bei der Jesuitenmission Kwamouth seine hellen Wassermassen mit den braunen Fluten des Kongo mischt; auf eine weite Strecke ist das Wasser des Kassai von dem des Kongo deutlich zu unterscheiden. Der breite, glänzende Wasserspiegel ist von imposanter Wirkung, und freundlich lugt aus grünen Gärten auf der belgischen Seite jenseits des Kassai die Missionsniederlassung Berghe St. Marie hervor mit ihren schönen Bauten, Wegen, Feldern und einer grossen Ziegelei. Wir ankerten um 5 Uhr nachmittags bei einer holländischen Faktorei, noch in Sicht der Mission, und fanden Nachtquartier bei dem jungen holländischen Agenten, der hier schon im zweiten Jahr ganz allein hauste und einen ziemlich verwilderten Eindruck machte. Beim Abendspaziergang erblickten wir dicht am Ufer eine Herde Flusspferde, leider war es schon zu spät, um noch der Jagd ob zu liegen. Der Fluss beginnt sich hier immer mehr zu verbreitern, bis er bei Tshumbiri in eine seeartige Erweiterung mit zahllosen Inseln übergeht und diesen Charakter bis weit stromauf beibehält. In Tshumbiri besuchte ich die amerikanische Missionsstation des Revd. Billington, in Bolobo am 14. die englische Baptistenmission des bekannten

Missionars und Reisenden Grenfell. Letzterer selbst war mit seinem Dampfer „Goodwill“ nach Stanley Falls gefahren, dagegen empfing uns seine Gattin, eine Negerin aus Viktoria in Kamerun. Diese Frau bildet ein merkwürdiges Ausnahmebeispiel dafür, dass unter besonders günstigen Umständen und bei sehr sorgfältiger Erziehung selbst bei Negerinnen ein überraschend gutes Ergebnis erzielt werden kann. Ich halte sie allerdings für ein Unikum. Vollkommen europäisch gekleidet, empfing sie uns mit einer gewissen Würde und Anmut, kredenzte uns ganz wie daheim Tee mit Gebäck und unterhielt sich in natürlicher und ungezwungener Weise; sie erkundigte sich bei mir mit lebhaftem Interesse nach den Verhältnissen ihres Heimatsortes und freute sich zu hören, dass die kleine Baptisten-gemeinde in Viktoria, aus der sie stammt, sich meines besonderen Schutzes erfreute. Die Baptistenmission hat in Bolobo ein bemerkenswertes Kulturwerk geschaffen. Auf anmutigen Hügeln lang am Flussufer sich hinziehend, liegen die geräumigen und praktisch angelegten Ziegelbauten, umgeben von sehr weitläufigen Gartenanlagen. Besonders interessant ist die Buchdruckerei und Buchbinderei; es werden hier unter Leitung eines Weissen durch die schwarzen Zöglinge der Mission Bibeln, Unterrichtsbücher u. dgl. in sieben Sprachen gedruckt. Die französische und die kongostaatliche Regierung lassen ihre amtlichen Bekanntmachungen und Veröffentlichungen hier drucken; auch unsere Verwaltung im Sangagebiet hat sich in der Folge zur Herstellung von Formularen der Missionsdruckerei bedient. Ausser dem Ehepaar Grenfell befanden sich in Bolobo noch drei englische Missionsfamilien und mehrere unverheiratete jüngere Missionare. Die Anzahl der schwarzen Zöglinge betrug etwa 300. Um die Missionstation herum liegen mehrere auffallend gut gehaltene und saubere Eingeborenendörfer, die mit der Mission in engem Zusammenhang stehen, gewissermassen mit ihr ein Gemeinwesen bilden. Die hier wohnenden Eingeborenen bilden den Rest grosser, volkreicher Stämme des gegenüberliegenden Ufers; als Grenfell die Station gründete, fand er auf diesem Ufer entsetzliche Zustände vor; ganze Ortschaften, ja ganze Stämme waren durch die Schlafkrankheit, zu deren Bekämpfung man keine Mittel hatte, nahezu aufgerieben; Grenfell half so gut er konnte und bewog die Überlebenden, in der festen Überzeugung, dass die verheerende Krankheit lokal bleiben und den Fluss nicht überschreiten werde, unter Lebensgefahr seiner eigenen Leute, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich auf der andern Seite des Flusses bei Bolobo an-

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

12

zusiedeln; missglückte der Versuch, so war auch die junge, im Aufblühen begriffene Missionsstation, Grenfells Lieblingsschöpfung, dem Untergang geweiht. Wenn Grenfell auch umfassende medizinische Kenntnisse besass und im Besitz der Mittel war, die Krankheit wirksam zu bekämpfen, so gehörte doch angesichts der furchtbaren Verantwortung seinen eigenen Leuten gegenüber ein grosser moralischer Mut dazu, um diesen heroischen Entschluss durchzuführen. Das glückliche Gelingen ist aber ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass die Schlafkrankheit, wenn man in der Lage ist, die geeigneten Ab-



Ubangui-Kannibalen.

wehrmassnahmen zu treffen, wohl zu bekämpfen und auszurotten ist. Wir brauchen daher für unsere neuerworbenen Kongogebiete auch in dieser Hinsicht nicht allzu pessimistisch in die Zukunft zu blicken. An dem Gestade von Bolobo lag der Gresshofsche grosse Dampfer „Fumu N'Tungo“, der vom Ubangi kam und dessen Kapitän von schwierigen Gefechten der Franzosen mit menschenfressenden Eingeborenen der dortigen Urwälder berichtete; ferner der Dampfer der französischen Mission „Leo XIII“, mit welchem Bischof Augouard vor einigen Tagen hier eingetroffen war; der Bischof war mit seiner kleinen Dampfschaluppe „Peace“ in den Alima-Fluss gefahren und liess mir sagen, er bedaure sehr, mich hier verfehlt zu haben und hoffe, mich unterwegs noch anzutreffen.

Es fiel mir auf, in wie gutem Einvernehmen die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen hier im Kongo lebten; die riesigen Entfernungen, in denen die Leute voneinander wohnen, mögen der Grund sein, dass Reibungen vermieden werden; auch haben sich hier offenbar besonders konziliante Naturen von hoher Intelligenz zusammengefunden; jedenfalls herrschte an Stelle des anderswo leider nur allzu üblichen Gezänks eine lobenswerte und erfreuliche Solidarität der Interessen, die sich in gegenseitiger Unterstützung und Hilfeleistung offenbarte. Frau Grenfell, die in Abwesenheit ihres Mannes das gesamte komplizierte Anwesen musterhaft leitete, sorgte dafür, dass wir zu billigen Preisen Schafe, Hühner, Eier und allerhand europäische und einheimische Gemüse als Proviant für unsere Weiterreise einhandeln konnten; wir wurden überhaupt gerade hier mit einer Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aufgenommen und behandelt, die ich nicht genug anerkennen kann.

Mit Dank und nicht ohne ein gewisses Bedauern verliessen wir am Sonntag den 15. die freundliche Mission und passierten an demselben Vormittag die grosse Regierungsstation Yomba, wo sich ein Soldatenlager von etwa 1000 Mann — Camp d'Instruction — befindet; wir bemerkten am Ufer eine ganze Anzahl belgischer Offiziere, mit denen wir Grüsse austauschten. Von hier aus wendeten wir uns von dem belgischen Ufer ab und dampften durch endlose Wasserflächen an zahlreichen grünen Inseln vorbei zur Mündung des Alima-Flusses auf der französischen Seite. In grossen Mengen tummelten sich hier Flusspferde, faule Krokodile lagen wie Baumstämme auf den zutage tretenden Sandbänken und sonnten sich, es wimmelte von Enten, Tauchern, Reiher und Marabus, und in der Ferne exerzierten auf einer grossen Sandbank ganze Regimenter von Ibisen. Nachmittags ankerten wir vor dem französischen Dorf Nkunda, dessen Bewohner sich durch eine eigenartige rote Bemalung auszeichnen und ungemein zutunlich waren; sie schleppten ohne zu feilschen grosse Mengen von Feuerholz herbei und boten auffallend gut gearbeitete Waffen, Speere, Bogen, Pfeile und Messer zum Verkauf. Ich schoss hier gegen Abend eine ganze Anzahl Edelreier und ein junges Krokodil, welches von unsern Leuten mit grossem Enthusiasmus verspeist wurde. Für uns Europäer brachte der Häuptling ein Gericht frisch gefangener und sehr wohlschmeckender Fische. Am nächsten Morgen Einfahrt in den Sanga, nachmittags 2 Uhr Ankunft in Bonga, wo sich Faktoreien der S. A. B. und des holländischen Hauses befinden. Haupt-

agent van Baers, der von unserer Ankunft benachrichtigt war, empfing uns sehr nett und hatte alles für unsern Aufenthalt vorbereitet, machte uns aber wenig Hoffnung, dass wir mit „La France“ weit kommen würden, da der Wasserstand täglich fiel. Ausser uns lagerte hier ein Teil der Expedition Fourneau unter Dr. Spier. Mit van Baers und Dr. Spier verlebten wir einen sehr gemütlichen Abend, der nur durch die unzähligen gerade hier anscheinend besonders bissigen Moskitos getrübt wurde.

Während uns auf dem Kongo täglich stromab fahrende Dampfer begegnet waren, hört nun der Schiffsverkehr auf; statt dessen treiben grosse Herden von Flusspferden, nach obenhin immer zahlreicher werdend, ihr Wesen; die Sandbänke und Ufer sind von Krokodilen, Enten, Reiher, Pelikanen und den verschiedenartigsten Wasservögeln belebt, Büffel und Antilopen treten morgens und abends an den Fluss, in den Uferwäldungen hört man das Rufen und Plappern zahlreicher Affenfamilien, unter denen sich Herden von Schimpansen unterscheiden lassen; Elefantenspuren sind häufig, obwohl ich am untern Sanga bei der eiligen Fahrt die Tiere selbst nicht zu Gesicht bekommen habe; am oberen Sanga und ganz besonders am Ngoko sollen noch grosse Mengen vorhanden sein, eine Tatsache, welche durch das tonnenweise von dort herkommende frische Elfenbein bestätigt wird; schon ein so flüchtiger Besuch des Sanga wie der meine zeigt deutlich, dass hier ein wahres Eldorado für den Jäger fast noch unerschlossen vorhanden ist. Leider sollte mein Besuch nur ein flüchtiger werden und ein schnelleres Ende finden, als ich erwartet und gehofft hatte. Am 17. Januar verliess „La France“ Bonga, um sich in dem immer seichter werdenden Fahrwasser durch endlose Sandbänke hindurchzuquälen, bis wir am 21. auf einer durch den ganzen Fluss hingelagerten Sandbank, deren tiefste Stelle nur $3\frac{1}{2}$ Fuss Wasser aufwies, festkamen und zur Umkehr gezwungen waren, da die „La France“ selbst ohne Ladung 4 Fuss tief liegt und der Fluss bekanntermassen weiter oberhalb noch flacher wird. Der Zeitpunkt war für die Fahrt auf dem Sanga unglücklich gewählt; infolge der in den Wintermonaten am oberen Lauf des Flusses herrschenden Trockenheit fällt das sonst reichliche Wasser derartig, dass nur Dampfer und Fahrzeuge mit einem Tiefgange von nicht über 2 Fuss ungehindert passieren können; in der Hochwasserzeit, etwa 6 Monate im Jahr, sind die durchweg flachen und mit Wald bestandenen Ufer überschwemmt, und die Schifffahrt selbst für tiefergehende Fahrzeuge ohne Schwierigkeit.

Ein hinreichend flach gehendes Dampfboot stand mir nicht zur Verfügung, war auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten; ich musste mich daher, um ein allzu langes Fernbleiben von meinem Amtssitz, wie es eine monatelange Kanufahrt mit sich gebracht haben würde, zu vermeiden, dazu entschliessen, meine Absicht aufzugeben, die Expedition persönlich an Ort und Stelle zu führen und die ersten Einrichtungen selbst zu treffen. Ich war vielmehr genötigt, mich darauf zu beschränken, der Expedition durch Verhandlungen mit den Regierungen des Kongostaates und des Kongo



Likualamündung.

Français die Wege zu ebnen und Dr. Plehn, mit den erforderlichen Instruktionen versehen, möglichst beschleunigt den Anschluss an seine Vorhut erreichen und dann seinen Weg allein fortsetzen zu lassen. Ich ergriff daher die einzige diesem Zweck dienliche Massregel, indem ich den bei mir befindlichen Teil der Expedition unter Aufsicht des Sergeanten Gruschka in Bonga zurückliess und selbst mit dem leeren Dampfer unverzüglich nach Kinshassa zurückkehrte.

Unsere Rückfahrt verlief nicht ohne einige interessante Zwischenfälle. Nachdem wir am 21. eingesehen hatten, dass an ein Weiterkommen nicht zu denken war, kehrten wir um und suchten langsam dampfend einen geeigneten Lagerplatz am Ufer. Wir befanden uns gerade zwischen zwei kleinen Schilfinselfn in einer ruhigen Bucht,

als plötzlich mit dem bekannten Schnauben und Prusten auf allen Seiten Flusspferde auftauchten; wir waren mitten in eine Herde der Tiere hineingefahren, und es war ein höchst amüsanter Anblick, wie jeden Augenblick ein anderer der ungeheuren schwarzen Köpfe aus dem Wasser aufstieg, uns neugierig anäugte und dann langsam wieder versank. Jetzt hatten wir Zeit; wir suchten uns jeder eins der stärksten Tiere aus und gaben Feuer, worauf beide Tiere mit allen Anzeichen schwerer Verwundung untersanken. Ein tödlich getroffenes Flusspferd sinkt zu Boden, verendet dort und kommt erst später wieder zur Oberfläche; dann heisst es aufpassen, um den stromab treibenden gewaltigen Körper aufzufangen. Wir fuhren daher noch eine halbe Stunde weiter und legten bei einer trockenen Lichtung des Uferwaldes an. Während unsere Leute das Lager aufschlugen und ein Posten den Fluss überwachte, begaben wir beide uns auf die Pürsche, um eine Antilope oder Perlhühner zu schießen. Hinter dem Galeriewald dehnte sich eine weite Savanne aus, die für den Jäger einen sehr einladenden Anblick bot. Als wir nach einem halbstündigen Marsch das dritte Perlhuhn erlegt hatten, erklang vom Ufer her Triumphgeschrei. Eiligst zurückgekehrt, fanden wir unsere Leute bereits beim Einholen der beiden mächtigen Tierkörper beschäftigt. Der Jubel, der bei solcher Gelegenheit die Schwarzen erfasst, ist unbeschreiblich — gibt es doch für mehrere Tage „beef“ oder „chop“ in Hülle und Fülle, und zwar je älter es wird und je mehr es stinkt, um so besser. Eins der Tiere durften die Leute auf ihre Bitten gleich zerlegen und unter sich teilen, während das andere am nächsten Morgen mit nach Bonga geschleppt wurde als willkommenes Gastgeschenk. Der Fluss fiel immer mehr, und am 23. kamen wir bei Regen und sturmartigem Wind in der Sangamündung mehrfach auf Sandbänken fest. Am 24., als wir durch die grünen Inselgruppen in voller Fahrt auf Bolobo zusausten, erschreckten wir ein auf einer Sandspitze schlummerndes Flusspferd derart, dass das Tier senkrecht in die Höhe fuhr und sich überschlagend im Wasser verschwand; noch nie hatte mir bis dahin ein Hippo einen so pferdeähnlichen Eindruck gemacht, als diesmal. Hinter Bolobo begegnete uns wieder der Dampfer „Brabant“, auf dem sich mehrere Bekannte befanden. Gleich darauf rannten wir mit voller Geschwindigkeit auf eine Sandbank so fest, dass ich nach vielen Anstrengungen fast an unserm Loskommen zweifelte. Es war dies ungefähr die Stelle, auf der einst Brazza, von einer seiner grossen Reisen zurückkehrend, im

Tornado mit seinem Dampfer gekentert war; die ganze Mannschaft ertrank bei dieser Gelegenheit, alle Papiere, Aufzeichnungen und Sammlungen gingen verloren, der kühne Forscher erreichte dank seiner unbeugsamen Energie und Willenskraft allein schwimmend das Ufer. Einen halben Tag lang arbeiteten unsere sämtlichen Leute, bis an den Bauch im Wasser stehend, mit verzweifelter Anstrengung, bis wir endlich doch flott wurden. Das Wetter war schon seit zwei Tagen kühl und windig mit gelegentlichen Regenschauern, uns Europäern angenehm und erfrischend; die Schwarzen froren aber ganz schrecklich. Am 25. frühstückten wir bei Missionar Billington in Tshumbiri und trafen dort den Dampfer „Holland“, auf dem sich Administrateur Fondères mit dem Rest der Expedition Fourneau befand. Am 26. landeten wir zum grössten Erstaunen von Briart und Dr. Plehn wohlbehalten in Kinshassa.

Hier hatte sich inzwischen in den Dampferverhältnissen immer noch nichts geändert. Zwar fand ich ein Schreiben des Generalgouverneurs a. i. Fuchs aus Boma vor, in dem mir letzterer auf meine dringende Bitte hin einen der kleineren Staatsdampfer für den Transport der Expedition auf dem Sanga anbot; eine Anfrage und persönliche Rücksprache in Leopoldville ergab jedoch, dass ein solcher eben nicht vorhanden, sondern der einzige für den Zweck in Frage kommende Dampfer gerade einer mehrwöchentlichen Reparatur unterzogen wurde. Es blieb nur ein Mittel, um ein weiteres nutzloses und immerhin kostspieliges Umherliegen der Expedition zu verhüten; ich traf sofort die nötigen Abmachungen mit Dr. Briart, und so trat Dr. Plehn mit dem Rest der Expedition unter Zurücklassung einer Anzahl Lasten, die durch die Société Anonyme Belge bei nächster Gelegenheit nachgesandt werden sollten, am 31. Januar mit dem Dampfer „La France“ die Fahrt stromauf an. In Bonga hatte ich durch Besorgung von Kanus, Booten und Zubehör alles für seine Weiterfahrt vorbereitet. Unter den Baobabs von Kinshassa am Ufer des Stanley Pool habe ich Rudolf Plehn zum letztenmal die Hand gedrückt. Keiner von uns hat den jugendfrischen, begabten und für seinen Beruf enthusiastisierten Kolonialoffizier wieder gesehen. Nach allzu kurzer, erfolgreicher Tätigkeit in seinem neuen Bezirk fiel er bei der Einnahme eines rebellischen Dorfes einem vergifteten Pfeil zum Opfer, tief betrauert von allen, die ihn gekannt und lieb gewonnen hatten.

Kapitel VII.

Abschied von Kinshassa und vom Stanley Pool. — Tumba, Matadi, „Ville de Maceio“. — Libreville, Generalkommissar Merlin; Dr. Seitz mit „Nachtigal“. — Dr. Seitz heim mit „Thibet“. — Campo, Kribi, Duala. — Unerfreuliche Zustände. — Viktoria. — Buea. — Leben auf der Station. — Hemmerles Selbstmord. — Arbeit mit Malsen, Oberndorf, Gagern. — Malimba, Elefantenjagd mit Brauchitsch. — Die Buli überfallen Kribi; Heldenmut von Frhr. v. Malsen und P. Schwab. — Yaunde-Kompagnie. — Kommandeur v. Kamptz zurück; Pläne. — Frhr. v. Soden. — v. Queis und Conrau ermordet.

Vom 1.—6. Februar beschäftigte ich mich mit Kramstas Unterstützung mit Packen, Abrechnen, Abfassung von Berichten nach Berlin, Absendung von Telegrammen nach Libreville und Duala und den unvermeidlichen Abschiedsbesuchen. Auch fanden sich ein der stellvertretende Gouverneur Herr Fuchs mit Gefolge, sowie der Eisenbahndirektor Debacker. Am 3. holte uns ein Extrazug zu einem Abschiedsfrühstück beim Gouverneur in Leopoldville, am 5. vereinte uns alle noch einmal der gastliche Dr. Briart in seiner schönen Villa.

Es herrschte in dieser Zeit ein ungemein reger Waren- und Güterverkehr in Kinshassa und auf den übrigen Bahnhöfen. Besonders auffallend waren die grossen Mengen von Kautschuk, die hauptsächlich vom Sanga, Ubangi und Kassai eintrafen; auch ziemlich viel Elfenbein und daneben die andern, weniger wertvollen Landesprodukte gelangten zur Verladung. Der grosse Reichtum der genannten Stromgebiete war schon damals wohl bekannt, und Klagen über die Unzulänglichkeit der vorhandenen Verkehrsmittel, besonders der Flusssdampfer, waren an der Tagesordnung.

Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes am Kongo stets den Eindruck einer musterhaften Organisation gehabt. Von Ausschreitungen, Gewalttätigkeiten u. dgl., wie sie so häufig den Organen des Kongostaates vorgeworfen werden, habe ich da, wo geordnete Verhältnisse bestanden, also überall in den von mir berührten Orten, nichts bemerkt. Die bekannten und oft geschilderten Kongogreuel

gehörten Dank einer einsichtigen und humanen Verwaltung offenbar der Vergangenheit an. Es entzieht sich allerdings meiner Beurteilung, wie es weiter oben am Kongo und in den tief im Innern gelegenen Gebieten aussieht. Ich kann mir aber nicht recht vorstellen, dass die lebenswürdigen und gesitteten belgischen Beamten und Offiziere, wie ich sie auf meiner Reise überall kennen gelernt habe, weiter im Innern sich plötzlich in wilde Tiere verwandeln sollten. Dass die grossen Konzessionsgesellschaften, deren grösste der Staat



Tanzende Eingeborene in Kinshassa.

selbst ist, einen übermässigen Einfluss auch in handelspolitischer Beziehung ausüben, ist ja klar und liegt in der Natur der Sache und in den eigenartigen Verhältnissen begründet.

Wo und wie weit hierin gegen die Berliner Kongoakte verstossen wird, könnte nur eine eingehende Untersuchung der einzelnen Konzessionen erweisen. Soweit mir bekannt, sind die ursprünglich begangenen Fehler meist redressiert. Jedenfalls konnte ich feststellen, dass von einer direkten Einschränkung der Handelsfreiheit nicht die Rede sein kann — sicherlich nicht im Unterkongo, wo das blühende holländische Handelshaus mit seiner grossartigen Niederlassung in Banana und mit seinen 70 Faktoreien, sowie die

vielen in Boma u. a. ansässigen portugiesischen Kaufleute beredtes Zeugnis ablegen.

Der Staat, seither bekanntlich von Belgien übernommen, war damals Domäne des Königs. Die Zentralregierung in Brüssel wurde ausgeübt durch einen Staatssekretär, dem ein Kabinettschef, ein Generalschatzmeister und drei Generalsekretäre mit ihren Bureaus unterstanden. Die Generalsekretariate waren folgendermassen eingeteilt:

1. Departement der auswärtigen Angelegenheiten:
Internationale Beziehungen, Handelsgesellschaften, Post- und Telegraphenwesen, Justiz, Kultus, Schulwesen usw.
2. Finanzdepartement:
Budget, Steuern, Handel usw.
3. Departement des Innern:
Schutztruppe, Marine, Transportwesen, wissenschaftliche Sammlungen, Medizinalwesen, Verkehrswesen, Intendantur, öffentliche Arbeiten usw.

Neben dieser Zentralregierung und ihr in gewisser Hinsicht unterstellt befindet sich in Boma die Lokalregierung, an deren Spitze ein Generalgouverneur steht, welcher die oberste Regierungsgewalt im Gebiete des Staates in Händen hat. Unter ihm funktionieren ein Vize-Generalgouverneur, ein Staatsinspektor, ein Generalsekretär und mehrere Direktoren. Diese Beamten bilden zusammen mit dem Oberrichter (Juge d'Appel) eine Art Verwaltungsrat, welcher vom Gouverneur bei allen Massnahmen von weitgehendem und allgemeinem Interesse gehört wird. Die sieben Direktionen sind eingeteilt wie folgt:

1. Justiz;
2. Transporte, Marine und öffentliche Arbeiten;
3. Intendantur, der hauptsächlich die Revision der Abrechnungen und die Magazinverwaltung obliegt;
4. Landwirtschaft und Industrie;
5. Landesverteidigung;
6. Militärwesen (Schutztruppe);
7. Finanzen.

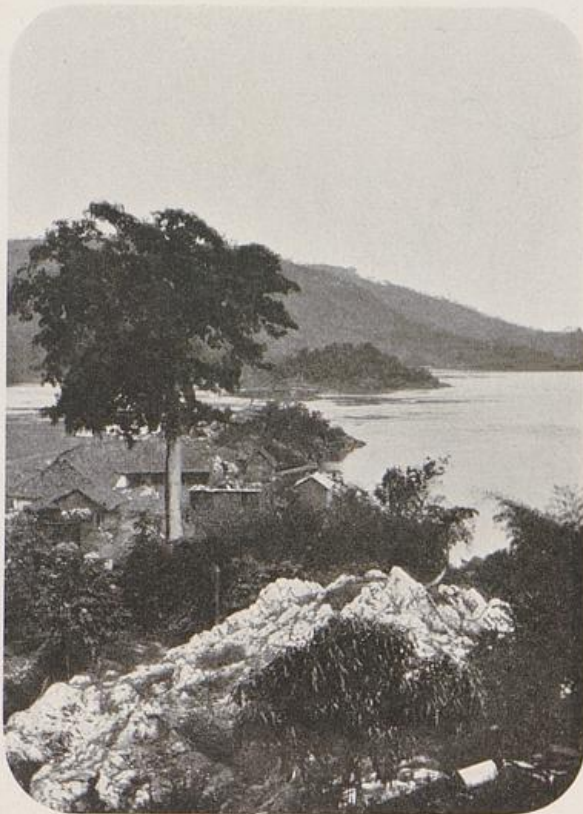
Die Zahl der Beamten und Offiziere des Staates betrug damals rund 700.

Der ganze Staat ist in 14 Distrikte eingeteilt, an deren Spitze je ein Kommissar steht. Die Namen der Distrikte sind von der Küste angefangen: Banana, Boma, Matadi, Katarakte, Stanley Pool,

See Leopold II., Äquator, Bangala, Ubangi, Uelle, Aruwimi, Stanley Falls, Kwango Oriental, Lualaba-Kassai.

Im grossen und ganzen ist hier eine hervorragende Kulturarbeit geleistet und der Staatssekretär Van Eetvelde konnte in seinem Bericht an den König vom Januar 1897 mit Recht sagen: „La Belgique peut être fière de ceux de ses enfants qui, au Congo, travaillent à la régénération d'un peuple en même temps qu'à la gloire et à la prospérité de la patrie.“

Am 6. führte uns Debacker mit dem üblichen Extrazuge nach Tumba, wo wir schon nachmittags um 4 Uhr eintrafen und mit Baron Rosen in kühler, frischer Luft einen erquickenden Spaziergang machten. Wir logierten diesmal in dem belgischen Faktorei-Hotel „Belgika“ und speisten dort mit den Oberbeamten und



Banghu.

dem aus Matadi zur Erholung eingetroffenen Ehepaar St. Marcq. Am nächsten Morgen weiter nach Matadi, wobei wir in voller Fahrt eine brennende Brücke passieren mussten, ein Zwischenfall, der insofern aufregend war, als selbst der im Eisenbahnwesen sonst kompetente Direktor Debacker nicht wusste, ob die brennenden Balken uns auch noch tragen würden. In Matadi bezogen wir unser altes Quartier, hielten uns aber meist in der luftigen Villa Debackers auf; hier traf ich eines Abends mit dem belgischen Ingenieur Adam zusammen, der auf dem Wege nach Stanley Falls war, um dort ein

gewaltiges Bahnprojekt, die Bahn Stanley Falls—Albert-See—Redjab mit 1 m Spurweite, in Angriff zu nehmen. Besuche und Abwicklung der Geschäfte nahmen einige Zeit in Anspruch; recht froh aber waren wir doch, als am 10. endlich der französische Dampfer „Ville de Maceio“ einlief, mit dem wir am Sonntag den 12. morgens um 8 Uhr das gastliche, aber steinige, schattenlose und heisse Matadi verlassen konnten. An Bord des Dampfers befand sich,



Stationshaus am Ngoko,
Wohnung des Dr. R. Plehn.

auf einer Inspektionsreise begriffen, der Obere der Jesuitenmission in Landana, P. Campana, mit dem ich mich lange und eingehend über die Zustände an der Westküste und insbesondere im Kongogebiet unterhalten konnte. Nach kurzem Aufenthalt in Banana fanden wir uns bei Dunkelwerden schon auf hoher See, passierten am nächsten Tage Mayumba, wo die bekannten Elfenbeinzähne geschnitzt werden und ankerten am 14. im Hafen von Cap Lopez, wo ein Flussdampfer uns gute Fische, frisches Büffelfleisch und eine ganze Ladung erholungsbedürftiger

und auf der Heimreise begriffener Ordensschwwestern an Bord brachte. Am 15. Ankunft in Libreville; Konsul Gebauer holte mich alsbald an Land, und ich verbrachte in seiner stark baufälligen Faktorei — ein neues Haus war gerade im Bau, aber noch nicht bewohnbar — eine geradezu lebensgefährliche Nacht; abgesehen davon, dass die Morschheit der Dielen jeden Augenblick ein Durchbrechen befürchten liess, herrschte ein solcher Überfluss von Moskitos, Ratten, Kakerlaken und ähnlichem Ungeziefer, dass von Schlafen keine Rede war. Am andern Morgen erhielt ich ein Telegramm von Dr. Seitz mit der er-

freulichen Nachricht, dass er am 19. mit „Nachtigal“ eintreffen werde. Am 17. lief der französische Dampfer „Thibet“ ein und gleichzeitig ein Telegramm mit der Nachricht von dem plötzlichen Tode des Präsidenten Felix Faure; während die Flaggen an Land und an Bord halbmast wehten, zum Zeichen der nationalen Trauer, machte ich einen Kondolenzbesuch beim Generalkommissar Merlin, der vor noch nicht langer Zeit aus Paris eingetroffen war und mit dem ich wiederum eingehende Verhandlungen über Grenzangelegenheiten pflog. Am 18. abends schon erschien Dr. Seitz mit der „Nachtigal“ und einem wahren Riesenstoss von Akten, den ich vor unserer Trennung noch mit ihm durcharbeiten hatte; er tröstete mich mit der freundlichen Bemerkung, dass er doch nur die eiligsten und wichtigsten Sachen mitgebracht hätte, und dass die weitaus grössere Menge auf dem Schreibtisch in Duala meiner harre — nette Aussichten für die erste Zeit in Duala. Nachdem diese Arbeit erledigt, übernahm ich in der Kajüte der „Nachtigal“ förmlich die Gouvernementsgeschäfte von Seitz. Am 20. nachmittags 4 Uhr dampften wir beide bei frischer Brise in See hinaus, Seitz an Bord des „Thibet“ heimwärts, ich mit Kramsta auf „Nachtigal“ nach Kamerun. An der Grenzstation Campo am nächsten Morgen kurzer Halt und Meldung des Zollbeamten, am Nachmittag passieren wir S. M. S. „Wolf“ vor Gross-Batanga, bewundern die durch den weiss schäumenden Wasserfall unterbrochene grüne Küste mit ihren dunstigen Gebirgslinien im Hintergrunde und treffen nachmittags 4 Uhr auf der Reede von Kribi ein; der Zollbeamte Richard Küas, der gleichzeitig den nicht vorhandenen Bezirksamtmannt vertritt, meldet sich an Bord und berichtet, dass alles in Ordnung und nichts Neues; ich verzichte daher auf eine Landung und fahre noch am selben Abend weiter nach Duala, um dort am Vormittage des 22. Februar wohlbehalten einzutreffen. Kaum war unser Anker in die Tiefe gesaut, als von allen Seiten die beflaggten Boote zu Begrüssungen und Meldungen heraneilten, und bald hatte ich sie alle an Deck, die lange nicht gesehenen bewährten Freunde und Mitarbeiter wie Rat Martin, Graf Oberndorf, Korvettenkapitän Schröder u. a. Auch Herr von Brauchitsch aus Edea war gerade eingetroffen; ihm übertrug ich nun in Anerkennung seiner reichen Erfahrung, seines praktischen Blicks und seines feinen Verständnisses für den Charakter der Eingeborenen dauernd das Bezirksamt Duala. Und dies Vertrauen habe ich nie bereut; in geradezu mustergültiger Weise hat Brauchitsch aus den schmutzigen und verkommenen

Dualadörfern allmählich eine tadellos reinliche Stadt mit geraden breiten Strassen und weiten luftigen Plätzen geschaffen; fast ohne Mittel und ohne Anwendung von Gewaltmassregeln hat er dies Wunder mit den faulen und widerwilligen Duala lediglich durch seinen persönlichen Einfluss zustande gebracht; er war in dieser Hinsicht wie Dominik — die Leute fürchteten seine Strenge, vertrauten aber dabei unbedingt auf sein Wort, sein Wohlwollen und seine Gerechtigkeit, und so konnte er eben fast das Unmögliche von ihnen erreichen. Der Ausbau, die Sanierung und fortgesetzte Verbesserung der Dualaortschaften war sein eigentliches Lebenswerk, dem er bis zu seinem Tode treu geblieben ist.

Wie Seitz mir versprochen, lag recht viel schriftliche Arbeit vor, die mich tagelang an den Schreibtisch fesselte. Allerhand Bauprojekte waren zu besprechen, neue Beamtenhäuser herzustellen, um dem ewigen Wohnungsmangel abzuhelpen, das Sanatorium auf Suellaba weiter auszubauen, Hafenbauten waren dringlich, das Patent-Slip und die Maschinenwerkstatt erforderte Reparaturen, Boote, Zelte, Material war zu bestellen, die Schutztruppe, immer noch nicht hinreichend vermehrt, stand seit Monaten im Felde und auf der Jossplatte befand sich die stattliche Macht von sieben Soldaten, die von einem weissen Unteroffizier befehligt wurde. Kurz, es fehlte und haperte überall, vor allem Geld und Personal. Und trotzdem sollte und musste die Kolonie vorwärts gebracht werden. Schweren Herzens stellte ich damals auf eigene Gefahr eine grössere Anzahl ausseretatmässige Polizeimannschaften ein, um in Abwesenheit der Schutztruppe auf die Dauer wenigstens nicht ganz hilflos zu bleiben, eine Massregel, die sich in der Zukunft als sehr segensreich erweisen sollte. Auch an Ärger fehlte es nicht; im Hospital war unter den Schwestern ein kleiner Krieg ausgebrochen, der zu den unglaublichsten Szenen führte, mit dessen Erledigung ich aber den unglücklichen Rat Martin beauftragte; nur allzu sehr fehlte das sorgende Auge und die freundliche, aber auch energische Hand von Frau Dr. Plehn.

Am 13. März war ich endlich so weit, dass ich Duala gestrost dem getreuen Brauchitsch überlassen und mich wieder nach Buea begeben konnte. In einem sehr schweren Tornado durchquerten wir mit der „Nachtigal“ das Bimbiaflach, um mittags in Viktoria zu landen. Besprechungen mit den Plantagenleitern Bornmüller, Friederici, Weiler, Rackow u. a. füllten den Nachmittag und abends donnerte vom Gebirge abermals ein Tornado hernieder,

dass das Bezirksamt auf seinem isolierten Hügel bis in die Grundmauern erschüttert wurde. Am 16. vormittags trafen wir in Buea ein, welches ich dank der sorglichen Tätigkeit des Stationsleiters Leuschner in vorzüglichem Zustand vorfand; Menschen, Vieh, Pferde, Häuser, Gärten, alles wohlauf. Es begann nun wieder das regelmässige Leben auf der Station; abgesehen von den täglichen Arbeiten am Schreibtisch beschäftigte ich mich besonders mit Anlage der Gartenterrassen, mit Wegebau und mit der Pflege der Sennerei; wieder dienten Morgenritte in die Umgebung und Tennisspielen gegen Abend der Pflege des Körpers und der Erhaltung der Gesundheit. Am 24. tobte nachts ein schwerer Sturm, der grossen Schaden an Häusern und Wegen anrichtete; bei Soppo brach eine Wegebrücke zusammen, der Weg selbst wurde durch Sturzwasser an mehreren Stellen durchgerissen; das Dach des Bezirksamts Viktoria wurde schwer beschädigt — alles Schäden, deren Reparatur viel Zeit und Geld kostete. Am 25. erhielt ich ein Telegramm von Fürst Hohenlohe-Öhringen und Dr. Max Schoeller mit der Bitte, der Konzessionierung der Gesellschaft Nordwest-Kamerun zuzustimmen und am folgenden Tage ein Telegramm gleichen Inhalts von dem Direktor der Kolonialabteilung. In der Erwägung, dass es für die Kolonie nur vorteilhaft sein könnte, wenn die fraglichen Gebiete, deren Erschliessung sonst noch jahrelang hätte warten müssen, jetzt schon in Angriff genommen würden, stimmte ich gern zu und drahtete in diesem Sinne nach Berlin. Man mag über die südwestafrikanischen Konzessionsgesellschaften verschieden denken, die ja teilweise ins Ausland gravitierten und grossenteils Spekulationszwecken dienten; für Kamerun war die Erteilung der beiden einzigen Konzessionen ein unbedingter und grosser Gewinn und hat nicht unwesentlich zum raschen Vorwärtsdringen in unwegsame und unaufgeschlossene Gebiete beigetragen. Ich weiss mich in dieser Beziehung durchaus in Übereinstimmung mit einem so vortrefflichen Kenner des Landes wie Dominik, der bei Besprechung der Arbeiterfrage in Kamerun sich folgendermassen äusserte: „Auch in dieser Beziehung ist die Gründung der grossen kapitalskräftigen Gesellschaften Nordwest- und Süd-Kamerun mit Freude zu begrüßen¹⁾.“

Allmählich trafen auch jetzt Materialien ein, welche ich zur Erleichterung der baulichen Anlagen auf dem Gebirge daheim bestellt hatte, so Dynamit und Sprengpatronen; sowohl der Wegebau, wie

¹⁾ Dominik, Kamerun, S. 314.

auch die massiven Stall- und Kellerbauten auf der Sennerei wurden dadurch wesentlich gefördert. Bei einem meiner Spazierritte besuchte ich den Pflanzer Hilfert auf der nördlichsten Pflanzung (Esser-Oechelhäuser), der sich aus Furcht vor wilden Tieren und Eingeborenen eine höchst originelle Wohnung auf einem Riesenbaum am Jkokokobach eingerichtet hatte; der Mann war den ganzen Tag auf den Beinen und hatte in wenigen Monaten mit 150 einheimischen Arbeitern nicht nur 15000 Stück Kakaopflanzen vorschriftsmässig in die Erde gebracht, sondern auch ein gutes Stück Land urbar gemacht; abends aber kroch er auf einer Strickleiter, die er dann hinauf zog, auf seinen Baum, auf dem er hauste, wie die Tierfamilien, von denen das Menschengeschlecht ja doch schliesslich abstammen soll. „Aline Woermann“ lief in Viktoria ein und brachte mir den Besuch des Forschungsreisenden und Gummisachverständigen Schlechter, der einige Tage bei mir weilte; ebenso erschien Leutnant von Queis, der Freund und Begleiter des krankheitshalber heimkehrenden Oberleutnants von Carnap-Quernheimb und bot sich als Ersatz für letzteren an; ich stellte ihn zunächst diätarisch an, liess ihm bei Finanzdirektor Kund Unterricht im Rechnungswesen erteilen und schickte ihn später mit einigen Polizisten und einer Anzahl Arbeitern an die Schnellen des Crossflusses, um dort eine Station anzulegen, Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und Vorbereitungen für eine deutsch-englische Grenzkommission zu treffen. Leider waren die sehnlichst erwarteten Herren Dr. Gleim und Bezirksamtmann Böder noch nicht mitgekommen — ersterer hatte einen amtlichen Auftrag in Monrovia auszuführen, letzterer hatte in Teneriffa einen Dampfer überschlagen, um Pferde und Maultiere für Buea zu kaufen. Fast täglich, meist abends mit Einbruch der Dunkelheit, hatten wir jetzt schwere Gewitter und Tornados — alles Arbeiten wurde dadurch sehr erschwert und besonders die Bauten verzögert. Am 17. besuchte mich Rat Martin, Graf Oberndorf und Dr. Ziemann, Vertreter und später Nachfolger des Dr. Plehn; sie kamen zu dienstlichen Besprechungen, unternahmen aber auch eine Besteigung des Piks, von der allerdings Martin schon am selben Nachmittag halb tot vor Erschöpfung zurückkehrte — die Sache hatte ihm doch gleich zu steil angefangen; auch Oberndorf und Kramsta hatten sich oben die Bergkrankheit geholt, von der sie sich erst auf der Station mühsam erholten. Der 30. April brachte mir eine besondere Freude; der rüstige Bornmüller kehrte von einer Reise nach Bali zurück und

brachte 649 Plantagenarbeiter mit, ein unzweifelhafter Erfolg der praktischen und weitblickenden Arbeiterpolitik des Dr. Esser. Am nächsten Tage folgten noch mehr Balitrupps, so dass in dieser Zeit im ganzen wohl über 1000 Mann neue Arbeiter bei der Viktoria eingestellt werden konnten. Auch der Stationsvorsteher Romberg aus Rio del Rey, der sich bei mir auf Heimatsurlaub abmeldete, berichtete Günstiges über die Arbeiterverhältnisse in seinem Gebiet; er erklärte, jederzeit in der Lage zu sein, viele Hundert freiwillige Arbeiter von dort her für die Regierung oder für die Plantagen liefern zu können und hat dies in der Zukunft auch wahr gemacht. Von dem Direktor des Botanischen Gartens in Viktoria Dr. Preuss hatte ich mir den besonders tüchtigen Gärtner Deistel (heute Assistent bei der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Viktoria) für Buea abtreten lassen; mit ihm zusammen erweiterte ich nun die Gartenanlagen, besonders die Terrassen, pflanzte viel subtropische Sträucher und Bäume, legte Spargel- und Erdbeerbeete an, und begann auch mit Anpflanzung von Teestauden und Chinarindenbäumen; fast ausnahmslos gedieh alles vortrefflich. Eine schwere Erkrankung des Stationsleiters Leuschner trübte die idyllische Ruhe dieser Tage; da Ziemann schon wieder in Duala, wussten wir uns erst nicht zu helfen, bis endlich am 8. Mai der Schiffsarzt der „Helene Woermann“ Dr. Trumpp herauf kam, Sonnenstich mit Gehirnreizung feststellte und eine regelrechte Behandlung verschrieb, die auch von Erfolg begleitet war. Mit „Helene“ erschien auch endlich Dr. Gleim zur Übernahme der Geschäfte des Oberrichters und ein Arzt für Viktoria Dr. Dittmer. Ich arbeitete sehr viel mit Graf Oberndorf, den ich zu meiner Vertretung während meines nächsten Urlaubs ausersehen hatte. Allerhand Ereignisse wechselten sich nun ab. Ein Besuch des Grafen Oriola mit Leutnant Kranzbühler vom „Habicht“ erfreute mich besonders; die Herren machten unter Führung des vortrefflichen Sani eine Bergbesteigung, bei der sie sehr nass wurden, da es oben schon ganz erheblich regnete; Herr von Besser kam von unten und meldete, dass die Vermessung der Plantagen Sanji und Bibundi fertig sei; gleichzeitig brachte er die Hiobspost, dass Bornmüller infolge eines in Bali gehaltenen Fiebers schwer erkrankt sei. Am 22. Mai, am Pfingstmontag, erschoss sich der Wegeaufseher Hemmerlé ohne ersichtlichen Grund, anscheinend aus Schwermut; H. war Elsässer und in die Fremdenlegion eingetreten, um aus einer unglücklichen Ehe herauszukommen; mit einem Bataillon Fremdenlegion hatte er den Dahomey-Feldzug mitgemacht, war nach Beendigung desselben

im Lande geblieben und von mir etwa seit Jahresfrist als Aufseher beim Wegebau angestellt. Ein Leopard trieb Nachts sein Unwesen auf der Sennerei, ohne indessen Schaden anzurichten und verschwand wieder, ohne dass auch die eifrigsten Jäger seiner habhaft geworden wären. Ich schoss bei dieser Gelegenheit eine grosse Eule und einen Habicht, der die auf der Sennerei angekommenen Küken bedrohte. Am 31. Eilpost aus Kribi: Kommandeur v. Kamptz meldet die Einnahme von Tibati — das erfreuliche Ereignis wird von mir telegraphisch nach Berlin weiterberichtet. Somit war nicht nur das Wutereich endgültig der deutschen Herrschaft unterworfen, sondern auch die deutsche Flagge im Süden von Adamaua mit Erfolg gezeigt und durch Anlage der von Yaunde aus vorgeschobenen Station Jokó dort fester Fuss gefasst. Mit Leitung der Station Jokó wurde Oberleutnant Nolte betraut. Leider war die Truppe immer noch viel zu schwach, um den ihr gestellten Aufgaben in vollem Masse gerecht werden zu können. Erst für 1900 war der Etat auf folgenden Stand zu bringen: Kommandeur mit Stab, Adjutant, 3 Ärzte, 3 Unteroffiziere, 2 Kompagnien mit zusammen 9 Offizieren, 17 Unteroffizieren, 568 farbigen Soldaten.

Und damit sollten nicht nur die stets aufsässigen Urwaldstämme, sondern auch die Fullahreiche in Nordadamaua und bis zum Tshadsee unterworfen und befriedet werden. Ich hatte zwar längst eine weitere erhebliche Verstärkung der Truppe beantragt, durfte diese aber erst für 1901 erwarten. Bis dahin musste eben langsam und systematisch vorgegangen werden; ich legte damals nach dem Muster der ersten Chefs der Ostindischen Kompagnie ein schwarzes Buch an, in welches die Missetaten der einzelnen Häuptlinge oder Stämme chronologisch eingetragen wurden, um dann nach dieser Liste, immer da, wo es am nötigsten schien, strafend einzugreifen. Auch Dr. Preuss verliess mitunter seinen schönen Botanischen Garten, um oben bei den Anlagen auf der Station mit seinem Rate helfend einzugreifen. Zur Aufbesserung der Weideflächen auf der Sennerei hatte ich einen Versuch mit Luzerne gemacht, die prächtig gedieh und perennierte. Der am 5. Juni eintreffende Dampfer „Eduard Bohlen“ brachte für die Truppe Hauptmann v. Dannenberg vom 3. Garderegiment z. F. und für das Gouvernement Assessor Freiherr v. Malsen, für Viktoria endlich den langersehten Regierungsarzt Dr. Thorn. Malsen behielt ich zunächst bei mir in Buea, um ihn einzuarbeiten; für später war ihm das Bezirksamt Kribi bestimmt. Wir befanden uns jetzt mitten in der Regenzeit,

trotzdem aber herrschte zwischen Viktoria und Buea ein ständiger reger Verkehr. Am 3. Juni ritt ich mit Malsen nach Viktoria und blieb bis zum 14., da dort eine Menge Arbeit meiner harrete; besonders war es nötig, von Zeit zu Zeit in das Verhältnis zwischen Bezirksamt und Plantagen einzugreifen, um Schwierigkeiten und unnötige Härten zu vermeiden und auch den jungen, aufstrebenden Pflanzungen in der Arbeiterfrage die so dringend nötige Unterstützung zuteil werden zu lassen. Als am 9. „Adolf Woermann“ einlief, herrschte so hoher Seegang auf der Reede, dass der Bootsverkehr recht gefährlich war und teilweise unterbrochen werden musste. Auch S. M. S. „Habicht“ hatte am nächsten Tage darunter zu leiden, trotzdem kam Graf Oriola an Land und übernachtete bei mir; am 11. schiffte sich Oriola bei Sturm, Regen und haushoher See wieder ein; bald darauf liess die See dann so nach, dass „Habicht“ am 12. eine sehr interessante Schiessübung abhalten konnte. Nach einem kurzen Besuch in Kriegsschiffshafen, wo mir Friederici mit gerechtfertigtem Stolz sein neues ausgedehntes Vorwerk „Wasserfall“ zeigte, dessen junge Kakaopflanzen einen auffallend kräftigen Wuchs aufwiesen, fuhr ich mit „Habicht“ nach Duala, wo ebenfalls wieder viel Arbeit vorlag. Am 17. meldete sich, von Süden kommend, Dominik, der von den Ereignissen in Wute-Adamaua sehr interessant erzählte und einen Heimatsurlaub antreten sollte. Der lebhafteste und sehr intelligente Assessor v. Malsen hatte sich schnell in die eigenartigen Verhältnisse hineingearbeitet und einige Spezialaufträge, Palaver mit Häuptlingen u. dgl., so vortrefflich erledigt, dass ich ihn in diesen Tagen mit der „Nachtigal“ unbedenklich als Bezirksamtsmann nach Kribi schicken konnte. Die starke Regenzeit fesselte uns alle viel ans Haus; ein besonders reger Verkehr herrschte zwischen „Habicht“ mit seinem stets gut gelaunten Kommandanten Graf Oriola, dem Gouvernement und dem Ehepaar Hermann und Anna Jäger, welche den schönen Neubau der Firma Woermann auf der Jossplatte bewohnten und den geselligen Mittelpunkt der Kaufmannschaft bildeten. Am 4. August spendierte ich die „Nachtigal“ zu einer Fahrt nach Tonne E, der Liegestelle der schwer beladenen heimwärts fahrenden Woermandampfer, wenn sie die Flussbarre bei der Jossspitze nicht passieren konnten. Eine Anzahl heimkehrender kranker Missionare hatten mich um die „Nachtigal“ gebeten in Anbetracht des schlechten Wetters; wir fuhren aber alle mit, Oriola, Brauchitsch, Jägers und verschiedene Offiziere, um auf dem Dampfer „Eduard Bohlen“ den kleinen Elefanten zu be-

wundern, den Dominik im Yaundeland gefangen hatte und mit nach Hause nahm; dank der Fürsorge des trefflichen Kapitäns Iversen ist das kleine Tier auch glücklich hinüber gekommen und als erster deutscher Elefant in den Berliner Zoologischen Garten eingezogen. Am Abend desselben Tages traf „Aline Woermann“ ein mit allerhand interessanten Neuigkeiten; Bezirksamtman Böder war in Viktoria mit Pferden und Maultieren glücklich gelandet; aus Berlin schickte man mir zur weiteren Unterstützung den Assessor Freiherr von Gagern, der durch sein frisches offenes Wesen und seinen fränkischen Humor im Sturm alle Herzen gewann und sich als Kolonialbeamter ebenso wie sein Landsmann Malsen ganz hervorragend bewährte. Die gleiche Post brachte mir einen Brief von Exzellenz Freiherr v. Soden aus Stuttgart, der seinen Besuch für Ende des Jahres anmeldete. Am 10. musste ich, so schmerzlich mir dies auch war, die „Nachtigal“, mit viel Kohlen und Material beladen, nach S. Paolo de Loanda schicken, um dort ins Dock zu gehen; die notwendig gewordene Grundreparatur konnte auf dem Slip in Duala nicht gemacht werden und in Loanda befand sich damals das einzige Dock an der Westküste von Afrika. Ich war damit aber mindestens auf sechs Wochen ohne das einzige mir zur Verfügung stehende Seeschiff, eine Lage, die unter Umständen verhängnisvoll werden konnte. Ich machte daher damals im Hinblick auf diese Zustände einen ausführlich begründeten Bericht an die Kolonialabteilung, in dem ich um Bewilligung eines zweiten grösseren Seedampfers bat.

Zur Abfassung längerer Berichte, wie auch solcher über die Weiterentwicklung der Kolonie, Verstärkung der Truppe, Ausdehnung des Stationsnetzes, Handelsverhältnisse und Plantagen, brauchte ich mehr Ruhe, als ich mir auf der Jossplatte, wo ich fortwährend durch persönliche dienstliche Rücksprachen in Anspruch genommen war, gönnen konnte; ich beschloss daher, eine Zeitlang in dem von Brauchitsch neu erbauten, in der gesunden Seebrise auf einer Sanddüne liegenden Jagdhaus Malimba Aufenthalt zu nehmen und während dieser Zeit mittels der beiden Flussdampfer „Soden“ und „Mungo“ eine regelmässige Verbindung mit Duala aufrecht zu erhalten. Ich schiffte mich, begleitet von Graf Oriola und unserer persönlichen Dienerschaft, am 19. frühmorgens auf Dampfer „Soden“ ein; „Soden“ ist ein geräumiger Heckraddampfer, der selbst schwer beladen einen Tiefgang von nicht über 50 cm hat, auf dem Arbeitsdeck und in Bunkern eine Menge Ladung und Personal mitnimmt

und auf seinem geräumigen, mit Sonnensegel versehenen Promenadendeck, auf welchem zwei Schnelladekanonen den Charakter eines Flusskanonenbootes markieren, für mitreisende Europäer einen äusserst angenehmen und luftigen Aufenthalt bietet; so manches Mal habe ich auf meinen Spritzfahrten, wenn das Unterkommen an Land gar zu ungemütlich war, an Bord des „Soden“ übernachtet. Es wehte an diesem Morgen eine leichte Landbrise und ein feiner Staubregen färbte Luft und Wasser in dem sich weithin dehnenden Kamerunbecken grau in grau; nach ruhiger Überfahrt mussten wir bald nach Einlaufen in den Kwakwa-Arm wegen zu flachen Wassers einen unfreiwilligen mehrstündigen Aufenthalt nehmen — Ebbe und Flut üben hier noch einen sehr starken Einfluss auf den Wasserstand aus. Bald zerriss die frisch einsetzende Seebrise die Nebelschleier, und die Sonne erschien am blauen Himmel; bei der Einfahrt in den breiten Sanaga packte uns ein ungewöhnlich starker Strom, so dass wir erst um 5 Uhr nachmittags vor der Missionsstation Marienberg zu Anker gingen. Am nächsten Morgen hatten wir bei klarem Wetter eine schöne, wenn auch etwas langsame Fahrt nach Edea, da der Strom infolge der starken Regenzeit und der grossen Wassermengen der Edeafälle sehr angeschwollen war und seine Ufer teilweise überflutete. In Edea fanden wir alles in guter Ordnung vor und unternahmen die üblichen Bootsfahrten nach den Nord- und Süd-Fällen, die zu dieser Zeit einen sehr imposanten Anblick darboten; meilenweit hörte man das Gedonner der breiten Wassermassen und turmhoch schwebte der weisse Wasserdampf in den Äther. In sausender Fahrt ging es am 22. stromab nach Malimba, welches wir in nicht ganz vier Stunden erreichten; da uns überdies noch eine stramme Seebrise entgegenwehte, so sassen wir die ganze Zeit über an Deck in unsere Mäntel eingehüllt, ein merkwürdiger Anblick im tropischen Afrika; gierig atmeten die verweichlichten Lungen die frische, würzige Seeluft ein. In Malimba erfreuten wir uns zunächst an dem von Brauchitsch auf hohen steinernen Pfeilern sehr zweckmässig erbauten Jagdhause, welches zwei grosse Zimmer mit breiter, umlaufender und durch Jalousien geschützter Veranda enthielt und durch einen gedeckten Gang mit Küche und Badezimmer verbunden war; zur ebenen Erde zwischen den Pfeilern war noch eine Vorrats- und Gerätekammer eingemauert und ganz in der Nähe befanden sich mehrere solide Bambushütten für unser schwarzes Volk, so dass tatsächlich für alles gesorgt war und der Aufenthalt sich sehr angenehm gestaltete. Kaum einge-

troffen, empfing ich einen Eilboten von Malsen aus Kribi, der von Unruhen der Bulistämme im Hinterlande seines Bezirks berichtete. Ich gab ihm den Rat, recht sorgfältig aufzupassen und ja beizeiten weitere Neuigkeiten zu melden; im übrigen legte Malsen selbst den Gerüchten offenbar keinen sonderlichen Wert bei. Am Nordarm der Malimbamündung wohnte in einer Strandfaktorei der Woermann-agent Kapitän Lütge, der uns bald nach unserer Ankunft bei Wind und Regen in seiner Gig besuchte und mit dem ich dauernd gute Nachbarschaft hielt, schon wegen der in der Nähe seiner Faktorei im Meer liegenden Austernbänke. Am 25. fuhr Graf Oriola mit „Soden“ nach Duala zurück, so dass ich nun Musse für meine Arbeiten gewann. Abwechslung brachte mir hin und wieder ein Pürschgang — gleich das erstemal erlegte ich eine Tauchergans, eine Schnepfe und sieben grüne Tauben, fand auch Elefanten- und Antilopenspuren, ohne jedoch die Tiere zu Gesicht zu bekommen. Am 28. besuchte mich der aus dem Innern kommende Privatforscher Conrau und erzählte mir allerlei Interessantes aus der Baligegend; er beabsichtigte jetzt wiederum über Mundame, Bakossi, Batom, Bali und weiter zu marschieren; ich gab ihm für diese Reise allerhand halbamtliche und geheime Aufträge mit und forderte ihn auf, mich zu Weihnacht in Buea zu besuchen, und mir Bericht zu erstatten. Da aber Besuche immerhin an diesem durchaus einsamen Strande selten, so kam ich hier dazu, stille Abendstunden zur Erholung und Abwechslung auch einmal wieder der Lektüre zu widmen und Homer, Horaz, Wilhelm Busch u. a. mussten aus dem wohlverschlossenen eisernen Koffer hervor. Mit dem nächsten „Soden“ kamen Brauchitsch und Gagern mit viel Post; das Wetter blieb im wesentlichen kühl und windig mit Regenschauern. Am 1. September schickte ich Gagern auf „Soden“ zurück, während Brauchitsch bei mir blieb. In den ersten Septembertagen hatten wir ständig Sturm und Regenböen, so dass man kaum aus dem Hause konnte. Am 6. machten wir einen Gang auf einem von Brauchitsch sehr praktisch angelegten Pürschwege nach dem Lottefluss und sahen hierbei einen Elefanten, zwei Antilopen, zwei Adler und viele Papageien und Tauben, ohne jedoch zu Schuss zu kommen. Am 9. kam während des ersten, gleich ziemlich heftig einsetzenden Gewitters der Dampfer „Mungo“ mit einem Reiseboot und Post; des Abends schoss ich im Uferwalde etwa eine halbe Stunde vom Hause entfernt drei Perlhühner und ein Wildschwein. Das Reiseboot wurde mit dem Waldhüter Etinga nach der Lottemündung geschickt,

Brauchitsch und ich marschierten am 16. eben dorthin, und schlugen unser Zelt auf einem Lagerplatz am Strande auf. Elefantenspuren fanden sich überall, und abends sassen wir noch lange auf und sahen zu, wie der aufgehende Mond die Kämme der Brandung versilberte und lauschten dem Brausen der nächtlichen See. Mit dem Schlaf darauf war es aber übel bestellt, denn um Mitternacht zog ein schweres Gewitter über uns hin, dem unser Zelt glücklicherweise Stand hielt. Noch vor Sonnenaufgang waren wir am nächsten Morgen im Boot und ruderten eifrig und still den Fluss hinauf. Schon nach einer halben Stunde machte uns unser schwarzer Steuermann auf ein Geräusch im rechtsseitigen Ufergebüsch aufmerksam, welches sich deutlich von dem dumpfen Rauschen der jenseits des Busches befindlichen Brandung unterscheiden liess; ich kommandiere „auf Riemen“, und schweigend halten die Bootsjungen die langen Riemen wagerecht aus dem Wasser; alles horcht gespannt in die Morgenstille hinein; da ertönt plötzlich nicht weit vor uns im Busch ein greller Schrei, die Trompete eines Elefanten. Vorwärts schiesst auf meinen Ruf das Boot, um die nächste Biegung herum — da bricht etwa 80 Schritt vor uns ein starkes Tier mit kräftigen Stosszähnen aus dem Busch ins Wasser und versucht, schwimmend und watend das andere Ufer zu gewinnen. Einige wohlgezielte Schüsse aus unsern beiden Büchsen, und langsam rutscht das gewaltige Tier vom andern Ufer zurück und schwimmt verendet uns entgegen. Unter grossem Jubel der Leute wird der Körper angeseilt und nach unserm Lagerplatz zurückgeschleppt, wo dann das übliche, blutige und schreckliche Schlachtfest beginnt. Wir brachten Kopf und Zähne in Sicherheit und überliessen das andere unsern Schwarzen, die dann auch gegen Abend mit Boot und Beute am Jagdhaus eintrafen, während wir den Fussmarsch vorgezogen hatten. In den nächsten Tagen konnte ich noch eine Antilope auf die Decke legen und einige Perlhühner und Tauben schiessen. Nachdem aus Kribi von Malsen beruhigende Nachrichten eingetroffen waren, verliessen wir am 21. Malimba mit dem „Mungo“ und trafen, begünstigt von sehr gutem Wetter, frühzeitig nachmittags in Duala ein, wo S. M. S. „Habicht“ zu unserm grössten Erstaunen gerade „klar zum Gefecht“ übte; er hatte telegraphische Ordre bekommen, sich sofort nach Swakopmund zu begeben und gerade Dynamit und andere gefährliche Sachen an Bord genommen. Wir ergingen uns in Kombinationen, was dort unten wohl los sein könnte — wir ahnten ja noch nichts von der Tragödie, die in

Deutsch-Südwestafrika ihren Anfang genommen hatte. Aus Viktoria kam eine Meldung, nach welcher Leutnant v. Queis von feindlichen Eingeborenen bedroht sei; eine spätere Meldung besagte dann, dass es ihm gut gehe und er an den Crossschnellen seine Station baue; diese Nachrichten waren von der Zollstation Rio del Rey, von ihm selbst weder Brief noch Botschaft. Da ich doch beunruhigt war, ersuchte ich mangels aller andern Mittel den Forscher Conrau, der sich noch in Duala befand, auf seinem Marsche zunächst in die Nähe von Queis vorzudringen und ihn nötigenfalls zu unterstützen. Schon nach kurzer Zeit erhielt ich von Conrau die erfreuliche Nachricht, dass sich Queis wohlauf befinde.

Am Sonntag den 24. sass ich abends allein im Gouvernementsgebäude; ich fühlte mich nicht recht wohl und hatte deshalb eine Abendeinladung zu Jägers ausgeschlagen. Plötzlich erschien bei mir der erste Offizier der „Helene Woermann“, den der Kapitän von Tonner aus mit der Dampfpinasse flussauf geschickt hatte und meldete mir sehr aufgeregt, dass die Bulistämme in hellen Haufen zur Küste gekommen seien und den Ort Kribi angegriffen hätten; schleunige Hilfe sei dringend notwendig. Da war wirklich guter Rat teuer — die ganze Schutztruppe in Südadamaua, und auf der Jossplatte gerade noch zehn Soldaten und etwas unausgebildete Polizei. Während ich noch mit Gagern und dem bewährten Polizeimeister Biernatzki Kriegsrat abhielt, erschien auch noch die ehemalige Schwester Margarete Leue, jetzt verheiratet mit dem Kaufmann Hesse in Kribi, die ebenfalls mit „Helene Woermann“ gekommen war, und beschwor mich, das Leben ihres Mannes und der übrigen Europäer in Kribi zu retten. Ich liess noch in derselben Nacht die „Nachtigal“ klar machen und sandte mit ihr am nächsten Morgen ganz früh Gagern, Biernatzki, Unteroffizier Schumann und 50 Mann nach Kribi mit dem Befehl, sich dem Bezirksamtmanne Freiherrn von Malsen zur Verfügung zu stellen und Kribi auf alle Fälle zu sichern. Gleichzeitig begab sich auf mein Ersuchen S. M. S. „Habicht“ nach Kribi zur Unterstützung der Aktion an Land. Vom Major von Kamptz erhielt ich inzwischen die gute Botschaft, dass er Tibati zum zweitenmal besetzt, den unruhigen und unzuverlässigen Lamido Mohama durch einen der Regierung ergebenen geeigneten Mann aus derselben Familie ersetzt habe, dass im übrigen in dem von ihm durchzogenen Gebiete alles ruhig sei und er sich selbst auf dem Rückmarsch zur Küste befände. Auch bis zu Herrn von Kamptz war die Nachricht von dem Buli-

aufstande gedungen; er hatte infolgedessen eine Kompagnie in Eilmärschen vorausgeschickt, die aber viel zu spät kamen, um noch eingreifen zu können. In Kribi hatte sich inzwischen folgendes ereignet. Die unruhigen Bulihäuptlinge, schon lange nach den Schätzen der Küstenfaktoreien lüstern, hatten sich zusammengerottet und einen direkten Überfall auf das nahezu schutzlose Bezirksamt und Dorf Kribi ausgeführt. Durch Spione davon unterrichtet, dass dem Bezirksamtmann in Kribi nur wenige Polizisten zur Verfügung standen und die Truppe im Innern beschäftigt war, glaubten sie wohl, und nicht ganz mit Unrecht, dass die Gelegenheit zur Ausführung dieses Streiches besonders günstig sei. Während die Europäer immer noch nicht recht an die unglaubliche Frechheit der Eingeborenen glauben wollten, und es für ausgeschlossen hielten, dass sie je eine Küstenstation angreifen würden, brachten die feigen Mabea und Kribileute ihre Habseligkeiten zum Strande, um beim ersten Herannahen der Buli in Kanus aufs Meer zu entfliehen. Über die weiteren Vorgänge berichtet sehr anschaulich der Superior der Pallotinermission P. Schwab wie folgt:

„Der Kribifluss teilt Kribi in zwei Teile. Auf der linken Seite des Flusses wurden die Buli erwartet, und da dieselben des Schwimmens unkundig sind, so hielt man sich mit Recht auf der rechten Seite des Flusses gesicherter. Auf der linken Seite, gerade da, wo die Brücke die beiden Dörfer miteinander verbindet, liegt auf einer kleinen Anhöhe unsere Station mit einer grossen Kirche, mit unserem Wohnhaus, Schule, Werkstätten und sonstigen Gebäuden. Da, wo der Fluss ins Meer mündet, steht ebenfalls auf der linken Seite des Flusses auf einer Anhöhe, im Rücken von prächtigen Palmen umgeben, das Schwesternhaus mit Kapelle und Schule. Wir hatten an 100 Jungen und 30 Mädchen in Pflege und Unterricht. Am Freitag, den 22. September, gegen Mittag, teilten mir fliehende Buambeleute mit, dass das 1½ Stunden entfernte Buambe, wo wir eine Kirche mit Wohnhaus und Schule hatten, von den Buli besetzt und in Brand gesteckt sei. Jetzt zweifelte niemand mehr, dass sie auch hierher kommen würden. Ich rettete, was zu retten war. Zunächst eilte ich zu den Schwestern, welche ihr Haus an der äussersten Spitze gegen Buambe haben, brachte das Allerheiligste in Sicherheit und führte die drei Schwestern mit ihren Mädchen auf unsere Station. Ich hatte diese noch nicht erreicht, als man schon die dumpfen Schüsse der Buli hörte. Um sicherer zu gehen, schickte ich die Schwestern auf die andere

Seite des Flusses. Inzwischen waren die Buli angekommen und schon im Räubern begriffen, als ihnen der Bezirksamtman v. Malsen mit seinen sieben schwarzen Soldaten entgegenrückte und sie nach dreistündigem heldenmütigen Kampfe zurücktrieb. Die Buli hatten Gewehre, welche sie mit Nägeln, Drahtstückchen und Splintern aus zerschlagenen eisernen Töpfen luden. Es blieben fünf Buli tot, drei Soldaten von uns wurden verwundet. Die Batangabevölkerung (Küstenbevölkerung) zeigte sich feige und unterstützte uns nur wenig. Der nächste Tag brachte den Buli acht Tote, ein Spion wurde eingefangen und aufgehängt. An diesem Tage kam ein Woermannsdampfer, der in grösster Eile nach Kamerun lief, um Hilfe zu holen; mit diesem gingen auch unsere drei Schwestern fort. Leider kam er zu spät. Die Buli holten Verstärkung und drangen mit aller Macht gegen Kribi vor, ihre Schüsse krachten von allen Seiten. Bruder Bernard erhielt einen Streifschuss am Kopf und kurz darauf Baron v. Malsen einen Schuss in den Rücken, beide Schüsse sind ungefährlich. Herr v. Malsen hatte sich zum Schutze der Mission und auch um den Übergang über die Brücke zu verhüten, mit seinen sieben Soldaten hinter der Mission aufgestellt; die übrigen Weissen standen zum Teil auf der Brücke und im Hofe der Mission. Nur wenige Stunden gelang es, den Feind hinzuhalten, er kam in grosser Übermacht, man musste die Mission preisgeben und sich auf die Brücke zurückziehen. Vorsichtshalber wurde ein Stück der Brücke abgebrochen. Ein Soldat wurde noch verwundet, so dass wir nur noch sechs hatten. Während dieser Zeit, trotz des heftigsten Feuers auf die Buli, begannen diese die jetzt preisgegebene Mission aufs Gründlichste zu plündern. Das Dorf war inzwischen in Brand gesteckt worden, glücklicherweise blieb die Mission davon verschont. Allerdings wurde sie arg zugerichtet. Fenster und Türen wurden eingeschlagen, was nicht niet- und nagelfest war, wurde vernichtet oder mitgenommen. Die Buli kamen mit Weib und Kind. Die Weiber beförderten die geraubten Gegenstände in grösster Eile in den Busch. Nicht ein Messgewand noch Stola blieb übrig. Kirchenwäsche und alles Tragbare wurde mitgenommen oder zerstört; wir mussten ruhig zusehen, wie alles fortgetragen wurde. Unser Pferd wurde im Stalle abgeschlachtet. Auch die Faktoreien des diesseitigen Ufers wurden geplündert, obgleich es manchem Buli das Leben kostete. Das Schwesternhaus war schon am Freitag ausgeplündert und vieles demoliert. Die Verwüstungen in der Kirche taten mir um so mehr leid, als wir mit

den vor einiger Zeit begonnenen Ausbesserungen nahezu am Ende waren. Nicht besser erging es unserer Nebenstation Buambe. Wo unsere Kinder alle hingeraten sind, das weiss der liebe Gott, verteidigen konnten wir sie nicht länger, und so schlossen sie sich dem fliehenden Volke an. Wir waren so in die Enge gedrängt, dass wir fürchteten, bald ebenfalls in unseren Booten fliehen zu müssen. Gott sei Dank, es kam nicht so weit; der Woermannsdampfer, welcher die Schwestern nach Kamerun brachte, kehrte mit 60 Mann Soldaten zurück. Dies war unsere Rettung. Die kampfeslustigen Soldaten stürzten sofort in das Dorf und verfolgten die Buli bis tief in die Nacht. Diese hatten aber schon einen grossen Vorsprung, so dass die Soldaten nur noch zwei Feinde niedermachten; ein Buliknabe wurde eingefangen.“

Der jugendliche Freiherr v. Malsen bewies bei dieser Gelegenheit in ganz hervorragendem Masse Mut, Tatkraft und Umsicht; die Art und Weise, wie er für seine Schutzbefohlenen sorgte und mit seinen sieben Polizisten dem Ansturm der wilden Horden stand hielt, bis Hilfe eintraf, verdient die höchste Anerkennung. Besonders zeichnete sich auch der P. Schwab aus, der ungeachtet des feindlichen Feuers Herrn von Malsen Munition zutrug und tapfer an seiner Seite focht; es wurde ihm hierfür der Kronenorden IV mit Schwertern verliehen, eine Auszeichnung, die sonst wohl kein anderer katholischer Geistlicher besitzen dürfte. Am 27. kehrte die „Nachtigal“ mit der Nachricht zurück, dass die Bulihaufen zurückgeschlagen seien und sich wieder in ihre Wälder geflüchtet hätten. Am nächsten Tage schickte ich die „Nachtigal“ wieder nach Kribi mit mehr Munition, dem farbigen Lazarettgehilfen Bimba und dem Präfekten Vieter, der sich pflichttreu seine verwüstete Missionsstation ansehen wollte. Am 30. kehrte Gagern zurück mit der Nachricht, dass in Kribi alles wieder in Ordnung und Malsens Verwundung nicht erheblich sei. Trotzdem schickte ich als weitere Verstärkung noch 15 zusammengelesene Schutztruppensoldaten hin und traf die Anordnung, dass so bald als möglich nach Rückkehr der Truppe die Unterwerfung der Bulistämme und des gesamten unruhigen Hinterlandes der Kribi- und Batangaküste in Angriff zu nehmen sei. Der am 4. Oktober eintreffende Woermannsdampfer brachte weitere zehn Stück Allgäuer für die Sennerei in Buea, sowie als Stationsbeamten Herrn Lorenz von Krosigk, der sich bald zu einer der brauchbarsten Stützen des Gouvernements heranbildete. Mit ihm, Graf Oberndorf und dem Ehepaar Jäger unternahm ich am

7. und 8. mit dem Dampfer „Mungo“ eine Fahrt auf dem Wurifluss und suchte bei dieser Gelegenheit einen geeigneten Platz für die Station Jabassi aus, welche als Stützpunkt für die Erforschung der oberhalb der Wurischnellen gelegenen noch ganz unbekannten Gegenden dienen sollte; die Station, die später massiv ausgebaut wurde und treffliche Dienste leistete, liegt wunderschön auf den grünen Hügeln an den weisschäumenden Wurischnellen mit einem weiten Blick in das liebliche Flusstal hinab. Vom 14. bis 20. Oktober beschäftigte ich mich in Viktoria und Umgegend mit dienstlichen Angelegenheiten und besuchte die verschiedenen Plantagen, während ich die „Nachtigal“ mit Herrn von Krosigk nach Fernando Po entsandte, um Exzellenz von Soden abzuholen, der dort mit einem spanischen Dampfer eintreffen sollte. Am 21. ritt ich mit Böder und Gagern nach Buea hinauf, um mich dort wieder meiner gewohnten Tätigkeit hinzugeben. Während ich am 3. November gerade Besuch der Ehepaare Dietrich und Bizer, meiner Nachbarn von der Baseler Mission, bei mir hatte, traf der Forscher Conrau ein mit der Nachricht, dass Leutnant von Queis nun doch aus unaufgeklärten Gründen in Ekoroman im Ekoilande von Eingeborenen ermordet sei — eine weitere Nummer in der schwarzen Liste, ohne dass ich momentan irgend etwas unternehmen konnte. Am Sonntag, den 5. November brachte mir Krosigk zugleich mit dem Freiherrn von Soden Neuigkeiten: Die Niederlage der Engländer bei Ladysmith, die Genehmigung für mich, einen Heimatsurlaub anzutreten, und endlich die Bewilligung eines zweiten Gouvernementsdampfers. Herr von Soden wohnte bei mir, interessierte sich lebhaft für alles, half mir als passionierter Gärtner bei den Anlagen und besprach mit mir die Pflanzungsangelegenheiten und Personal- und Arbeiterverhältnisse. Am 7. November meldete sich bei mir der mit Woermannsdampfer eingetroffene Oberleutnant Siegfried von Bülow, der von den 18. Dragonern zur Schutztruppe versetzt war; er sollte sich unter Dominiks Leitung ausserordentliche Verdienste um Kamerun erwerben, um dann viel später in Südwestafrika gegen die Hottentotten zu fallen. Jetzt traf endlich auch die heiss herbeigesehnte Truppe wieder an der Küste ein; Kommandeur von Kamptz eilte alsbald zu mir nach Buea, um mir über alles Bericht zu erstatten. So interessant seine Erzählungen über seine ausserordentlich wichtige Expedition waren, so war mir das allerwichtigste in diesem Augenblick der Umstand, dass er im Hinblick auf die Etatsvermehrung der Truppe für das

nächste Jahr gleich 100 Yaunderekreten mitgebracht hatte, die schon leidlich ausgebildet waren und als geschlossene Kompagnie dem Kommando des inzwischen zur Truppe übergetretenen Hauptmanns von Besser unterstellt wurden. Mit dieser Kompagnie unternahm dann Ende des Jahres und Anfang 1900 Hauptmann von Besser seine erfolgreichen und blutigen Strafexpeditionen gegen die Bangwa und die Ekoistämme. Um Vorkommnissen, wie dem kürzlichen Überfall von Kribi, ein für allemal vorzubeugen, wurde dort eine Kompagnie unter Hauptmann von Dannenberg stationiert und mit Unterwerfung der Bulistämme beauftragt. Dies führte dann im Lauf des nächsten Jahres zur Gründung der Station Ebolova unter Siegfried von Bülow. Nur zu bald trennte sich Herr von Soden von Buea, dafür aber besuchte mich der Korpsstabsapotheker Bernegau, der sich in der Zukunft um die Kameruner Plantagen hoch verdient machte und durch seine Studien und Versuche wesentlich zu den Erfolgen der tropischen Landwirtschaft beigetragen hat. Seine Vorträge waren stets lehrreich und nutzbringend und in aller Stille hat dieser vortreffliche Mann grosse und wirksame Erfolge erzielt, die nicht nur Kamerun, sondern auch allen andern deutschen Kolonien heute noch zugute kommen. Zunächst hatte Bernegau das Verdienst, in der mangelhaften Reiskocherei den Hauptgrund der übergrossen Arbeitersterblichkeit auf den Plantagen zu erkennen und dem Übelstande durch Aufstellung fahrbarer Dampfkochkessel zunächst bei der W. A. P. V. abzuhelfen. Bernegau war mir häufig und lange ein lieber Gast, wie seine Besuche überall, wo er auch hinkam, grosse Freude erregten. Um diese Zeit las ich abends Passarges „Adamaua“ mit lebhaftem Interesse; wenn auch Passarge leider die Tshadseeländer nicht kennen gelernt hat, so ist sein Buch doch so vortrefflich geschrieben, dass es heute noch als ein klassisches Vademekum für Adamaua gelten kann. Im Dezember besuchte mich das Ehepaar Jäger auf längere Zeit, um sich in der frischen Bergluft von den Strapazen des heissen Küstenklimas zu erholen. Mit einer Anfang Dezember eintreffenden Post erhielt ich die Nachricht, dass Gouverneur Köhler aus Togo mit meiner Vertretung beauftragt sei, und dass Graf Oberndorf zu Köhlers Vertretung nach Togo gehen sollte. Ohne Rücksicht auf meinen Vorschlag und auf die Eigenschaften und die Ausbildung der beiden Beamten hatte man in der Wilhelmstrasse wieder einmal lediglich nach der Schablone dekretiert; danach musste der ältere Beamte auch die grössere Kolonie bekommen, also Köhler Kamerun.

Während aber nun Köhler in Togo ausgezeichnet auf seinem Posten war, konnte er in Kamerun mangels jeglicher Personen- und Landeskenntnis den dortigen Aufgaben in keiner Weise gerecht werden und holte sich lediglich den Keim zu seinem nach kurzem Urlaub später in Togo erfolgendem Tode; Graf Oberndorf aber verfiel tatsächlich aus Ärger über seine Versetzung in die ihm wildfremde Togokolonie in ein hitziges Gallenfieber, welches immer wiederkehrte und schliesslich in Togo seinen Tod herbeiführte.

Überhaupt schloss das Jahr nicht sehr erfreulich für mich. Auf den 18. Dezember hatte sich mein englischer Nachbar Sir Ralph Moor bei mir angesagt, um mit mir Grenzregulierungsangelegenheiten zu besprechen und mich schriftlich gebeten, unsere Zusammenkunft auf halbem Wege zwischen Viktoria und Buea auf dem dort am Wege gelegenen Gehöft Sachsenhof zu veranstalten. Ich hatte dies bereitwilligst zugesagt und mich morgens um $\frac{1}{2}8$ mit meiner Begleitung, Leutnant Schmidt u. a. von Buea aus in Trab gesetzt, als ein paar hundert Schritt vom Hause entfernt meine junge, noch wenig durchgerittene Teneriffastute an einer steilen, steinigen Stelle des Weges ausglitt und sich überkugelte; ich flog in den Wegegraben, und spürte sofort einen heftigen Schmerz in der rechten Schulter, der ein Weiterreiten unmöglich machte; ich entsandte Schmidt an Sir Ralph und liess ihn bitten, nun doch heraufzukommen; ich selbst kehrte in einer Hängematte zurück und legte mich hin in Erwartung des eiligst heraufbeordneten Regierungsarztes aus Viktoria, der dann wirklich auch abends um $\frac{1}{2}7$ eintraf. Mein Arm war aus dem Gelenk gerissen und musste mit Gewalt in die normale Lage zurückgedrückt werden. Noch am Vormittag war mein englischer Nachbar eingetroffen und sass bald an meinem Schmerzenslager, um stundenlang mit mir neue Grenzvorschläge zu besprechen, eine Unterhaltung, die unter obwaltenden Umständen alles andere als angenehm war. Sir Ralph hatte dann auch ein Einsehen, frühstückte mit meinen Hausgästen und begab sich wieder hinunter an Bord seiner Yacht „Ivy“; der arme Mann hatte seine Frau an Bord und es deswegen so eilig gehabt. Am 25. Dezember abermals eine Hiobspost. Conrau, welcher im Bangwalande reiste und sammelte, hatte sich mit seinen dortigen Gastfreunden überworfen, war gefangen und in einer Hütte eingesperrt. Er sandte mir diese Unglücksnachricht durch einen seiner Weyjungen auf einem mit Bleistift geschriebenen Zettel, indem er noch bat, ja keine Soldaten zu seiner Befreiung zu schicken, da er dann unfehlbar um-

gebracht werden würde. Ich schickte trotzdem unter einem sehr gewandten schwarzen Gefreiten eine Polizeipatrouille ohne Uniform aus mit dem Auftrage, sich vorsichtig dem Aufenthaltsort Conraus zu nähern und ihm doch vielleicht bei einem Fluchtversuch Hilfe zu leisten. Aber noch ehe diese Leute in seine Nähe kommen konnten, wurde der Unglückliche bei einem solchen Fluchtversuch von den Wilden erschossen. Weder in diesem Falle, noch bei der Ermordung des Leutnants v. Queis durch die Ekoi ist der wahre Grund und die näheren Umstände des tragischen Ereignisses je ganz aufgeklärt worden. Gegen Ende des Jahres beriet ich noch mit zwei vom Reichsmarineamt entsandten Wasserbautechnikern, Klie und Rust, ein grösseres Projekt über den Ausbau des Hafens von Duala und empfing am 31. nachmittags Bezirksamtmann v. Brauchitsch, der heraufgekommen war, um mir Sylvester feiern zu helfen und einige Tage frische Luft zu schnappen.

Die ersten Tage des neuen Jahres (1900) benutzte ich, um alles für die Übergabe an meinen Vertreter Gouverneur Köhler vorzubereiten und setzte ein Memorandum auf, welches in kurzen Zügen die wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit und die von mir daraufhin beabsichtigten Massnahmen enthielt. Am 4. Januar 1900 landete Köhler in Viktoria in Begleitung der Herren Geheimrat Wohltmann und Fr. Hupfeld. Wohltmann, damals noch Leiter des agrikultur-chemischen Instituts der Universität Bonn, widmete sich mit grossem Erfolge der Untersuchung der verschiedenen Böden des Schutzgebietes in der Nähe der Küste im Hinblick auf ihre Brauchbarkeit für Plantagenzwecke; er hat damit der Kolonie Kamerun bleibende Dienste erwiesen und seither durch Schriften und belehrende Vorträge ausserordentlich viel zur Kenntnis und richtigen Beurteilung der deutschen Kolonien beigetragen; Hupfeld, der bekannte und tätige Begründer der deutschen Togogesellschaft und der heutigen Plantage Kpeme, kam von Togo, um Kamerun kennen zu lernen. Ich schickte Leutnant Schmidt mit Reittieren hinunter, und am 6. trafen die drei Herren in Buea ein, welches eingehend besichtigt wurde und dessen Anlagen, besonders Sennerei und Gärten, lebhaft Zustimmung fanden. Im übrigen musste ich meine Gäste grösstenteils sich selbst überlassen, da meine Zeit durch Arbeit mit Köhler vollkommen in Anspruch genommen war. Von Hauptmann v. Dannenberg aus Kribi waren inzwischen gute Meldungen eingelaufen — er hatte mit den ersten Operationen gegen die Buli begonnen und bereits Erfolge erzielt. Ich begab mich

sodann mit Köhler nach Duala und machte ihn mit den dortigen Arbeiten und Geschäften bekannt; hier bereitete uns Hauptmann von Besser vor seinem Abmarsch nach Norden noch eine eigenartige Überraschung. Er stellte uns auf dem Exerzierplatz von Duala seine neue Yaunde-Kompagnie vor und zwar mit ausgetretenen europäischen Chargen; das ganze Exerzieren kommandierte der schwarze Feldwebel Musa, die Züge wurden von schwarzen Unteroffizieren geführt, und alles klappte tadellos, selbst der Parademarsch, ein Beweis, in wie hohem Grade sich diese Eingeborenen für das Soldatenhandwerk eignen. In Duala hatte sich im vorigen Jahre ein „Syndikat der am Kamerunfluss ansässigen Handelsfirmen“ gebildet, welches monatliche Sitzungen abhielt, um über die gemeinschaftlichen Handelsinteressen zu beraten und Beschlüsse zu fassen, der Anfang der späteren Handelskammer. Dies Syndikat, mit dem Köhler und ich eine gemeinsame Sitzung abhielten, bestand damals aus folgenden Firmen:

Deutsche Firmen: Woermann & Co., Kamerungeschäft, Jantzen & Thormählen, Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft m. b. H., Westphal, Stavenow & Co., Kamerun-Hinterland-Gesellschaft, Basler Missionshandlung, Baptisten-Missionsagentur;

Englische Firmen: R. & W. King, Rider, Son & Andrew, John Holt & Cie., A. Herschell & Cie., David Jones & Cie.

Bald waren die letzten Vorbereitungen für meine Abreise getroffen, am 17. übergab ich das Gouvernement an Köhler und begab mich nach einer herzlichen Abschiedsfeier abends an Bord der „Nachtigal“, begleitet von meinem stellvertretenden Adjutanten Leutnant Schmidt, der gleich mir einen Heimatsurlaub antrat. Um den allzu raschen Klimawechsel mitten im Winter zu vermeiden, hatte ich beschlossen, diesmal den französischen Postdampfer zu benutzen und meinen Reiseweg über Südfrankreich zu nehmen. Am 18. früh vor Sonnenaufgang befanden wir uns bereits auf offener See, vor Kribi wurde eine Stunde geankert, um Meldungen von Malsen und Dannenberg entgegen zu nehmen, und früh am 19. trafen wir im Hafen von Libreville ein, wo mich der Konsul Gebauer und ein französischer Administrateur empfingen und an Bord des „Thibet“ begleiteten, desselben französischen Dampfers, mit dem auch Dr. Seitz einst seine Heimreise bewerkstelligt hat.

„Thibet“ war ein älterer Dampfer der französischen Linie „Chargeurs Réunis“ von etwa 4000 Tonnen, seine Geschwindigkeit betrug nicht über 12 Seemeilen in der Stunde, dafür hatte er aber

kein elektrisches Licht, sondern recht übel riechende Öllampen, die hin und wieder auch durch Talgkerzen ersetzt wurden, und das einzige Badezimmer wurde als Aufbewahrungsort für die schmutzige Tisch- und Bettwäsche verwendet, war demnach unbenutzbar; sonst war alles, besonders das Essen und der Tischwein, recht gut, und der brave Kapitän Litardi, ein echter Sohn der Gascogne, stets in zuvorkommenster Weise für das Wohl seiner Passagiere besorgt. Die Passagiere bestanden ausser aus uns beiden aus französischen Offizieren, Beamten, Kaufleuten und Missionaren; Damen befanden sich ausser zwei Krankenschwestern nicht an Bord. Auf der Reede von Cotonu kamen noch einige Passagiere hinzu, unter ihnen zu meiner Freude der vortreffliche Bernegau, der hier Kolastudien betrieben hatte, und nun mit uns zusammen heim fuhr. Die markantesten Erscheinungen unter den Franzosen an Bord waren William Guynet, Délégué de l'Afrique Équatoriale française au Conseil supérieur des Colonies, Admistrateur Mounier, Schwager des mir aus meiner Togozeit so wohlbekannten Gouverneur Ballot und der Artillerie-Kapitän Ducet. Hier und zwei Tage später in Grand-Bassam bewunderten wir die kühn die Brandung überspannenden Landungsbrücken und feierten am 27. zu dritt in froher Stimmung Kaisers Geburtstag. Der arme Schmidt litt während der ganzen Reise entsetzlich an Tropengeschwüren und wurde mangels eines Schiffsarztes mit Erfolg von Bernegau behandelt, der überhaupt während der Reise, unterstützt von einem französischen Lazarettgehilfen und der allezeit hilfsbereiten anmutigen Schwester Viktorine, das ganze Schiff verarzete. Bei ruhiger See und grosser Hitze ging es nun vorwärts in dem eintönigen Einerlei einer ereignislosen Seefahrt; ein kurzer Halt in Conakry, wo wir einen kranken Passagier ausschifften, der trotz Bernegaus Fürsorge gleich im Boot starb. Hinter Conakry setzte ein heftiger Nordostwind ein, der die See aufpeitschte und uns verweichlichten Tropenmenschen eisig kalt vorkam; am 2. Februar gelangten wir in den Hafen von Dakar, wo es bitterkalt war und regnete; während das Schiff Kohlen einnahm, besuchten wir ein französisches Schulschiff und ein russisches Kanonenboot, die unweit von uns im Hafen lagen. Nun hinüber durch den Passat nach den Kanarischen Inseln. Der Passat blieb aber, eine grosse Seltenheit, ganz aus; statt seiner wehte eine südliche Brise, die sich bei unserer Ankunft in Las Palmas zum Sturm steigerte. Vorbei an drei englischen Kriegsschiffen, die auf dem Wege nach Kapstadt waren, zogen wir immer weiter nörd-

lich, nun begleitet von einer hohen von hinten auflaufenden Dünung, die das Schiff über 40° rollen liess. Unvergesslich war die Nacht vom 9. zum 10. Februar. Bei leichtbewegter, im Licht des Vollmondes glänzender See [passierten wir gerade um Mitternacht die Meerenge von Gibraltar und bewunderten die trotzigen Formen der stolzen Festung; rot leuchteten in dem Silberschein des Mondeslichts die Feuer von Kap Spartel, Tarifa und Tanger. Am Morgen bot die beschneite spanische Küste einen prachtvollen Anblick, im Hafen von Oran konnten wir einen halben Tag an Land gehen und einen flüchtigen Eindruck von dieser echt nordafrikanischen Stadt gewinnen. Als wir Oran verliessen, tobte wieder ein offenbar auf den Gipfeln des Atlasgebirges geborener Süd Sturm hinter uns her, der die uns begegnende „Ems“ des Norddeutschen Lloyd bis an die Mastspitzen in weissen Gischt hüllte. Zwischen den Baleareninseln Marjorka und Minorka hindurch fegte uns der rastlose Wind bis in den Hafen von Marseille hinein, wo wir im Grand Hotel Noailles gute Unterkunft fanden und abends im Theater — ausgerechnet in Marseille — Wagners Lohengrin genossen.

Kapitel VIII.

Wieder in Kamerun. — Aus R. Plehns Tagebuch, Gründung der Ngoko-Station. — R. Plehns Heldentod bei Dsgai. — Tod von Gagern und Malsen. — Besser am Cross-Fluss. — Unfall des „Habicht“, Buea. — Leutnant Lequis in Yaunde erschossen. — Strafexpedition unter Hauptmann v. Schimmelpfennig. — Meine Reise an den Cross-Fluss. — Wilde Bienen. — Station Nssakpe. — Grenzregulierungsarbeiten. — Rückmarsch, Johann-Albrechtshöh. — Arbeit in Buea; Plantagen. — Expeditionen, verschiedene. — Vorwerk Buea wird von W. A. P. V. gekauft; Hausbau. — Verwundung Dr. Meyers bei den Bumboko. — Oberstleutnant Pavel; Etat der Schutztruppe. — v. Schimmelpfennig †. — Bali-Gesandtschaften. — Dr. Esser. — Gesellschaft Nordwestkamerun. — Fernando Po. — Dominik u. v. Bülow; Instruktion. — Dominik über Yaunde. — Dominik u. Bülow nach Garna. — Beisetzung von Gagern. — Aufbruch der Expedition Pavel. — Musikkapelle. — Arnold Amsinck. — Heimreise über Madeira.

Am 15. November 1900 traf ich wieder in Kamerun ein und übernahm die Geschäfte von Gouverneur Köhler, der mir gleich mitteilte, dass er zwei von mir vorbereitete Jagdverordnungen erlassen habe; die eine verbot bei hoher Strafe das Einkreisen von Elefantenherden durch Feuer oder Zäune, ein bei den Eingeborenen bis dahin sehr beliebtes Mittel zur Vernichtung der Tiere, um mühelos das kostbare Elfenbein zu gewinnen, die andere richtete ein Jagdschongebiet südlich des Sannagaflusses ein. Sonst sah es in der Kolonie bunt genug aus. Jetzt erst lagen die ausführlichen Berichte Rudolf Plehns über seine Reisen, über die Anlage der Station am Ngoko, seine letzten Tagebuchblätter und die Beschreibung seines Todes vor, aus denen ich des grossen Interesses halber einige Auszüge hier folgen lasse. Über die Gründung der Station am Ngoko berichtet Assessor Dr. R. Plehn:

„Ende März des Jahres 1899 waren die Arbeiten auf dem für die neu zu gründende Station ausersehnen Hügel so weit vorge-schritten, dass das Lager der Expedition auf denselben verlegt werden konnte und am 1. April, dem Geburtstage Bismarcks, wurde die deutsche Flagge dortselbst im Beisein der Agenten des Holländischen Hauses und der Societé Anonyme Belge gehisst.

Es war zunächst nur ein etwa 25 m langer Bambusschuppen für die Arbeiter und Soldaten vorhanden, die Europäer wohnten in den Zelten. Es wurde nun eifrig an der weiteren Einrichtung der Station gearbeitet, das Niederschlagen des dichten Busches und das Aufräumen der abgeholzten Fläche sowie das Herbeischaffen des Bambus, aus dem die ersten Wohnungen und Vorrathshäuser hergestellt wurden, nahm viel Zeit und Arbeitskraft in Anspruch. Am Fuss des Hügels, an dem Landungsplatz der Station, wurde eine Ziegelei errichtet, um die weiteren Gebäude massiv aufzuführen zu können. Die Lebensmittel mussten zunächst von den mehrere Stunden entfernt wohnenden Nzimus eingekauft werden und hierzu waren beständig acht Leute der Station unterwegs.

Gegen Ende April waren die Arbeiten bereits erheblich gefördert, ein Vorrathshaus und ein Wohnhaus aus Bambus waren fertig, eine Fläche von etwa 200 m im Durchmesser freigehauen und grösstenteils geräumt, ein Garten von etwa 50 m im Durchmesser angelegt und mit Ananas, Bananen, Papaia sowie europäischen Gemüsen, die trefflich gedeihen, vollgepflanzt. Da die Lebensmittel von den Nzimu regelmässig und ohne Schwierigkeiten eingingen und die umwohnenden Ortschaften sich ruhig und der Station gegenüber durchaus freundlich und entgegenkommend verhielten, so konnte ich daran denken, die Station auf einige Zeit zu verlassen, um in dem neuen Bezirke Umschau zu halten. Es schien mir am wichtigsten, zunächst alle schiffbaren Flussläufe und ihre nächste Umgebung zu erforschen und zwar beschloss ich, mit dem Ngoko und seinen Nebenflüssen zu beginnen, da er zweifellos für uns wichtiger ist als der Sanga und es auch ganz besonders geboten schien, über die unsicheren und verwickelten Grenzverhältnisse im Süden des Bezirkes vor allem Klarheit zu verschaffen. Am 28. April übergab ich die Station an den Assistenten v. Lüdinghausen und brach mit dem Sanitätsunteroffizier Peter, einem Dolmetscher, 15 Soldaten und fünf Bangalaarbeitern der Société Anonyme Belge, die wenigstens einige Strecken des Ngoko kannten, in zwei Kanus vom Landungsplatz der Station auf und fuhr den Ngoko bergwärts. Es ging an dem grossen Misangadorf Tibundi am linken Ufer vorbei, dann nach etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden an einer kleinen Misanganiederlassung am rechten (französischen) Ufer. Von da ab ging es $2\frac{1}{2}$ Tage durch völlig unbewohntes Land, nur zahlreiche Jagdhütten, einfache Blätterschirme am Ufer zeigen an, dass diese Wildnis zuweilen vorübergehend von Jägern und Fischern bewohnt wird; so

trafen wir auch eine Jagdgesellschaft aus Kodiu am Bumba an, die sich anfangs sehr scheu zeigte, sich jedoch beruhigen liess und eine Menge geräuchertes Elefantenfleisch an uns verkaufte. Am 1. Mai erreichten wir den Zusammenfluss des Bumba und des Dscha, die von Norden und von Westen zusammenfliessend den Ngoko bilden. Ich möchte hier gleich bemerken, dass die Angaben der Flussläufe auf der Karte des grossen Kolonialatlas vollständig falsch sind; die Darstellung beruht wohl auf unklaren Erzählungen der Kaufleute. Der Dscha ist zweifellos der Hauptfluss, der den von Norden kommenden nur wenig kleineren Bumba in sich aufnimmt. Vom Zusammenfluss ab wird der Fluss Ngoko genannt, ein Name, der oberhalb desselben niemals angewandt wird. Ich glaube, es ist zu empfehlen, dass diese Nomenklatur beibehalten wird.

Der Bumba ist an seiner Mündung etwa 100, der Dscha an derselben Stelle etwa 150 m breit. Der ausserordentlich reissende Bumba, der viele Schnellen hat, ist bei den Bangella nur unter dem Namen mayi makassi (reissendes Wasser) im Gegensatz zu dem ruhiger fliessenden Dscha bekannt.“

Plehn ist dann viel im Lande umhergereist und hat dasselbe nach allen Richtungen hin erforscht, soweit es die ihm zur Verfügung stehenden Mittel getatteten, und hierüber interessante und eingehende Berichte eingesandt. Ich lasse hier einen Auszug aus seinen Tagebüchern folgen, dem ein Bericht des Sanitätsunteroffiziers Peter beigelegt ist.

„Nach meiner Ankunft in Molundu am 12. Oktober 1899 wurden sämtliche Sachen gelandet und in einem grossen Zelt untergebracht. Der folgende Tag verging mit Packen und Vorbereiten der für meine Reise erforderlichen 20 Lasten. Am 14. Oktober früh brachte der Dampfer ‚Major Cambier‘ zuerst Sanitätsunteroffizier Peter mit dem grössten Teil der Expedition, dann mich mit dem Rest den Bumba hinauf bis Godju. Mittags 12 Uhr war die Expedition vollzählig zusammen und marschierten wir, nachdem die Expedition auf das linke Bumbaufer übergesetzt war, nach Dangolo, wo wir um 6 Uhr ankamen. Am 15. Oktober marschierten wir weiter und erreichten nach einem ungemein beschwerlichen Marsch das Dorf Ginda. Zwei meiner Träger erkrankten mir schon hier infolge der Strapazen des ersten Tages so bedenklich, dass ich sie zurücklassen musste, was mir bei der Freundlichkeit der Eingeborenen kein Bedenken erregte. Ich empfahl sie der Obhut des Chefs und ersuchte den mich bis hierher begleitenden Clerk der Gesellschaft Süd-Kamerun,

Money, sich gleichfalls der Kranken anzunehmen. Durch den Verlust der beiden Träger war ich gezwungen, ein Zelt und eine Geschenkelast zurückzulassen. Ginda liegt ungefähr 600 m hoch und gewährt nach allen Seiten einen schönen Überblick über die mit Urwald bedeckten Höhen. Am 16. brachen wir unter Führung von zwei Gindaleuten auf und erreichten gegen 5 Uhr das Dorf Banja. Der Weg war bedeutend besser, keine Berge, keine die Wege versperrenden Lianen. Im Laufe des Tages hatten wir einen ziemlich grossen Fluss, der in der Nähe Fälle bildete, ausserdem mehrere kleine Flüsse passiert. Am 17. erreichten wir gegen 1 Uhr das Dorf Dschimbuli, auch hier nette freundliche Leute, die viel Lebensmittel brachten. Am Nachmittag erschien der Sohn des Chefs von Buenga, unter dessen Führung wir am nächsten Vormittag 11 Uhr auf fürchterlichen Wegen, unter langem Waten durch Wasser und Überschreiten eines etwa 30 m breiten, stark angeschwollenen Flusses bei strömendem Regen Buenga erreichten. Zuerst waren die Eingeborenen etwas ängstlich, beruhigten sich jedoch bald und brachten viele Lebensmittel. Ich brannte daselbst ein kleines Feuerwerk ab, was ein grosses Aufsehen erregte. Schon bei Ginda hatten wir das Gebiet der Bangandu betreten, deren Hauptdorf Buenga ist. Nach langen Palavern mit dem Chef über Stellung von Führern nach dem sagenhaften Gross-Kunabembe gelang es mir, am 20. meinen Weitermarsch anzutreten. Wir passierten einen flachen Wasserlauf und gelangten ungefähr 8 Uhr vormittags nach Busse. Da die Führer angaben, dass von hier der Weg nach Gross-Kunabembe fünf Tage lang durch unbewohnte Gegend führte, so blieb ich dort, um die notwendige Verpflegung zu kaufen. Am 22. früh ging es in fast stetig nördlicher Richtung weiter. Nach fünfstündiger Marschzeit erreichten wir einen reissenden, hoch angeschwollenen Fluss, über den mit zwei gefällten Bäumen eine Brücke hergestellt werden musste. Nach zweistündiger Arbeit war dieser Fluss passiert und schlugen wir nach einer weiteren Marschstunde das erste Nachtlager im Busch auf. Am 23. wurde um 10 Uhr der Lukomo, ein tiefer, reissender Fluss von etwa 30 m Breite mit einem Überschwemmungsgebiet von etwa 60 m zu beiden Seiten erreicht. Meine Versuche, den Fluss mittels eines Flosses zu überschreiten, scheiterten bei dem starken Strom, so dass ich gezwungen war, mit vieler Mühe einen langen Baumstamm herüberzuziehen und zu befestigen, eine Arbeit, die mich bis 4 Uhr aufhielt. Um 6 Uhr war der Übergang bewerkstelligt und wurde ein Lager in der Nähe des Flusses auf-

geschlagen. Am 24. passierten wir eine etwa 150 m breite grosse Wasserlache, über die wiederum eine Baumbrücke geschlagen werden musste. Nach $2\frac{1}{2}$ stündigem Aufenthalt wurde der Marsch fortgesetzt. Nach kurzer Zeit standen wir an einem etwa 20 m breiten Fluss. Wir marschierten an demselben stromauf entlang, fortwährend durch Sümpfe und Wasserlachen watend. Strömender Regen verwehrte selbst im Lager das Trocknen der Sachen. Von diesem Tage an war ich gezwungen, um meine Leute leistungsfähig zu erhalten, die von mir mitgenommenen Reis- und Fleischvorräte anzubrechen. Jeder Mann trug in seinem Tornister fünf versiegelte Säckchen, die je $1\frac{1}{2}$ Pfund Reis und $\frac{1}{2}$ Pfund getrocknetes Salzfleisch enthielten, also für jeden Mann zehn Tagesrationen. Am 25. hatten wir einen schnellen, achtstündigen Marsch ohne zu viel Wasser. Der 26. führte uns über ziemlich hohe Berge mit schwarzem, anstehendem Gestein. Gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir den zweiten grossen Fluss, den Bange, der, etwa 50 m breit, ein gelbes, reissendes Wasser mit sich führt. Die darüber führende Bambusbrücke war durch das überschäumende Wasser unpassierbar, und wurde daher in $1\frac{1}{2}$ stündiger Arbeit eine neue Baumbrücke hergestellt. Gegen 6 Uhr hatte die Karawane den Fluss überschritten, und schlug ich ein Lager am Flusse auf. Am 27. nachmittags $4\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir das Dorf Gross-Kunabembe. Da wir vollständig überraschend angekommen waren, entstand eine grosse Aufregung in dem Dorf. Da sich jedoch zwei Söhne des Chefs von Buenga hier befanden und einer meiner Führer gleichfalls ein Sohn des Genannten war, gelang es schnell, die Leute zu beruhigen. Der Chef des Dorfes Duluku war nicht anwesend, es wurde jedoch sofort nach ihm geschickt. Inzwischen wies mir sein Sohn Bangu ein gewaltiges Blockhaus von wohl 15 m im Quadrat und 5 m Höhe und zwei grosse Nebenhäuser zur Wohnung an.

Was den Marsch anbetrifft, so sind wir in sechs anstrengenden Tagen etwa 36 Stunden marschiert, wobei das Überschreiten der Flüsse nicht mit eingerechnet ist. Das Terrain war auf der ersten Hälfte hügelig, auf der zweiten fast bergig zu nennen. Die Vegetation war dichter Ur- und Buschwald, einige riesige, säulenartige Rotholzbäume, ein etwas geringer Mittelstand und noch Unterwuchs. Sehr viel Gummi. Lianen sowohl wie Kickxia. Elefanten spürten sich überall in Mengen, auch sehr viele Antilopen verschiedenster Art. Bei der Konstruktion des Itinerars habe ich unter Zugrundelegung einer mässigen Geschwindigkeit gefunden, dass ich etwa

60 km nach Westen und 120 km nach Norden gekommen bin, also ungefähr auf dem 14. Längengrad und vierten Breitengrad sein muss. Die Eingeborenen benahmen sich überall freundlich und entgegenkommend, nur hatte man unter ihrer Aufdringlichkeit sehr zu leiden. Salz geht schlecht, dagegen ist die Nachfrage nach Feuersteinen, Zeug und Haumessern sehr gross.

Am 29. erschien der alte Chef Duluku, dessen Besuch schon von weitem durch Blasen auf Elfenbein- und Holzhörnern angekündigt wurde. Er trug als Zeichen seiner Würde ein Wurfmesser, das man hier fast nur bei den höher gestellten Eingeborenen sieht. Er brachte einen grossen Ziegenhammel zum Geschenk und versprach, sofort Führer nach dem zwei Tagemärsche entfernten Bumbum zu stellen. Ich erfuhr, dass der Bumba von hier einen Tagemarsch entfernt fliesst und dass der Banga in ihn mündet. Der Weg nach Jaunde geht nach Westen, ist aber sehr weit.

Am 31. Oktober ging es mit den beiden Söhnen Dulukus und denen Buengas als Führer weiter. Nachdem wir im Laufe des Tages einige kleine Dörfer passiert und eine Anzahl ziemlich breiter Bäche überschritten hatten, erreichten wir um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr das von gewaltigen Farmen umgebene Dumba. Die Leute waren freundlich und brachten viele Lebensmittel. War der Marsch am 31. Oktober hauptsächlich in nord-nordwestlicher Richtung gewesen, so führte uns der Marsch am 1. November auf sehr beschwerlichen Wegen, durch Sümpfe und über Berge fast genau nach Nordost. Gegen 4 Uhr erreichten wir das erste zu Bumbum gehörige Dorf. Als wir etwa 40 Minuten später in das Hauptdorf Bumbum marschierten, herrschte daselbst grosse Aufgeregtheit über unser Kommen, jedoch waren die Eingeborenen bald beruhigt. Der Chef brachte einen prachtvollen Ziegenhammel zum Geschenk und sorgte für reichliches Herbeischaffen von Lebensmitteln. Nach meinem Itinerar musste ich bereits über Bertua hinaus sein. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es mir, den Chef zur Stellung von zwei Führern zu veranlassen. Wir marschierten dann am 4. November nach Mokbe weiter. Nach einem sechsstündigen Marsch durch eine Anzahl schöner, grosser Dörfer und riesiger Farmen erreichten wir das grosse Dorf Mondangolo. Ich habe hier wenig europäische Zeuge, nur Gewehre aus Batanga gesehen. Die Bevölkerung ist meist mit Rindenzeug oder Fellen bekleidet. Am 5. November kamen wir wenig vorwärts, da teilweise die Führer den richtigen Weg verfehlten, teilweise auch die Wege durch Dornengestrüpp sowie durch

Sümpfe und Schlamm schwer zu passieren waren. Nach einer im Busch verbrachten Nacht kamen wir am nächsten Vormittag 11 Uhr nach [dem ungefähr 100 Hütten grossen Dorf] Balaka. Um das durch starke Pallisaden und Falltüren befestigte Dorf ziehen sich grosse Sesam- und Ölpalmkulturen herum. Der Marsch vom 7. bis 9. November ging fortwährend durch Sümpfe und Schlammplätze. Am 9. nachmittags erreichten wir einen etwa 10 m breiten tiefen Fluss, der bereits nach dem Kadei fliesst und um 5 Uhr das kleine Dorf Dabamba. Schon nach 1½ stündigem Marsch kamen wir am folgenden Tage nach Mokbe. Hier fand ich den Einfluss der Haussa vor, grosse, breite Strassen und einzelne mit Gras bedeckte Lehmhütten. Am 12. November setzten wir unseren Marsch fort und kamen nach zweistündigem Marsch an den nach Osten fliessenden Dume, welcher etwa 70 m breit, ziemlich rasch fliessendes Wasser, jedoch nur eine geringe Tiefe besitzt. Bis zur Übergangsstelle mussten wir noch zwei Stunden marschieren. Mittels Kanus wurde der Fluss überschritten, dann in der Nähe des Flusses das Lager aufgeschlagen. Am 13. November marschierten wir durch ein kleines Dorf Gola, dann den Dume entlang in westlicher Richtung durch Farmen. Am 14. November erreichten wir Gimia, ein Dorf mit runden Hütten, die sich in ihrer Bauart vollständig von denen, die ich bis dahin gesehen hatte, unterschieden. Die Hütten sind zu Gehöften vereinigt, die von Flechtzäunen und Pallisaden umgeben sind und deren Eingang durch eine Falltür in ein Blockhaus führt. Der Chef, der Haussakleider trug, wies mir ein derartiges Gehöft zur Wohnung an und schickte sofort Lebensmittel aller Art in Überfluss. Die rings umher liegenden Dörfer gehören sämtlich zu Bertua und sprechen auch dessen Sprache. Mit einem haussasprechenden Ngaunderemann als Führer brachen wir am 15. November wieder auf. Nach kurzem Marsch kamen wir in [ein Dorf, welches genau dieselbe Bauart wie Gimia hatte. Der Chef des Dorfes empfing mich vor seinem Hause sitzend, um ihn herum etwa 300 Mann mit Speeren, Bogen und Wurfmessern bewaffnet, in malerischen Gruppen auf der Erde hockend. Da alle Bitten des Chefs mich nicht bewegen konnten, dort zu bleiben, so liess derselbe seine Leute antreten und schloss sich meinem Zuge an. In nord-nordwestlicher Richtung marschierend, erreichten wir gegen 3 Uhr ein neu angelegtes Dorf, welches durchweg rechtwinkelig angelegte Hütten hatte. Hier sagte man mir, dass Bertua noch zwei bis drei Tagemärsche entfernt sei, man könnte jedoch

dasselbe auch in $1\frac{1}{2}$ Tagen erreichen, falls man den Weg über Dorf Dsgai nehme. Die Bewohner dieses Dorfes Dsgai leben [in fortwährendem Kriege mit den umliegenden Dörfern und sind gefürchtete Räuber*). Da meine Führer mich auf dem kürzeren Wege aus Furcht nicht führen wollten, so marschierten wir am 16. November auf dem weiteren Wege nach Bertua. Zuerst wechselte Busch mit Grassstreifen, schliesslich ging das Land in Grassteppe über, die nur von Zeit zu Zeit durch Flussgalerien unterbrochen wurde. Der Marsch durch die Steppe war recht beschwerlich, beständig kamen die Führer vom Wege ab und zerschnitt das Gras den Leuten die Füsse. Am 18. November begann der Weg besser zu werden. Bei den ersten Farmenweilern kam uns ein Haufe von etwa 20 Mann, mit Bogen und Speeren bewaffnet, eine Gesandtschaft des Chefs von Bertua, zu meiner Begrüssung entgegen. Wir hatten noch eine Stunde zu marschieren, in welcher Zeit wir noch zwei Bäche zu überschreiten hatten. Nach Ersteigung eines Hügels sahen wir plötzlich das grosse Dorf vor uns liegen. Während meines Einmarsches schlossen sich unserer Karawane von allen Seiten Leute mit Bogen, Wurfmessern und Speeren, einige auch mit Gewehren bewaffnet an. Dicht aufgeschlossen, zog ich mit meiner kleinen Schar vor das auf einem grossen freien Platz liegende Haus des Chefs. Der Chef, ein kleiner, wohlbeleibter Mann in Haussa-kleidern, sowie sein recht gut aussehender Sohn sassen vor ihrem grossen, spitzdachigen Hause, umgeben von wohl an 1000 Kriegern. Ich liess die Soldaten mit der Front dorthin aufstellen, ich selbst begrüsst den Chef durch Handschlag und liess meinen Stuhl dicht vor ihn hinsetzen. Nach den üblichen Begrüssungsreden wies er für mich und meine Leute ein grosses, geräumiges Gehöft an und schickte bereits nach einer halben Stunde durch eine Gesandtschaft einen fetten, grossen Buckelochsen, der sofort durch den Schlächter des Chefs geschlachtet wurde. Bald erschienen noch eine Menge Leute mit Maismehl, Eiern, Bananen, Zwiebeln, Feuerholz, Wasser, kurz allem, was wir brauchten, sogar ein paar Töpfe Kornbier, so dass wir in Hülle und Fülle mit allem versehen waren. Die Leute schwelgten und bald waren alle Mühen und Strapazen vergessen.

Am 19. früh machte ich dem Chef meinen Besuch. Er empfing mich in einem Hause, das ausser dem Eingang keine Öffnung hatte und daher so dunkel war, dass ich in der ersten Zeit nichts er-

*) Das Dorf, in welchem Dr. Plehn bei seiner Rückkehr fiel.

kennen konnte. Nach kurzer Unterhaltung auf Haussa, bei welcher der Sohn des Chefs den Dolmetscher spielte und bei der er mir fortgesetzt seine Freundschaft und Ergebenheit versicherte, bat er mich zum Schluss, doch das Palaver mit dem Dorfe Dsgai zu erledigen, welches den Frieden seines Landes durch fortwährende Räubereien störte. Da ich einen Feldzug nicht gerne haben wollte, so tröstete ich ihn mit der Versicherung, dass ich bei meiner Rückkehr das Dorf besuchen und die Leute ermahnen würde. Nachdem ich zurückgekehrt war, schickte ich Peter mit meinen Geschenken, bestehend aus zwei Stücken Seide, zwei Stücken Sammet, acht Fingerringen, drei Spiegeln, zwei Haumessern, zwölf Kämmen und 20 Flintensteinen zu dem Chef. Er war sehr erfreut und schickte gleich noch einen grossen Schafbock als Geschenk. Am 21. machte mir der Chef seinen Gegenbesuch. Nachdem er sich nach dem Zeitpunkt meiner eventuellen Abreise erkundigt hatte, teilte er mir mit, dass er mich bis Gaza begleiten würde. Nach den Mitteilungen des Chefs glaube ich, man könnte das hier vorhandene Elfenbein gewinnen, wenn die Gesellschaft Süd-Kamerun eine Faktorei möglichst weit nach Norden vorschöbe und dadurch den Elfenbeinhandel nach Süden lenkte.

Der Chef hält hier sehr stramm Disziplin, und glaube ich sicher, dass von hier Arbeiter in Menge zu bekommen sein werden. Die sich hier aufhaltenden Haussas besuchten mich am 21. November, zeigten jedoch noch viel Furcht, da sie glaubten, ich könnte sie von hier mit Gewalt fortschleppen. Falls später hier eine Station errichtet werden sollte, versicherten sie mir, würden viele Haussas aus Ngaundere hierher kommen.“

Das Tagebuch schliesst kurz vor Plehns Tode ab, und Sanitätsunteroffizier Peter schildert alsdann das tragische Ende seines Chefs und die Rückkehr der Expedition nach der Station, wie folgt:

„Am 23. November marschierte die Expedition unter Führung des Herrn Oberleutnant Dr. Plehn in Begleitung des Chefs und nahezu 1000 Krieger von Bertua in der Richtung nach Carnot ab.

Es wurden im Laufe des Tages die Dörfer Bingi und Mononoro passiert. Am 24. November brach die Expedition wieder auf und erreichte um 2½ Uhr die erste Farm des Dorfes Dsgai (Doschi). In der letzten Maisfarm vor dem Dorfe erhielt die Expedition plötzlich Feuer. Gemäss den gegebenen Anordnungen eilte ich sofort mit den bei mir befindlichen Soldaten nach der Spitze, den Trägern bedeutend, auf ihrem Platze zu verbleiben. Unter Führung des Herrn Ober-

leutnants Dr. Plehn wurde die erste Pallisade, nach kurzem Feuergefecht auch die zweite Pallisade mit „Hurra“ gestürmt. Vor der dritten Pallisade empfing die Soldaten ein rasendes Feuer aus Stein- schlossgewehren und ein Hagel von Pfeilen, wodurch einen Augenblick das Vordringen aufgehalten wurde. Trotz meiner mehrfachen Bitten, sich nicht so zu exponieren, verharnte Herr Oberleutnant Dr. Plehn auf seinem Platze dicht bei der dritten Pallisade und dirigierte mit der grössten Ruhe das Feuer der Soldaten. Plötzlich erhielt er auf eine Entfernung von etwa 4 m einen Pfeilschuss in die rechte Seite. Dr. Plehn riss sich den Pfeil aus der Wunde und ging noch mit „Hurra“ gegen die letzte Pallisade vor. Ihren Führer wanken sehend, stürmten die Sergeanten Buary, Quotjewie und der Gefreite George todesmutig gegen die über 2 m hohe Pallisade vor und sprangen hin- über. Durch das hervorragende Beispiel ihrer Unteroffiziere er- mutigt, folgten die Soldaten auf demselben Wege. Es entspann sich hinter der Pallisade und dem davorliegenden Blockhause ein sehr hitziger Kampf, teilweise Handgemenge. Die Eingeborenen wurden nach tapferster Gegenwehr aus dem Blockhause vertrieben und weiter in das Dorf zurückgedrängt. Herr Oberleutnant Dr. Plehn ging allein in das Blockhaus, jede Hilfe verschmähend, woselbst er gleich darauf auf einer Bank verschied. Kaum hörten die Soldaten von dem Tode ihres so sehr verehrten Führers, so drangen sie unter meiner Führung mit einer so grossen Wucht und unbeschreib- licher Wut gegen die Eingeborenen vor, dass dieselben auseinander- gesprengt wurden. Es entspann sich noch ein hitziges Gefecht an dem Chefhause, welches mit der regellosen Flucht der Eingeborenen endete.

Zu dieser Zeit erschien der der Expedition folgende Bertua- chef mit seinen 1000 Kriegern, welcher die Verfolgung der Ein- geborenen sofort übernahm. Das ganze Gefecht hat ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde gedauert, und zeigt der Umstand, dass ich selbst im Dorfe über 200 Tote gezählt habe, von der Erbitterung, mit welcher der Kampf geführt wurde.

Der schwarze Koch, der fast an dem ganzen Gefecht mit grossem Mute teilgenommen hatte, wurde durch zwei Lanzenstiche schwer und drei Soldaten leicht verwundet. Ausgenommen der Koch, der in einer Hängematte transportiert werden musste, sind die Ver- wundeten marschfähig gewesen.

Das Dorf hatte mindestens 200 grosse, runde Haussahütten, welche bis auf einen geringen Teil, die auf Bitten des Chefs von

Bertua als Unterkunftsort für seine Leute stehen gelassen, niedergebrannt wurden.

Ich marschierte noch an demselben Abend unter Mitnahme der Leiche des Herrn Oberleutnants Dr. Plehn ein wenig zurück und schlug das Lager im Graslande auf. Am 25. November begrub ich Herrn Oberleutnant Dr. Plehn und liess eine dreimalige Salve über seinem Grabe abfeuern.

Einer mir kurz vor dem Tode des Herrn Oberleutnants Dr. Plehn gegebenen Weisung zufolge trat ich am 26. November den Rückmarsch nach der Station an. Wie aus dem Berichte des Herrn stellvertretenden Stationschefs v. Lüdinghausen ersichtlich, befand sich der richtige alte Weg nach Bertua dicht am Dorfe Dsgai; ich war daher nicht genötigt, über Bertua zurückzumarschieren. An diesem Tage war es nicht möglich, Pausen zu machen, da sämtliche Gewässer in der Nähe durch Leichen vergiftet waren. Erst um 4 Uhr abends erreichte ich einen guten Wasserplatz, woselbst ich das Nachtlager aufschlug. Mein Rückmarsch erfolgte in derselben Weise, wie der Marsch des Herrn Oberleutnants Dr. Plehn. Ich erreichte Molundu am 22. Dezember mittags 12 Uhr. In Molundu lag ich zwei Tage schwer am Fieber danieder und konnte daher erst am 25. Dezember nach der Station fahren. Ich musste die Expedition teilen, da mir nicht genügend Kanus zur Verfügung standen. Der grössere Teil unter meiner Führung fuhr nach der Station, der Rest blieb unter Aufsicht des Sergeanten Buary in Molundu.“

Im übrigen sah es bunt genug in der Kolonie aus. Assessor Freiherr von Gagern war auf einer Expedition im Hinterland von Jabassi bei der Einnahme eines aufsässigen Dorfes, welches trotz aller Ermahnungen die Handelswege sperrte und Räubereien betrieb, an einem Hitzschlage gestorben und sein Begleiter, der treffliche Polizeiinspektor Biernatzki, hatte ihn auf der Missionsstation Nyamtan begraben müssen; Freiherr von Malsen, der Retter von Kribi, war dort einem heftigen Schwarzwasserfieber zum Opfer gefallen. Erfreulich war die Lage in Südadamaua, wo auf der neu gegründeten Station Jokó Oberleutnant Nolte die Strassen nach Ngaundere und Ngambe sicherte, aber noch zu schwach war, um das Land weiterhin aufzuschliessen. Hauptmann Cramer v. Clausbruch übernahm dann mit einer Kompagnie die Station. Im Süden hatte der Hauptmann von Dannenberg, der bald schwer erkrankt heim musste, mit den Leutnants von Bülow, von Madai und Lottner erfolgreich gegen die Buli gefochten und die Station Ebolová

gegründet, mit deren Ausbau Bülow beschäftigt war. Hauptmann von Besser hatte mit seiner stolzen Yaundekompanie einen ganz besonders schweren Stand gehabt. Um Conraus Ermordung zu rächen, hatte er im Bangwalande unter sehr schwierigen Gelände-verhältnissen starke Verluste gehabt; er selbst wurde ziemlich schwer angeschossen, sämtliche Europäer verwundet, der ihn begleitende Arzt Dr. Dittmer so schwer, dass er später im Hospital zu Duala seinen Wunden erlag. Die Bangwa waren bestraft und sollten eine Kriegsentschädigung bezahlen, von einer dauernden Unterwerfung des unruhigen und wilden Gebirgslandes konnte aber noch nicht die Rede sein. Besser hatte sich dann, selbst kaum wieder hergestellt, nach schneller Ergänzung seiner Streitkräfte gegen die eingeborenen Stämme am Crossfluss gewendet, welche den Leutnant von Queis ermordet hatten. Beim Sturm auf das Dorf Ekoroman fielen zwei schwarze Gefreite, Besser selbst wurde durch zwei Schüsse an der linken Hand und am rechten Arm verwundet. Besser war dann heimgekehrt und in Nssakpe durch den Hauptmann Guse ersetzt worden. Trotz dieses Missgeschicks war es ihm gelungen, die widerspenstigen Ekoi- und Keakastämme vollständig zu unterwerfen, die Ruhe im Lande herzustellen und die Station Nssakpe am Artekanfluss, von Leutnant von Queis schon angelegt, provisorisch einzurichten. Leutnant Strümpell war im September mit einem weissen Unteroffizier und 20 Soldaten nach Johann Albrechtshöh gesandt worden, um von dort aus einen Druck auf die Erfüllung der von der Expedition Besser den Bangwa auferlegten Friedensbedingungen auszuüben. S. M. S. „Habicht“ unter Kapitän Kutter war bei Viktoria auf ein Riff gestossen, mit schwerer Leckage in Duala eingelaufen und zur Reparatur aufgeschleppt worden. Weitere Anwerbungen für die beabsichtigte Verstärkung der Truppe und besonders für die geplante grössere Expedition nach Nordadamaua begegneten derartigen Schwierigkeiten, dass die Expedition jedenfalls bis zum nächsten Frühjahr aufzuschieben war. Die Entwicklung der Jossplatte hatte unter Brauchitschs bewährter Leitung sehr gute Fortschritte gemacht und zu meiner Freude bewohnten auch Dr. Plehn und Gattin wieder das palmenumschattete Doktorhaus. Es gab, wie immer, bei der ersten Ankunft sehr viel Schreibung und Arbeit, in der ich von Brauchitsch und meinem mit mir wieder eingetroffenen Adjutantent Kramsta wacker unterstützt wurde. Noch in Duala besuchte mich der Generalbevollmächtigte der Gesellschaft Nordwest-Kamerun Hauptmann Ramsay und berichtete

mir eingehend über seine Pläne. Er wollte zur Erschliessung des Gebiets einerseits den Wasserweg auf dem Crossfluss durchs englische Gebiet (Alt-Calabar) ausnutzen, andererseits auch einen festen Stützpunkt im deutschen Gebiet am Meere haben; zu letzterem Zweck hatte er den Sümpfen von Rio del Rey unter unsäglichen Mühen ein Stück Festland abgerungen und dort ein geräumiges, zweistöckiges, eisernes Haus errichtet. Schon am 5. Dezember konnte ich mit Ramsay und Kramsta Duala verlassen, um Viktoria zu inspizieren, wo Dr. O. Meyer als Bezirksamtman waltete. Hier fand ich alles in schönster Ordnung, und die Plantagen in blühender Entwicklung, und Dr. Max Esser und Freund Bernegau in emsiger Tätigkeit. Ich wohnte oben auf dem Bezirksamt und empfing dort am 11. den Besuch von Sir Ralph Moor, der mit „Ivy“ eingetroffen war, um mit mir einen vorläufigen Grenzvertrag abzuschliessen. Dies geschah am 12. und am 13. dampfte Sir Ralph wieder gen Calabar. Am selben Tage wurde gemeldet, dass S. M. S. „Habicht“ repariert und schon wieder zu Wasser gelassen sei. Sein neuer Kommandant, Korvettenkapitän von Koppelow, der zum Besuche in Buea weilte, begab sich eiligst nach Duala. Am 15. Dezember Ritt in grosser Gesellschaft nach Buea, wo die Ehepaare Leuschner und Leutnant Schmidt, sowie Frau Dr. Plehn uns begrüsst; ein Frühstück im Stationshause mit den drei Damen und der schönen Aussicht auf die unübersehbaren Baumwipfel mutete ganz heimatlich an. In den nächsten Tagen suchte ich den Bauplatz für ein neues, dringend notwendig gewordenes Wohngebäude aus, besichtigte Sennerei und Vorwerk und entsandte Leutnant Schmidt und Frau nach Johann Albrechtshöh, wo dieses tüchtige junge Ehepaar zwei Jahre hausen und eine hohe Kulturaufgabe erfüllen sollte. Während ich mit dem neu eingetroffenen Assessor, späteren Regierungsrat, Plehn wesentlich am Schreibtisch regierte, sorgte Kramsta seinem Beruf gemäss für den Stall, so dass wir alle verhältnismässig gut beritten waren, und sogar ein Dogcart und ein zweispänniger Maultierwagen in Betrieb gesetzt werden konnten. Am 21. hatte ich gerade den in seiner mir benachbarten Bergvilla krank liegenden Direktor Bornmüller besucht, und die Herren Bernegau, Stabsarzt Hofft — der neue Regierungsarzt in Viktoria — Justo Weiler und den neu herausgekommenen Richter Diel zu Tisch bei mir, als die üble Eilnachricht ankam, dass Leutnant Lequis am 7. Dezember auf einer Strafexpedition gegen die Bakassa bei Yaunde beim Übergang über einen Fluss von Eingeborenen erschossen. Da auch

sonst in der Gegend von Yaunde nicht alles ganz geheuer schien, und insbesondere der unruhige und räuberische Banehauptling Simekoa seit Dominiks Abwesenheit Schwierigkeiten machte, auch das Erschiessen des Stationschefs natürlich einen äusserst üblen Eindruck im Lande hervorrufen musste, beschloss ich, sobald als möglich den Hauptmann von Schimmelpfennig mit zwei Kompagnien nach Yaunde zu entsenden, um dort gründliche Ordnung zu schaffen. Ich berief zu diesem Zweck Herrn von Schimmelpfennig nach Buea, wo er in Begleitung des Stabsarztes der Truppe Dr. Hösemann am 28. eintraf. Wir besprachen die Sachlage ausführlich, ich arbeitete für Schimmelpfennig und auch für die Station Jokó eine genaue Instruktion aus und am 30. reisten die beiden Herren wieder ab, um ihre Expedition vorzubereiten.

Die letzten Nachrichten von der Station Nssakpe und von der englischen Grenze hatten mir nicht so recht gefallen, und ich beschloss daher, nachdem an allen übrigen wichtigen Punkten, so gut es ging, Dispositionen getroffen waren, eine kurze Inspektionsreise in jenes mir bisher persönlich noch nicht bekannte Gebiet zu unternehmen. Träger liess ich mir zu diesem Zweck von Leutnant Schmidt aus Johann Albrechtshöh kommen. Ich machte mit meinem Finanzdirektor zusammen noch den Etat für 1901 fertig und traf dann meine Reisevorbereitungen.

Am Sonabend, den 12. Januar 1901, verliess ich Buea, um die geplante Reise in das Rio del Rey-Gebiet anzutreten, leider ohne meinen durch ständiges Kranksein verhinderten Adjutanten Kramsta. Den Weg von Buea nach Viktoria legte ich zum erstenmal in einem mit einem Teneriffa-Pony bespannten Dogcart zurück. Noch am selben Nachmittag begruben wir dort den auf hoher See verunglückten Grafen Ulrich von Schwerin. Am 13. war ich mit Reisevorbereitungen und Erledigung von Regierungsgeschäften in Anspruch genommen, und schiffte mich am 14. morgens 7 Uhr auf dem Dampfer „Helene Woermann“ ein, mit dem ich am Mittag desselben Tages 1 Uhr in Rio del Rey eintraf. Bis hierher begleitete mich der stellvertretende Bezirksamtmann Dr. Meyer, welcher im dortigen Bezirk Lokaltermine abzuhalten hatte. In Rio del Rey traf ich meine mit „Nachtigal“ vorausgesandte Expedition an, bestehend aus: Oberleutnant der Kaiserlichen Schutztruppe Glauning, Polizeiinspektor Biernatzki mit elf Mann Polizei, Polizeimeister Brückner, dem als ehemaligem Oberlazarettgehilfen die Apotheke anvertraut war, 144 Träger nebst Lasten, zwei Maultiere, mit Köchen, Waschleuten, Dienern

und Ordonnanzen etwa 170 Farbige. Die Zeit vom 14. bis 17. d. Mts. war der Inspizierung der Station und der Erledigung grösserer Palaver gewidmet. Ich wohnte in dem zweistöckigen, luftigen Hause der Gesellschaft Northwest-Kamerun und verhandelte viel und eingehend mit deren Generalbevollmächtigtem Hauptmann a. D. Ramsay, der sich der Expedition anschliessen sollte, leider aber krank und bettlägerig war. Nachdem das Gros der Expedition schon vorher in Marsch gesetzt war, fuhr ich am 18. mit der Dampfbarkasse der Gesellschaft Northwest-Kamerun durch eine Reihe ununterbrochener Mangrove-Wasserläufe nach dem kleinen Ododopdorf Mussongasule, wo das feste Land beginnt und Lager bezogen wurde. Wieder ergötzte das Auge das bunte Lagerleben unter den Palmen des Ndiangufers; die Einteilung der Karawane, die Marschordnung, alles, was zu einer längeren Landreise nötig ist, wurde an diesem Nachmittage durch Biernatzki und Brückner erledigt. Am 19., erster Marschtag; meiner Übung gemäss Reveille 5 Uhr, Abmarsch 6 Uhr; es geht durch hohen Bergwald, reich an Schluchten, Wasserläufen und Hindernissen aller Art, welche hier wie später von den kräftigen Maultieren, die wir mit Erfolg zum Reiten benutzten, recht gut genommen wurden. Diesen Charakter behält der Weg bis Nssakpe und zu den Crossschnellen, ist übrigens fast überall von den anliegenden Dörfern in einer Breite von mehreren Metern gut gereinigt, ja teilweise sogar mit brauchbaren Brücken versehen, ein greifbarer Erfolg der ausserordentlich zweckmässigen Tätigkeit der vorjährigen Strafexpedition des Hauptmanns von Besser. Das Quartier Ekonaku, ein grösseres Ododopdorf, zeichnet sich durch originelle Bauart der Häuser aus; dicke Lehmmauern, ineinander geschachtelte Höfe mit vielen daranstossenden Lagerräumen, noch mit verrosteten Ketten umwundene Holzpfiler verraten deutlich den Charakter des ehemaligen Sklavendepots, aus welchem der alte einflussreiche Häuptling Obiri einen schwunghaften Sklavenhandel nach Calabar trieb, bis sein Treiben vor etwa drei Jahren aufgedeckt und er selbst für seine Untaten mit lebenslänglicher Kettenhaft bestraft wurde, die er in Viktoria verbüsst, wo er im vorigen Jahre starb. Obiri und seine Calabar-Freunde tragen ohne Zweifel die grösste Schuld an der ganz auffallenden Entvölkerung der im deutschen Gebiet wohnhaften Odokop- und Ekoistämme. Sein Nachfolger Avo Euan, ist ein junger, intelligenter und der deutschen Regierung durchaus ergebener Mann, unter dem eine Wiederholung der ehemaligen Greuel nicht zu befürchten steht. Am 20. über-

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

15

nachteten wir nach beschwerlichem Marsch durch steilen Bergwald in dem kleinen Bergdorf Akoto, am 21. in Ekundu-Kundu, auf einem Kegel angesichts einer höheren Bergkette gelegen, aus der sich der schön bewaldete Mount Hewett besonders hervorhebt. Beide Nachtquartiere zeichneten sich durch frische, kühle Bergluft aus; klares, kaltes Wasser war reichlich. Eine Buschfaktorei der Deutsch-Westafrikanischen Handelsgesellschaft treibt hier regen Handel; während des Tages traf eine grössere Anzahl Träger mit Gummi und Elfenbein ein. Hier sollte mich Leutnant Merensky mit 30 Mann der Schutztruppe treffen und als Eskorte weiter begleiten. Statt seiner erschien Unteroffizier Budde von der Truppe mit der Meldung, dass Leutnant Merensky in Ikassa fieberkrank liege und Budde zur Vertretung schicke. Da in Ikassa am Ndiangfluss drei europäische Faktoreien und Merensky dort jedenfalls gut aufgehoben, auch in steter Wasserverbindung mit Rio del Rey, sandte ich 17 Mann an ihn zurück, mit der Weisung, er möge dort bleiben und die Vorbereitungen für die bevorstehende Strafexpedition der Truppe ins Ngolgebiet einleiten; ich selbst nahm Unteroffizier Budde und 10 Mann mit, so dass sich meine Eskorte nunmehr ausser Europäern auf 20 Soldaten und zwei Ordonnanzen belief. Am nächsten Tage überschritten wir auf gut gereinigten, aber sehr beschwerlichen steilen Sumpffaden den Mount Hewett, stets im Schatten des Hochwaldes und kühle Bäche überschreitend, und lagerten im Walde bei dem letzten Ododopdorf Nkurru, wo Häuptling Otu uns mit reichlichen Geschenken an Lebensmitteln empfing. Hinter Nkurru tritt der ständig die herrlichsten Fernsichten bietende Waldweg in das Gebiet der Ekoistämme ein, in deren erstem Dorf Ekoroman wir am 23. übernachteten. Eine Faktorei der Amba Bay Trading Co., von dem Deutschen Eck geleitet, bietet hier mancherlei Annehmlichkeiten und erspart das Aufschlagen der Zelte. Nach einer Marschzeit von sechs Stunden erreichten wir Tags darauf das Dorf Mboboa, wo viele Klagen der Häuptlinge über Gewalttätigkeiten durchmarschierender Patrouillen der Truppe den Gegenstand längerer Palaver bildeten. Ich sagte den Leuten Untersuchung zu und bestätigte einen von ihnen gewählten Oberhäuptling. Nach einer durch zahllose Sandfliegen stark getrübbten Nachtruhe brachen wir am 25. morgens schon um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr auf, passierten, immer durch prachtvollen Hochwald marschierend, die Dörfer Babi, Aguran und Kl. Ararú, und rasteten 9.30 a. m. an einem ungemein malerischen, wild dahinschäumenden Waldbach. Hier holte uns Ramsay ein, der in Eilmärschen nachgekommen und

sehr erschöpft war. Die Gegend hat den geschlossensten, besten Waldbestand, den ich bis jetzt in Afrika gesehen habe; überall ist der Bergwald von klaren Bächen durchschnitten, auffallend viel und grosse Schwärme der grauen Papageien tummeln sich in den grünen Wipfeln und in der Luft umher. Schon mittags 12.30 erreichten wir das sehr schön gelegene, aber ungemein ärmliche Dorf Mbabóng, in dem der aus Kameruns Kinderzeit her bekannte Schwede Georg Waldau eine Faktorei der G. N. K. leitete; er bot uns Nachtquartier und ein üppiges Mahl, dank der dort besonders gut gedeihenden Entenzucht.

Am Sonnabend den 26. hatten wir ein tragikomisches Abenteuer, welches beinahe schlimm abgelaufen wäre. Wir waren morgens um 6 Uhr aufgebrochen und trafen gegen 9 Uhr den Hauptmann der Schutztruppe Guse mit einer Kolonne Wegarbeiter; ich liess die Arbeit, die wesentlich unserer Karawane zugute kommen sollte, nunmehr einstellen und forderte Guse auf, uns nach Nssakpe zu begleiten. Auf sehr gut gereinigtem Wege durchritten wir die Orte Ararú und Okurikan; der Wald wurde lichter infolge vieler Farmen; da bemerke ich, wie mein Hühnerhund Tell sich an einem umgestürzten Baumstamm zu schaffen macht und plötzlich sehr eilig im dichten Unterholz verschwindet; fast im selben Augenblick fängt mein sonst wirklich ganz friedliches Maultier an zu bocken, mit allen Vieren in die Luft zu springen und auf alle Weise zu versuchen, mich abzuwerfen. Während ich noch ganz konsterniert um mich blicke, um den Grund dieses merkwürdigen Benehmens aufzuklären, fliegt Guse in hohem Bogen neben mir von seinem Tier, Ramsay läuft eilig, mit den Händen um sich schlagend, geradeaus, gefolgt von einer heulenden, tobenden, tanzenden Rotte, in der ich vergeblich meine wohl gedrillten Soldaten und Träger zu erkennen suche; endlich springt meine Mula, die mich nicht los werden kann, mit hohem Satz in die Luft und wirft sich mit Gewalt auf die Seite nieder, um dann, mich am Boden liegen lassend, wie ihre Gefährten im Holz zu verschwinden. Etwas betäubt von dem harten Fall, suche ich meine Knochen zusammen und greife nach dem mir entfallenen Hut, da summt und saust es zornig um mich her, Tausende von wilden Bienen beginnen einen heftigen Angriff auf die ungeschützten Teile, Haupt und Hände. Nun heisst es schleunige Flucht, den andern nach, denn nur schnelle Entfernung rettet vor den wilden Insekten, die eine bestimmte Entfernung von ihrer Behausung nicht überschreiten. Mein treuer Sani,

der mich nicht verlassen hat, hilft mir auf und rennt immer hinter mir her, nach Kräften die blutgierigen Bienen von mir abwehrend. Aber ich war doch gründlich zerstoichen und das Blut der auf meinem Kopf erschlagenen Angreifer rieselte mir über das Gesicht. Endlich erreichen auch wir einen Waldbach, über den hinweg die Bienen nicht mitgekommen sind. Schnell erst mit Kopf und Händen ins kühle Nass, dann den Schaden besehen. Wie sehen wir aus! Mit dick geschwollenen und zerstoichenen Köpfen sassen wir da, Jeder bemüht, sich so gut wie möglich von den Folgen des Überfalls zu säubern. Sani zog aus meiner Kopfhaut mehr als 300 Stacheln! Ich hatte infolge des Sturzes länger als die anderen unter den Bienen aushalten müssen. Und welchen Anblick bot der Weg, den wir jenseits des Baches übersehen konnten; das vollkommene Bild eines Schlachtfeldes! Hüte, Mützen, Gewehre, Lasten, alle möglichen Utensilien, in wilder Hast fortgeworfen, durcheinander verstreut. Auch die Tiere, die sich die lästigen Insekten im dichten Unterholz instinktiv abgescheuert hatten, fanden sich wieder ein; sie waren verhältnismässig glimpflich davongekommen. Bei dem nur eine halbe Wegstunde entfernten Dorf Inuku machte ich Halt und Quartier für die Nacht. Die Eingeborenen halfen beim Einsammeln der Sachen, und dann ging's ans Flicken; denn es waren eine ganze Menge Quetschungen und Risse vorgekommen. Ich selbst hatte mir bei dem Sturz ein Rippe eingeknickt, was mich einige Tage lang beim Marschieren doch erheblich störte; ich konnte immer noch von Glück sagen; denn mit einer schwereren Verletzung, die mich etwa am Laufen gehindert hätte, wäre ich wohl kaum bis an den Bach gelangt. Ausserdem packte mich am Abend ein gehöriges Fieber, so dass ich im Zelt eine herzlich schlechte Nacht verbrachte. Trotzdem marschierten wir am nächsten Morgen in kühler Waldluft über den Fluss Akarem und bezogen Lager schon um 11 Uhr vormittags am Offofluss beim Dorf Agauke. Das Lagerbild unter den hohen Stämmen des lichten Waldes, an dem leise murmelnden, klaren Fluss, war hier besonders reizvoll; und die Ruhe tat uns allen recht wohl; da mein Fieber gewichen, konnte ich des Abends mit den Gefährten ein fröhliches Kaisergeburtstagsdiner mitmachen, bei dem allerdings das Chinin eine erhebliche Rolle spielte. Am nächsten Vormittag 10 Uhr ritt ich in die Station Nssakpe ein, vor deren Eingang mich der vorausgeeilte Hauptmann Guse an der Spitze seiner Offiziere — Truppe in Paradeaufstellung — empfing. Die von Hauptmann von Besser angelegte provisorische Militär-

station Nssakpe liegt hoch auf luftigen Hügeln am Artekanfluss, der sich $1\frac{1}{2}$ Stunden von hier in den Crossfluss ergiesst.

Leider musste die sehr geschickt gebaute Station aus politischen Gründen bald verlegt werden, da sie in einem verlorenen Winkel lag, der noch dazu fast unbewohnt war. Die Nssakpe-Station hatte nur Sinn, solange die Absicht bestand, den Crossfluss bei der Artekanmündung zu sperren. Da diese Absicht von uns seit Freigabe der Schiffbarkeit auf dem Crossfluss aufgegeben, und vielmehr der Punkt als Grenzsperre genommen wurde, von dem aus der Cross ganz und gar im deutschen Gebiet fließt — wahrscheinlich in der Nähe von Nssanakang — so war die Verlegung der Hauptstation geboten. Die Station war mit Gross- und Kleinvieh recht gut versorgt und somit das Material zur Einrichtung einer Stammherde wie auf den anderen Stationen vorhanden.

Meine Hauptaufgabe hier war nun, endlich festzustellen, wo die von den Stromschnellen des Cross in der Richtung auf Jola gezogene gerade Grenzlinie den Crossfluss schneidet. (cf. das deutsch-englische Grenzabkommen vom 1. Juli 1890 in Verbindung mit dem Notenwechsel zwischen Lord Rosebery und Graf Hatzfeldt vom 27. Juli 1886, 2. August 1886.)

Da von diesem Punkt an der Crossfluss wesentlich, wenn nicht ganz, im deutschen Gebiet fließt (Richtung Ost und Südost), so lässt sich erst auf dieser Grundlage zu einer weiteren Grenzverständigung gelangen.

Die jetzigen geraden Linien sind nach Lage der örtlichen Verhältnisse unhaltbar. Wie Sir Ralph Moor mir in Viktoria versprochen, stellte sich mir hier, und zwar noch am 28. d. Mts. der englische Acting Divisional Commissioner Mr. Morrisey, ein ehemaliger Seeoffizier, für Grenzfestssetzungszwecke zur Verfügung. Bei der grossen Verschiedenheit, welche die englischen und deutschen Aufnahmen bisher ergeben hatten und mit Rücksicht auf die ganz kurze Entfernung schien es mir am zweckmässigsten, die Schwierigkeit durch Schlagen einer Schneise in der gedachten Richtung endgültig zu lösen. Ich entsandte daher am 29. Herrn Morrisey und Oberleutnant Glauning an den vorläufig und in Übereinstimmung mit dem zwischen Sir Ralph Moor und mir in Viktoria getroffenen Abkommen angenommenen Ausgangspunkt, d. h. die Mündung des Artekan in den Crossfluss. Es ist bekannt, dass nach den recht zuverlässigen Ramsayschen Aufnahmen dieser Punkt mit den „Stromschnellen“ der bisherigen Karten ungefähr zusammenfällt.

Beide Herren hätten ein Protokoll unterzeichnen sollen, wonach dann der Durchschlag beginnen konnte. Leider konnte indessen eine Übereinstimmung über den zugrunde zu legenden Winkel nicht erzielt werden, der auf den vorliegenden deutschen Karten ohne Zweifel $49^{\circ} 14'$ Nord (Missweisung) also 63° Nord beträgt, während Herr Morrisey, der allerdings irgendeine brauchbare Karte nicht vorweisen konnte, erklärte, nach seinen Informationen sei der Winkel $51,5^{\circ} 14'$ Nord, also $65,5^{\circ}$. Herr Morrisey beschränkte sich daher darauf, eine Bescheinigung auszustellen, nach der am 29. tatsächlich mit dem geraden Durchhau der Grenzlinie in der Richtung N. 63° Nord begonnen sei.

Die Arbeit wurde dem Oberleutnant Grafen Rittberg übertragen, welchem dazu Polizeiinspektor Biernatzki, Polizeimeister Brückner, einige Soldaten als Aufsichtspersonal und 100 Arbeiter zur Verfügung standen.

Der Generalbevollmächtigte der Gesellschaft Nord-Kamerun Hauptmann a. D. Ramsay, leistete bei den geographischen Arbeiten hier in der Gegend wertvolle Unterstützung. Am 31. gingen die Herren Glauning, Ramsay und Morrisey von hier nach Nssanakang, um unabhängig voneinander eine genaue Routenaufnahme nach diesem wichtigen Platz, um dessen Lage es sich zunächst hauptsächlich handelt, herzustellen.

Nach Erledigung von schriftlichen Arbeiten, Palavern und Besichtigung der Station und Umgebung brach ich am 5. Februar mit meiner Kolonne von Nssakpe auf, passierte den Grenzdurchhau und traf nach fünfstündigem Marsch mittags in Nssanakang (englisch Nsangandep) ein, wo ich in dem provisorischen Hause der G. N. K. Wohnung nahm. Hier hatte inzwischen die mit der Ramsayschen Aufnahme und untereinander fast genau übereinstimmenden ausgezeichneten Itinerare des Oberleutnants Glauning und des englischen Kommissars Morrisey die von Ramsay angestellten astronomischen Breitenbeobachtungen, endlich der zweifellose Verlauf des Grenzdurchschlages zur Evidenz erwiesen, dass das englischerseits] uns streitig [gemachte Nssanakang ohne jede Frage im deutschen Gebiet liegt, und zwar etwa 4 km von der Grenze entfernt. Nachdem mir Herr Morrisey eine dies bestätigende und von ihm unterschriebene Kartenskizze überreicht, [war dieser Punkt meines vorläufigen Abkommens mit Sir Ralph Moor erledigt. Morrisey erklärte zwar, zur Unterzeichnung eines Protokolls nicht befugt zu sein; ich [habe jedoch die Arbeit der Kommission im

Sinne des erwähnten Abkommens als abgeschlossen betrachtet, unter den üblichen Ehrenbezeugungen am 6. d. Mts. in Nssanakang die deutsche Flagge gehisst, die versammelten und durchaus einverstandenen Häuptlinge über die Bedeutung dieser Handlung aufgeklärt und die ersten Verwaltungsanordnungen an Ort und Stelle getroffen. Selbstverständlich gestattete ich der Gesellschaft Nordwest-Kamerun die freie Ausübung des Handels nunmehr ohne weiteres. Höchstwahrscheinlich ist es, dass der Crossfluss, nach Eintritt in das deutsche Gebiet bei Nssanakang das englische Gebiet überhaupt nicht mehr berührt, und im deutschen Gebiet noch mehrere Tage stromauf schiffbar ist, bis in die Gegend von Ndali in der Nähe der Balistrasse. Es wäre dieses für den deutschen Handel und speziell für die Gesellschaft Nordwest-Kamerun, um deren Konzessionsgebiet es sich wesentlich handelt, von äusserster Wichtigkeit, besonders wenn diese Gesellschaft alsbald einen oder zwei flachgehende Heckraddampfer nach Art der von der Gesellschaft Süd-Kamerun nach Ngoko entsandten beschaffen würde, um so die englischerseits zugestandene freie Schifffahrt auf dem Crossfluss auszunutzen und auf diesem, entschieden rentablen Wege bis tief in ihr Gebiet vorzudringen. Der Generalbevollmächtigte Ramsay hat der Gesellschaft in diesem Sinne berichtet und Vorschläge gemacht, auch hinsichtlich der Ausbeutung der sehr bedeutenden Salzquellen Nssanakangs*). An Sir Ralph Moor machte ich von meinen Massnahmen schriftliche Mitteilung und eröffnete ihm, dass vom 1. April d. J. in oder bei Nssanakang ein deutscher Zollposten stationiert werde, dessen Aufgabe die Durchführung des deutschen Zolltarifs und Verhütung des beliebten Grenzschmuggels sei. Gleichzeitig stellte ich ihm anheim, mich abermals in Buea aufzusuchen, um zu definitiven Grenzvorschlägen zu gelangen. Ich beauftragte zu diesem Zweck Oberleutnant Glauning, den weiteren Oberlauf des Cross und seine hauptsächlichsten Nebenflüsse möglichst genau festzulegen und mir das gewonnene Material zuzustellen.

Etwa eine halbe Stunde östlich von Nssanakang mündet von Süden her der Ayafluss in den Cross; er bildet die östliche Grenze der jetzt absolut friedlichen Ekoistämme. Östlich des Aya beginnen die sehr volkreichen, in überaus fruchtbarem Gelände wohnenden Keakastämme. Die nördlichen Keakas, welche mit den rebellischen

*) Die G. N. K. hat später diese Ratschläge teilweise befolgt.

Ekois gemeinsame Sache gemacht hatten, waren durch Hauptmann von Besser ebenfalls völlig unterworfen und der Weg Ossing—Ndali—Tinto ungehindert zu passieren. Da dieser Weg mich indessen zu weit von der Küste entfernt und zu lange aufgehalten hätte — ich hätte die Balistrasse bei Defang-Tale erreicht —, beschloss ich, mich auf den erst vor einigen Monaten von Herrn Ramsay erschlossenen Wege durch die südlichen Keakagebiete zur Küste zurückzugeben. Ramsay, den ebenfalls dringende Geschäfte zur Küste zurückriefen, schloss sich mir an.

Die Kolonne verliess Nssanakang am 8. d. Mts. und gelangte nach zwei recht anstrengenden Märschen durch Bergwald über Benjang (Salzquellen), Jnuku am 9. d. Mts. nach Mbabóng. Von hier aus wurde am nächsten Tage der tiefe Aya mit Hilfe des zu diesem Zweck von Nssakpe mitgenommenen Faltbootes überschritten und um 11 Uhr vormittags in dem ersten Keakadorf Nkogo gelagert. Hier wie auch später zeigten sich die Keaka friedlich, gutmütig und zutraulich. Obgleich Ramsay der erste Europäer war, den die Leute gesehen, hatten sie auf seine Anregung hin die Wege zwischen den einzelnen Ortschaften recht gut gereinigt, so dass trotz des koupierten Geländes das Marschieren nicht allzu beschwerlich war und auf langen Strecken die Maultiere benutzt werden konnten. Überall wurden reichlich Lebensmittel für die jetzt ca. 200 Köpfe starke Kolonne herbeigeschafft, Hütten zur Verfügung gestellt und bei allen Arbeiten hilfreiche Hand geleistet. Das Land produziert die üblichen einheimischen Gewächse in Mengen; die Farmen haben zu Zeiten durch die noch ausserordentlich häufigen Elefanten schwer zu leiden; Elfenbein und Gummi ist reichlich. In jedesmal 5—6 stündigen Tagemärschen erreichte ich über Bakot, Abbas, Balo am 14. d. Mts. das letzte Keakadorf Sekang und lagerte unweit desselben am Bamirifluss, der am nächsten Morgen 6 Uhr durchwatet wurde. Am 15. betrat die Kolonne nach sehr beschwerlichem Buschmarsch etwa 10 Uhr vormittags die Balistrasse und rastete um 12 Uhr mittags im Dorf Tarangi, wo mir ein farbiger Agent der Gesellschaft Nordwest-Kamerun die Nachricht vom Tode des alten Garega in Bali brachte. Das Lager im Dorf Kokobuma wurde 3 Uhr nachmittags bezogen. Am 16. ging es über den Mungofluss, über den steilen Kokobumaberg, dann fast immer am Mungolauf entlang über Bakunda, Baduma, Ikiliwindi, Kumba am 19. d. Mts. nach Johann Albrechtshöh.

In dieser wunderbar schön gelegenen und politisch ausserordentlich wichtigen Station war durch die ehemaligen Stationsleiter vier Jahre hindurch wenig geschehen, jetzt begann sie unter Oberleutnant Schmidt, der von seiner Ehefrau begleitet ist, aufzublühen und die ihr gebührende Rolle zu spielen. Ich inspizierte während der nächsten Tage die Station und wies dem Chef einen bestimmten Wirkungskreis zu, dem zufolge die Balistrasse von Kumba bis Manjemen der Station untersteht. Nach Süden erstreckt sich der Bereich der Station bis an den Richardsee am Kamerungebirge, nach Osten bis einschliesslich Bakossiberge. Am 21. überraschte uns am Rande des fischreichen Elefantensees der erste diesjährige Tornado, mit heftigem Wind und zweistündigem Regen, eine Mahnung, dass die Trockenzeit sich ihrem Ende näherte.

Den Polizeiinspektor Biernatzki hatte ich schon von Ikiliwindi über Mundame-Dibombari nach Kamerun zurückgesandt. Am 22. d. Mts. marschierte Polizeimeister Brückner mit dem Gros über Eliku und Bakundu ba Bombe, nach Majuka am Mungo, wo ich selbst, über Mundame den Mungo im Kanu stromab fahrend, die Kolonne am 24. wieder traf.

Der 25. brachte uns noch einen heissen, sehr steinigen, sechstündigen Marsch nach dem Bakwiridorf Lisoka, bis wohin mir Leutnant Kramsta mit Pferden der Station entgegengekommen war. Am 26. langte alles wohlbehalten in Buea an, wo die Expedition aufgelöst wurde.

Es begann nun wieder eine Zeit ruhiger und stetiger Arbeit in Buea, welche sich naturgemäss auf alle Zweige der Verwaltung erstreckte. Besonders erforderten Handel und Schifffahrt, Plantagenbau, Schutztruppe und Vorgänge auf den Stationen, Land- und Arbeiterfrage, Missionen und Schulen und nicht zum mindesten die Entwicklung der baulichen und technischen Einrichtungen in Duala ungeteilte Aufmerksamkeit. Während meiner Abwesenheit am Crossfluss hatte mich Herr von Brauchitsch vertreten, der nun in Buea eintraf und Bericht erstattete. Es würde zu weit führen, hier auf die verschiedenen inzwischen erlassenen Verordnungen einzugehen. Erwähnen will ich nur, dass durch eine Verordnung die Ausfuhr von verdorbenem oder nicht sachgemäss getrocknetem Kakao bei hoher Strafe verboten wurde zum Schutz der Plantagen gegen die wilde und ganz unzweckmässige Kakaoaufbereitung der Eingeborenen; für jede Verschiffung von Kakao wurde ein von der Behörde beglaubigtes Ursprungszeugnis vorgeschrieben. Durch

eine weitere Verordnung wurde der Kleinhandel (Ausschank) von Spirituosen an eine Konzessionierung geknüpft und mit einer Steuer belegt, sowie die Abgabe von Schnaps an die farbigen Angehörigen der Schutztruppe streng verboten. Endlich suchte ich den Schutz des Waldbestandes da, wo es nötig schien, durch eine Verordnung zu sichern, nach welcher auf beiden Ufern der nichtschiffbaren Gewässer ein Schutzstreifen von je 30 m Breite stehen zu bleiben hatte. Den Hauptmann Guse hatte ich beauftragt, mit seiner Kompanie zunächst den wilden Gebirgsstamm der Ngolo im Rio del Reybezirk zu unterwerfen und danach die Oberleitung im Buligebiet zu übernehmen, von wo Hauptmann von Dannenberg krankheits halber fort musste; Hauptmann Glauning übernahm die Station Nssapke und den dortigen Grenzbezirk. Den Bezirksrichter Diehl entsandte ich auf eine Inspektionsreise nach Wuri, Abo, Bakossi und Manenguba, von der er allerhand Interessantes mitbrachte. Die Verwaltung im Gebiet der Konzessionsgesellschaft Süd-Kamerun (Sanga-Ngoko) übernahm Freiherr von Stein als Ersatz für den gefallenen Rudolf Plehn und führte seine dortige schwierige Aufgabe mit Geschick und Erfolg durch. Eine sehr wertvolle Bereicherung erfuhr das Offizierkorps der Schutztruppe durch Einreihung des aus Ostafrika bekannten Hauptmanns Willi Langheld, der sich am 6. März bei mir in Buea meldete. Mit Duala wurde eine kürzere Verbindung über das Mungodorf Tiko hergestellt und durch Beamte der Reichspostverwaltung die Telegraphenstrasse Duala—Tiko—Buea in Angriff genommen und in kurzer Zeit fertiggestellt.

Oberleutnant Strümpell befand sich im Bangwalande zur Eintreibung der Kriegsentschädigung und gründete am 1. April an der Balistrasse den Militärposten Tinto, womit endlich wieder ein Anfang zur endgültigen Sicherung dieser einst von Dr. Zintgraff erschlossenen und seither arg vernachlässigten Strasse geschaffen war. Am Karfreitag den 5. April liefen lauter günstige Nachrichten ein: Hauptmann Guse machte im Ngololande gute Fortschritte und sah einer baldigen Beendigung seines Zuges entgegen, Hauptmann von Schimmelpfennig hatte am 27. Februar Simekoa erstürmt und Ordnung und Ruhe im Lande wieder hergestellt; er hatte in Yaunde Leutnant von Klinkowström zurückgelassen und befand sich auf dem Rückmarsch zur Küste. Endlich traf ein Telegramm der Kolonialabteilung ein, durch welches der Ankauf des Vorwerks Buea von der W. A. P. V. genehmigt wurde, wodurch die Möglichkeit gegeben war, die so überaus wichtig gewordene Zentralstation

in zweckentsprechender Weise zu vergrössern. Gleichzeitig kam als weitere Hilfskraft für das Gouvernement aus Berlin Assessor Dorbritz an. Ich konnte nun mein bisheriges Wohnhaus in Buea den dort stationierten Oberbeamten überlassen, bezog selbst die Bornmüllersche Villa jenseits des Bueabaches und traf die Vorbereitungen für einen dort dringend nötig werdenden Anbau, aus dem sich das viel umstrittene heutige Wohngebäude des Gouverneurs mit seinen Anlagen und Terrassen entwickelte. Am 14. April empfing ich abermals den Besuch von Sir Ralph Moor, mit dem ich gemeinschaftlich die Grenzfragen besprach und am 16. einen vorläufigen Grenzvertrag abschloss. Am 17. ritt Sir Ralph mit seinem Adjutanten Kapitän Woodruffe nach Viktoria hinunter, um seinerseits die Crossschnellen aufzusuchen und wegen der dort zu treffenden Einrichtungen direkt mit Glauning zu verhandeln. Eine willkommene Abwechslung bot mir der mehrtägige Besuch des mir wohlbekannten Hauptmanns von Döring aus Togo, der in Buea Erholung von einem schweren Küstenfieber suchte und fand. Leider musste ich „Nachtigal“ zu einer gründlichen Reparatur und Umbau nach Kiel schicken, so dass ich jetzt ganz ohne Seedampfer war; glücklicherweise konnte ich, um der schlimmsten Not abzuhelpen, durch die freundliche Vermittlung Sir Ralph Moors für einige Monate einen kleinen englischen Küstendampfer chartern, so dass ich wenigstens die allernotwendigste Verbindung zwischen meinen Küstenplätzen bis zum Eintreffen des neuen Gouvernementsdampfers aufrecht erhalten konnte.

Bezirksamtman Dr. Meyer hatte sich anfangs Mai mit einigen Polizisten und einer kleinen Eskorte von 20 Soldaten unter Leutnant Umber in das Bumbokoland nördlich von Bibundi begeben, um dort unter den widerspenstigen Häuptlingen Ordnung zu schaffen; am 15. Mai meldete mir sein Vertreter Krosigk, dass Meyer bei der Einnahme des Ortes Bovili schwer verwundet und in der Hängematte nach Bibundi transportiert sei. Ich entsandte sofort Stabsarzt Hoff mit einem Brandungsboot nach Bibundi, um Meyer abzuholen und zu behandeln. Letzterer hatte beim Sturm auf den Ort Bovili einen Schuss durch den Hut, einen zweiten in den linken Oberarm, und, als er sich umwendete, um einen Karabiner zu ergreifen, einen weiteren unangenehmen Schuss in den Rücken erhalten, der ihn kampfunfähig machte. Wenn die Wunden auch rasch und gut verheilten, musste Dr. Meyer doch zu seinem grössten Schmerz zur endgültigen Herstellung heim. Am 25. Mai empfing ich in Buea eine grosse Gesandtschaft des jungen Häuptlings Fonyong von Bali,

der mir den Tod seines Vaters Garega und seine Thronbesteigung förmlich anzeigte und mich seiner Treue und Ergebenheit versicherte — ganz nach berühmten Mustern; die gleichzeitig überbrachten Geschenke wurden reichlich erwidert, und wohlgemut trat die Gesandtschaft ihren Heimweg an. Es besuchte mich Hauptmann Langheld, mit dem ich weitere Dispositionen über die Verwendung der Truppe in nächster Zeit besprach, sowie der glücklich zurückgekehrte Hauptmann von Schimmelpfennig, der auch den fusskranken Oberleutnant Stieber mitgebracht hatte. Am 28. Juni erhielt ich die Nachricht, dass Hauptmann Cramer von Clausbruch mit Unterstützung von seiten des inzwischen zum Stationschef von Yaunde beförderten Oberleutnant Scheunemann nach Tibati und Jola abmarschiert sei, ein Vorgehen, welches, da übereilt und ohne Auftrag, von mir gerügt werden musste, schliesslich aber, da in dem von ihm verlassenen Lande alles ruhig blieb, keine weiteren üblen Folgen hatte. Die Bestrafung der Bumboko hatte Leutnant Umber gleich an Ort und Stelle inzwischen glücklich vollzogen. Am 8. Juli meldete sich bei mir in Buea der neuernannte Kommandeur der Schutztruppe Oberstleutnant Pavel, in dessen Begleitung sich sein späterer Nachfolger, der auf der Durchreise von Südwestafrika befindliche Oberst und nachherige General Müller befand. Selbstverständlich war es nun meine erste Aufgabe, mit Pavel die gesamte militärpolitische Lage des Schutzgebiets genau durchzusprechen und die Schritte zu vereinbaren, die zunächst unternommen werden sollten. Der Etat der Truppe war endlich auf eine Stärke gebracht, welche ein energisches Durchgreifen ermöglichte und setzte sich zusammen wie folgt:

Stab, sechs Feldkompagnien, eine Artillerieabteilung, eine Stammkompagnie, zusammen Europäer: Kopfbzahl 101, Farbige: Kopfbzahl 900.

Mit diesem Etat, der bis 1906 unverändert blieb, konnte an eine planmässige gleichzeitige Besetzung des ganzen Schutzgebiets gedacht werden. Am 15. Juli ereilte uns die Trauerkunde, dass der so siegesfroh zurückgekehrte Hauptmann von Schimmelpfennig ganz plötzlich tags zuvor an Schwarzwasserfieber in Duala gestorben sei. Die durch das Klima erschöpften Hauptleute Langheld und Guse mussten einen Heimatsurlaub antreten.

Von der im Süden unter den Herren Hauptmann Engelhardt und Oberleutnant Förster arbeitenden Grenzkommision liefen befriedigende Nachrichten ein; nach Fertigstellung der Arbeiten am Kampo begab sich die Expedition über Banana, Matadi, Brazza-

ville nach Sango-Ngoko. Ein am 29. Juli niedergehender schwerer Wolkenbruch hatte ein starkes Hochwasser zur Folge und verwüstete einen Teil von meinen neuen Terrassenanlagen. Aus Berlin traf Regierungsbaumeister Schütz ein, der in Buea ein regelrechtes Baubureau einrichtete und mit dem Bau des neuen Hauses anfang. Einige freie Tage benutzte ich zu einer eingehenden Besichtigung des Botanischen Gartens, in dem mir Dr. Preuss mit besonderem Stolz seine Kautschukulturen zeigte. Es standen da nebeneinander *Funtumia elastica*, auch *Kickxia elastica* genannt, *Hevea brasiliensis*, *mahinot glaziovii*, *ficus Vogelli*, *Castilloa* u. a.; von letzterer war eine grosse Anzahl Pflanzen an die Plantage Molive abgegeben worden. Am 10. August schickte Fonyong aus Bali abermals eine Gesandtschaft an mich, welche 100 Arbeiter für die W. A. P. V. und mir seinen jüngsten Bruder, den etwa achtjährigen Knaben Dsché zur Erziehung überbrachte, ein erneutes Zeichen für die Geschicklichkeit, mit der es Dr. Esser verstanden hatte, den Balihäuptling an das Interesse der Europäer zu fesseln. Hauptmann Glauning verlegte mit meiner vollsten Zustimmung die unpraktisch gelegene Station Nssakpe nach Ossidinge bei Abokum am Crossfluss, und Freiherr von Stein berichtete weiter über seine Reisen und die Anlage der Station Yukaduma. In dieser Zeit entwickelte sich die Gesellschaft Nordwest-Kamerun in sehr erfreulicher Weise; ihre Dampfer befuhren den Crossfluss bis Mamfe hinauf, in Mundame und Abonando wurden Pflanzungen angelegt. Diese Gesellschaft, die so vielversprechend begonnen hatte, krankte von Anfang an an zwei Übeln; einmal mangelte es an einer einsichtigen kaufmännischen Leitung; die ausgezeichneten Forschungsreisen Ramsays haben wohl der Kolonie erheblichen Nutzen gebracht, die Gesellschaft hat von ihnen aber nur Kosten und wenig Vorteile gehabt; sodann aber wurde die Gesellschaft sehr gegen meinen Willen durch die Kolonialabteilung in Berlin dadurch in ihrer Entwicklung gehemmt, dass es dem Gouverneur von Berlin aus einfach verboten wurde, der Gesellschaft das aufgesuchte Land zu Eigentum zu übertragen, ein Verfahren, welches dem Wortlaut der erteilten Konzession direkt widersprach, und welches ich noch heute nicht scharf genug missbilligen kann; denn dadurch wurde der Gesellschaft die Möglichkeit genommen, Land zu veräussern, zu verpachten, Wege zu bauen, kurz, alle jene Geschäfte vorzunehmen, die zum Gedeihen der Gesellschaft und zum Nutzen der Kolonie notwendig gewesen wären. Anfangs September schiffte ich mich an Bord S. M. S. „Habicht“

ein und stattete meinem alten Freunde, dem Generalgouverneur Don José d'Ibarra in Fernando Po einen Besuch ab. Letzterer hatte, meinem Beispiele folgend, sich eine etwa drei Stunden vom Hafen Santa Isabel entfernte Villa in den Bergen gebaut, und diese durch eine Maultierbahn mit der Küste verbunden. In Duala gab es wie immer viel Arbeit, die aber durch gelegentliche Fahrten auf den Flüssen versüsst wurde. Auch mein Jagdhaus in Malimba besuchte ich in grösserer Gesellschaft mit dem Dampfer „Soden“ wieder einmal. Dort meldeten sich bei mir Dominik und Bülow am 6. Oktober; beide kamen frisch aus Deutschland und ihnen hatte ich die Aufgabe zugedacht, das deutsche Panier in Nord-Adamaua und am Tshadsee zu entfalten. Ich erteilte Dominik eine genaue Instruktion, welche im wesentlichen dahin lautete, über Yaunde, Wute, Banjo, Kontsha nach Garua zu marschieren und dort als Resident Fühlung mit den Fullaherrschern von Nord-Adamaua und mit den Ländern am Tshadsee zu nehmen, nach der Art der englischen Residenten in den Haussa- und Fullastaaten. Dominiks Mission war um so wichtiger, als der englische Oberst Morland Yola erstürmt und den Emir Suberu auf deutsches Gebiet vertrieben hatte. Es war also höchste Zeit, auch unsererseits dort endlich einzugreifen und in dem deutschen Gebiet von Nord-Adamaua und am Tshadsee geordnete Zustände herzustellen, und das um so mehr, als mir bekannt war, dass in Dikoa, der Hauptstadt von Deutsch-Bornu, noch von Gentils Zeit her eine französische Besatzung lag. Mangels an geeignetem Personal und Mitteln hatte ich bisher hierin nichts tun können und auch Dominik musste sich noch vorerst mit zwei Unteroffizieren und 60 Mann der Truppe begnügen. Gleichzeitig mit Dominik marschierte Oberleutnant Nolte ab, um die Station Yokó zu übernehmen und von dort aus einen weiteren Posten nach Banjo vorzuschieben. In Yaunde waren in der Zwischenzeit erhebliche Fortschritte gemacht. Dominik berichtet darüber:

„Ganz Yaunde stand im Zeichen des Gummis, der im Lande selbst aus Lianen, in den weiteren Nachbargebieten durch Anzapfen der Kickxiabäume gewonnen wird. Die Yaundes, von denen ich mühsam die ersten im Jahre 1894 halb mit Gewalt zur Küste geführt hatte, waren zur Zeit in grossem Aufschwung begriffen, sie stellten die Gummikarawanen für die Firmen, d. h. sie zogen, von diesen mit Waren ausgerüstet, in ein Gebiet, wo die Eingeborenen es noch nicht verstanden, Gummi zu gewinnen. Ein intelligenterer Mann, des Lesens und Schreibens kundig, in der Regel aus Gabun

oder Accra, gründete mit den mitgeführten Waren eine Zweigfaktorei und unterwies mit Hilfe seiner Yaundes die Eingeborenen in der Gummibereitung.

Der aus den Bäumen oder Lianen abfliessende Gummisaft (latex) wird in Gefässen aufgefangen und aufgeköcht. Die erkaltete, sich zusammenballende Kautschukmasse wird stückweise in den Handel gebracht. Auf Trägerschultern wandert der Gummi in Säcken zur Hauptfaktorei an der Küste, wo er gewaschen, sortiert und verschifft wird. Zahlreich arbeiteten die Yaundes auch damals schon in den Kakaoplantagen an der Küste.

Von den grossen Gesellschaften im Viktoriabezirk gehen beständig Anwerber in das Innenland, wo sie freiwillige Arbeiter gegen einen Monatslohn von 10—12 M. und Verpflegung sammeln. Für die mitgebrachten Yaundes erhalten die Werber in der Regel ein bestimmtes Kopfgeld von ihren Auftraggebern. Auch als Soldaten und im persönlichen Dienst der Europäer waren schon damals viele Yaundes über die ganze Kolonie verstreut.

Besonders günstig auf die Entwicklung des Landes hat die Niederlassung der Pallotiner in M'folie, $\frac{3}{4}$ Stunden von der Station, eingewirkt. Mit scharfem Blick hat der Bischof Vieter ein unweit der Hauptstrasse gelegenes prächtiges Areal ausgewählt, in dessen Mitte auf einem sanft ansteigenden, eine wunderbare Aussicht über das freundliche Land gewährenden Hügel der Bau der Wohnhäuser für die Väter und Brüder mit anschliessender Schule damals gerade begonnen wurde.

Dominik → Ich schätze die Missionstätigkeit der Pallotiner auch deshalb besonders hoch ein, weil sie den Eingeborenen ein echtes, praktisches Christentum predigen, weil diese Missionare von früh bis spät selbst tätig, überall mit Hand anlegen und nicht nur das Beten betonen, sondern auch auf ihre Fahne das labora geschrieben haben. Handwerkskundige Brüder unterrichten die Eingeborenen in der Zimmerei, Schreinerei und Maurerarbeit, lehren sie Steine brechen und Ziegel machen, sogar die Schwestern habe ich bei der Feldarbeit zugreifen und ihren Schülerinnen mit gutem Beispiel vorgehen sehen. Die Yaundes sind lernbegierig, und viele Knaben nehmen nur aus dem Grunde als Hausjungen Dienst bei Europäern an der Küste, um nebenbei in der Schule dort lesen und schreiben zu lernen.

Auf der Station waren mehrere neue massive Häuser errichtet, und der befestigte Ausbau des Platzes war in den Jahren, in denen

ich Yaunde nicht gesehen hatte, vollendet worden. Viel Freude machte es mir, mit den Kameraden durch die Station zu gehen und Häuser und Tiere, Ziegelei und Brettschneiderei, Farmen und Gärten zu besichtigen.“

Am 12. Oktober trat Dominik seinen Marsch ins Innere an und erreichte auf dem ihm vorgeschriebenen Wege zu Neujahr 1902 Garua, wo inzwischen Hauptmann Cramer von Clausbruch einen Angriff Suberus zurückgeschlagen und den Oberleutnant Schlosser in einem befestigten Lager zurückgelassen hatte. Ich selbst fuhr wieder nach Duala zurück, um von dort aus Oberleutnant Pavel in Marsch zu setzen. Am 20. begab ich mich in Begleitung des Kommandanten S. M. S. „Habicht“, Korvettenkapitäns v. Koppelow, mit Dampfer „Soden“ nach Yabassi, wo Polizeiinspektor Biernatzki mit der Leiche des Assessors Freiherrn von Gagern zwei Stunden vor unserer Ankunft eingetroffen war. Am folgenden Morgen fuhren wir mit dem Sarge nach Duala zurück. Früh 7½ Uhr fand die feierliche Beisetzung auf dem hiesigen katholischen Friedhof statt. Fast sämtliche anwesenden Europäer versammelten sich um die angegebene Zeit in der katholischen Kirche, in welcher der Sarg, mit Palmen und Blumen geschmückt und mit der Reichsflagge bedeckt, vor dem Altar aufgebahrt stand. Es folgte ein durch den apostolischen Präfekten P. Vieter abgehaltenes feierliches Hochamt, sodann die Einsegnung des Sarges. Vor der Kirche erwartete den Trauerzug eine kombinierte Abteilung der Schutztruppe und der Polizeitruppe unter Führung des Leutnant Buthut, an der Spitze die Musik sowie eine Matrosen-Abteilung von S. M. S. „Habicht“, ebenfalls unter Führung eines Offiziers. Als der Sarg die Kirche verliess, präsentierten die Truppen das Gewehr, und unter den Klängen eines Trauermarsches begab sich der Zug auf den Friedhof. Nach einer weihevollen Rede des Priesters wurde der Sarg von Matrosen S. M. S. „Habicht“ in die Gruft hinabgelassen, und eine dreifache Salve des Truppenkommandos krachte zu Ehren Gagerns über das Grab, an welchem später ein von dem Vater des Dahingeschiedenen herausgesandtes Denkmal aufgerichtet wurde.

Am 24. Oktober brach Oberstleutnant Pavel mit der stärksten Macht auf, die ich bis jetzt ins Innere hatte entsenden können: Beim Stabe: Adjutant Leutnant von Gellhorn, Stabsarzt Zupitza, Leutnant Buthut für Routenaufnahmen; erste Kompagnie: Oberleutnant von Madai, Leutnant von Klinkowström, drei Unteroffiziere, 150 Mann; zweite Kompagnie: Oberleutnant Stieber, Leutnant Graf Stillfried, drei

Unteroffiziere, 150 Mann; sieben Reittiere, ein Schnelladeberggeschütz, 700 Träger. Diese Expedition hatte die Aufgabe, die noch immer unbotmässigen Bangwastämme endgültig zu unterwerfen und im Bangwalande eine feste Station anzulegen; sodann sollte die Expedition die Bandeng und Bafut bestrafen, welche sich seit Zintgraffs Niederlage in offener Empörung befanden und auch dort eine Station (Bamenda) anlegen; endlich bis Banjo vorrücken und dort die von dem inzwischen ermordeten Oberleutnant Nolte errichtete Station unterstützen und verstärken. Oberstleutnant Pavel führte diese Aufträge aus, fühlte sich aber durch Nachrichten aus Nordadamaua veranlasst, von Banjo aus nordwärts nach Garua und bis an den Tshadsee zu marschieren, um auch in Nordadamaua und in Deutschbornu eine starke Macht zu entfalten, was natürlich Dominiks Aufgabe wesentlich erleichterte, leider aber zur Folge hatte, dass die Aktion im Bangwalande zu sehr übers Knie gebrochen wurde und ein voller Erfolg, wie die Zukunft lehrte, dort immer noch nicht erzielt war. Den Schluss des Jahres brachte ich in Buea zu. In Viktoria und Soppo waltete wieder der rührige Dr. Esser seines Amtes als Chef der W. A. P. V. und bereitete damals schon den Bau seiner kühnen und so überaus nützlichen Plantagen-Bergbahn von Viktoria (Kakaohafen) nach Soppo vor. Ich war viel mit ihm zusammen und stattete auch den übrigen Plantagen, besonders Kriegsschiffshafen, Bibundi, Debundja, Molive u. a. Besuche ab. Viel Freude machte uns allen damals die unter Leitung des Stabshoboisten Gewalt stehende und ganz vorzüglich ausgebildete Musikkapelle der Schutztruppe; die Kapelle bestand aus freiwilligen Dualajungen und konnte es tatsächlich mit jeder deutschen Jägermusik aufnehmen. Angenehm überraschte mich ein Besuch des Herrn Arnold Amsinck, der als Schwiegersohn von Eduard Bohlen damals schon die Leitung der Westafrikanischen Woermannlinie übernommen hatte und einmal hier draussen an Ort und Stelle inspizierte. Im November besuchten mich Langheld und Frau auf längere Zeit; wir suchten damals zusammen das nachherige Militärquartier Soppo aus. Von Stationen und Expeditionen liefen gute Berichte ein und noch vor Jahresschluss wurde die Telegraphen- und Telephonlinie Viktoria—Buea dem Verkehr übergeben.

Der 1. Januar 1902 brachte die willkommene Nachricht, dass die Expedition Pavel nach Besiegung der Bangwa auch Bafut und Bandeng erobert und in Bamenda eine vorläufige Station angelegt habe. Meine Gesundheit hatte wohl infolge des häufigen Aufent-

halts in den Flüssen diesmal stärker gelitten, als sonst, so dass eine baldige Urlaubsreise nötig wurde. Noch erlebte ich das Wiedereintreffen der in Kiel vollständig reparierten „Nachtigal“, die Nachricht vom Tode des Gouverneurs Köhler in Togo und eine Bergbesteigung des Richters Diehl, der auf dem Gipfel des Kamerunberges heissen Schwefel gefunden hatte, trotzdem aber im Schnee vor Kälte fast erfroren war. Am 3. Februar übergab ich die Kolonie an den zu meiner Vertretung bestimmten Regierungsrat Plehn und trat in Begleitung von Kramsta die Heimreise an, unterwegs zur allmählichen Akklimatisierung einen Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln und in Madeira nehmend.

Kapitel IX.

Ausreise mit v. Brauchitsch und Kramsta. — „Herzogin Elisabeth“ in Kotonu; stürmische Fahrt. — Dr. Essers Bergbahn; die erste Lokomotive in Kamerun. — Arbeiterkommissar von Krosigk. — Grössere Eisenbahnprojekte. — Dominik in Adamaua; Schlacht bei Miskin. — Fahrt an der Küste; Hauptmann Thierry. — Musik an Bord. — Adolph Woermann und Frau. — Forcados; deutsch-englische Grenzexpedition; Hauptmann Glauning; Sir Ralph Moor. — Libreville; Gentil und Grodet. — São Thomé, Principe, Fernando Po. — Don Juan d'Ibarra; Musik an Land. — Langheld, Oberichter Ebermaier, Oberleutnant Stieber. — Mr. de Jonquières mit „Alcyon“. — Bamum. — Gesandtschaft. — Oberst Müller, Kommandeur der Truppe. — Hauptmann Engelhardt. — Etatsüberschreitungen. — Neues Haus in Buea fertig und bezogen. — Landwirtschaft in Buea. — Präfekt Vieter. — Gute Nachrichten. — Vorbereitungen zur Adamauareise.

Am 9. September 1902 verliess ich zusammen mit Brauchitsch und Leutnant Kramsta wieder einmal das gastliche Hamburg, um mit dem neuen und elegant eingerichteten Dampfer „Lucie Woermann“ die Wiederausreise in mein Reich anzutreten. Unsere Fahrt verlief ohne nennenswerten Zwischenfall, und schon am 3. Oktober ankerten wir auf der Reede von Kotonu, wohin ich mir die neue Gouvernementsyacht „Herzogin Elisabeth“, welche in meiner Abwesenheit draussen an der Küste eingetroffen war, zur Abholung hatte entgegen kommen lassen. Einen ungemein schneidigen und vornehmen Eindruck machte die schlanke, weisse Yacht mit ihrem etwas schräg gestellten gelben Schornstein zwischen den plumpen, grauen und schwarzen Schiffskörpern der französischen und deutschen Dampfer auf der Reede von Kotonu; und ebenso hübsch wie der Anblick des Schiffes, war auch der Aufenthalt an Bord desselben. Ausgerüstet mit elektrischem Licht, einer vortrefflichen Eismaschine und kühlen, luftigen Wohnräumen, hat mich die Yacht so manches liebe Mal über See getragen. Wenn ich immer schon gern mit der kleinen und primitiven „Nachtigal“ zur See gefahren war, um den verschiedenen Küstenplätzen meines Amtsgebietes Besuche abzustatten, so wurden diese Seereisen jetzt zu einem wahren Genuss.

Oft habe ich bei solchen Fahrten jenes hellen Junitages gedacht, an dem wir in grosser, lustiger Gesellschaft die Probefahrt der Yacht auf der Elbe mitmachten und die erlauchte Frau unter uns weilte, welche dem Schiff den Namen gegeben und durch ihre Teilnahme an der fröhlichen Elbfahrt dieser letzteren eine besondere Weihe verlieh.

Am nächsten Morgen stand eine so hohe Dünung, dass wir beim Umschiffen aus unserm in den Wellentälern wie begrabenem Brandungsboot häufig von den Schiffen nichts mehr sehen konnten. Trotzdem gelangten wir unter sachkundiger Führung des ersten Offiziers der „Lucie“ wohlbehalten an Bord und trafen am 6. des Monats nach stürmischer Fahrt in Duala ein, wo der Empfang und die Übergabe der Geschäfte in üblicher Weise von statten ging. Nur wenige Tage hielt ich mich auf und begab mich alsbald über Viktoria nach Buea, um dort meine gewohnte Tätigkeit wieder aufzunehmen. Das dortige Personal hatte einen weiteren willkommenen Zuwachs durch den Regierungs-assessor Steinhausen erhalten; auch traf ich Dr. Esser wieder an, der den in Dienste der W. A. P. V. übergetretenen Hauptmann von Besser mit dem Bau seiner Bergbahn betraut hatte, und wie immer eine unermüdliche Tätigkeit entwickelte. Die ersten 7 km der Gebirgs- und Plantagenbahn nebst 10 km Anschlussgeleisen waren durch Hauptmann von Besser fertiggestellt und in Betrieb, und mit berechtigtem Stolz führte mir Dr. Esser die erste, von ihm importierte Lokomotive im Kakaohafen vor, mit der wir zusammen die Strecke bis zum Ort Boniadikombo befuhren. Ende 1904 hoffte Dr. Esser mit der Hauptstrecke die Terrasse von Soppo zu erreichen, welche Hoffnung er glänzend verwirklichte. Hauptmann Thierry, bestimmt für Yaunde und dann als Ablösung für Dominik in Garua, und Graf Pückler, bestimmt für die Station Ossidinge, fand ich vor, sowie Herrn von Krosigk als Arbeiterkommissar, und sehr viel Arbeit. Am 30. November verabschiedete sich Dr. Esser mit seinen Begleitern von mir, um mit „Eleonore Woermann“ heimzukehren. Der Bau meines Hauses in Buea schritt rüstig vorwärts, nicht minder die Terrassen und die Gartenanlagen. Besonders stark trat gegen Ende des Jahres der Harmattan auf, ein trockener Wüstenwind, der Kälte und Sand mit sich führt und höchst unangenehm auf die Körperorgane einwirkt.

Während meines letzten Urlaubs hatte ich die am 27. bis 28. Juni abgehaltene Tagung des Kolonialrats mitgemacht und bei

Besprechung des Kamerunetats selbst wiederholt das Wort ergriffen. Es waren Beschlüsse gefasst worden über Behandlung der Konzessionsgebiete und der in ihnen wohnenden Eingeborenen, über die Besteuerung der Eingeborenen in Kamerun, über die Einrichtung von Versuchsgärten behufs Hebung der Eingeborenenkulturen, Errichtung von Handwerkerschulen, Grenzkommissionen und noch verschiedene andere Angelegenheiten, welche eingehendes Studium und angestrengte Arbeit erforderten. Schon lange bestand in Duala in der dortigen Maschinenwerkstatt eine Schule für junge Duala-schmiede, welche dort in ihrem Handwerk vervollkommnet und, soweit ihre Fähigkeiten ausreichten, zu Maschinisten ausgebildet wurden. Das Gouvernement wurde damit allmählich immer unabhängiger von dem Bezuge farbiger Handwerker und Maschinisten aus Togo und Accra. In Buea errichtete ich unter Leitung eines deutschen Handwerksmeisters eine Schule für Zimmerleute, Maurer, Bau- und Möbeltischlerei; besonders in letzterem Fach zeigten sich die Dualalehrlinge ausserordentlich geschickt und anständig.

Schon im Frühjahr 1897 war während meines damaligen Urlaubs zwischen mir und mehreren Kameruninteressenten die Frage der Erschliessung der Kolonie durch Eisenbahnen erörtert worden*); dieser Gedanke, dessen sich besonders der Konsul Karl René mit Feuereifer annahm, hatte dann immer greifbarere Gestalt gewonnen, und so war am 26. September 1900 in Berlin unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen das Kamerun-Eisenbahnsyndikat begründet worden; diesem Syndikat erteilte der Reichskanzler Graf Bülow unter dem 8. September 1902 eine Reichskonzession [zum Bau und Betrieb von Eisenbahnen in Kamerun. Im Auftrage dieses Syndikats bereiste Ende 1902 bis April 1903 eine Forschungsexpedition unter Führung des Regierungsbaumeisters Neumann die fraglichen Gegenden, um dieselben in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht gründlich zu untersuchen. Baumeister Neumann besuchte mich in Buea und stattete mir über seine Arbeiten Bericht ab. Bekanntlich entwickelte sich aus diesem Syndikat dann später unter Führung des Geh. Kommerzienrats Fr. Lenz die Kamerun-Eisenbahngesellschaft, welcher, obwohl sie den Bau der Kamerun-Nordbahn und der Kamerun-Mittellandbahn alsbald mit Eifer und Erfolg in

*) cf. „Kamerun und die deutsche Tshadsee-Eisenbahn von Karl René, Berlin, 1905, S. 6ff.

die Hand nahm, später leider unbegreiflicherweise durch Staatssekretär Dernburg ein grosser Teil der ihr durch die Konzession verliehenen Landrechte wieder entzogen wurde.

Im Norden der Kolonie hatte inzwischen Dominik noch vor dem Eintreffen der grossen Pavelschen Expedition zum Schwert greifen müssen¹⁾. Er hatte sich am 14. Januar mit dem von dem besiegten Bubanjidja heranmarschierenden Oberleutnant Radtke bei Giddir am Mao Lue vereinigt und beschlossen, mit seiner kleinen Macht — ausser ihm selbst Bülow, Radtke, ein Maschinengewehr und 90 Soldaten — sich den in Marrua unter Führung des Emir Suberu von Jola und des Lamido Amadu von Marrua versammelten und zum äussersten Widerstande entschlossenen berittenen Fullahorden in offener Feldschlacht zu stellen und damit den entscheidenden Schlag in Nordadamaua zu führen. Bei dem Farmdorf Miskin, etwa eine Stunde vor Marrua, schlug die Dominiksche Expedition die wütenden Angriffe der nach vielen Hunderten zählenden Fullahreiter ab und zog siegreich in Marrua ein; hier diktierte Dominik dem Lande die Friedensbedingungen und trat sofort in freundschaftliche Beziehungen zu Mandara und Dikoa; die Häupter der Aufständischen wurden geächtet und teilweise auf der Flucht niedergemacht; Suberu selbst flüchtete über die englische Grenze und wurde von dortigen Heiden erschlagen. In Marrua ernannte Dominik zum Lamido den Jerima Abdurrahaman Tshudi, einen älteren Prinzen aus dem regierenden Hause, der diese Wahl durch dauerndes Wohlverhalten durchaus rechtfertigte. Dominik und Bülow traten bald darauf einen Heimatsurlaub an; als Residenten verblieben nördlich des Benue in Garua Oberleutnant Sandrock, in Dikoa Oberleutnant Strümpell mit je einer Kompanie.

Ich konnte jetzt die Arbeiten in Buea für eine Weile dem Assessor Steinhausen überlassen und mich selbst wieder einmal eingehender mit den Zuständen an der Küste befassen. Zu diesem Zweck schiffte ich mich am 14. Januar 1903 mit Kramsta und meinem gewandten schwarzen Kanzlisten Acolatse an Bord der „Herzogin Elisabeth“ ein, ferner noch begleitet vom Hauptmann Thierry und zwei für das Innere bestimmten Schutztruppenärzten, Dr. Krawiezj und Dr. Fuchs. Am 19. ankerten wir auf der Reede von Kribi und setzten die drei Expeditionen in Marsch, Thierry nach Yaunde, die beiden Ärzte nach Jokó und Banjo; Bezirksrichter Diehl verwaltete das Bezirks-

¹⁾ Vom Atlantik zum Tshadsee, von Hans Dominik, Berlin, 1908, S. 99 ff.

amt und machte sich besonders verdient durch friedliche Aufklärungen im Hinterland von Batanga. Schon am 20. war ich wieder in Viktoria, wo der auf einer Dienstreise im Rio del Reygebiet befindliche Dr. Meyer durch Gerichtsassessor Krücke vertreten wurde, und übernachtete in Kriegsschiffshafen bei meinem alten Freund Friederici. Auf Anregung des letzteren und unter meinem Vorsitz hatte sich in der Kolonie ein Komitee gebildet zur Beschaffung von Mitteln für die Erbauung eines massiven Bismarckturmes auf der felsigen Spitze der dem lieblichen kleinen Hafen vorgelagerten Affenhalbinsel. Wir besichtigten den unter Friederici's Leitung rasch vorschreitenden Bau und beschlossen, den Turm der Regierung zur Anbringung eines Leuchtfuers für die bei der Zunahme der Schifffahrt dringend notwendig werdende Befeuerung der Kamerunküste zur Verfügung zu stellen. Es folgten einige arbeitsreiche Tage in Duala und am 27. eine stimmungsvolle Kaisersgeburtstagsfeier, bei der ich abends wieder einmal die Spitzen der Behörde, der Kaufmannschaft, der Missionen und das Offizierkorps S. M. S. „Wolf“ an meiner Tafel vereinigte. Als ich am 29. Duala wieder verliess, nahm ich meine schwarze Musik mit an Bord, um auch den Bewohner anderer Ortschaften einmal die Freude zu machen, die vorzüglich ausgebildete und tadellos spielende Kapelle zu hören. Der 1. Februar brachte eine frohe Überraschung: Mit „Eleonore Woermann“ traf Herr Adolf Woermann ein, der, begleitet von seiner treuen Lebensgefährtin, es sich nicht nehmen lassen wollte, die inzwischen so sehr veränderten Stätten seiner Jugendtätigkeit wieder einmal zu besuchen. Er zeigte auch bei dieser Gelegenheit den klaren und offenen Blick des grossen Hanseaten, freute sich mit uns über das Erreichte und gab aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen manch nützlichen Wink für die Zukunft. Es waren genuss- und lehrreiche Stunden, die wir zusammen verplaudern konnten, und besonders Frau Wörmann hatte ihre herzliche Freude, als abends nach einem gemütlichen Essen meine Musik ihre flotten Märsche und Lieder von Deck der hellbeleuchteten Yacht durch die laue Tropennacht über den schweigenden, von den dunkeln Waldbergen eingerahmten Hafen hinschallen liess. Ich brachte Woermanns mit meiner Yacht zu Friederici nach Kriegsschiffshafen und dampfte selbst nach herzlichem Abschied von meinen Gästen nordwärts, um mich im Forcadosflusse mit Sir Ralph Moor und der deutsch-englischen Grenzexpedition zu treffen, welche nun endlich die Grenze von Jola bis zum Tshadsee endgültig festlegen sollte. Am 4. Februar

steuerten wir morgens früh im Nebel die Flussmündung an, fanden nicht ohne Mühe die Ansegelungsboje, passierten die ziemlich wilde, der eigentlichen Mündung vorgelagerte Seebarre und ankerten nachmittags 3½ Uhr im Hafen von Forcados, in dem ein für westafrikanische Begriffe geradezu riesiger Dampferverkehr herrschte und Zeugnis ablegte für den regen Handelsverkehr, den die gewaltigen Wasseradern Niger—Benue der Küste zuführen. Am 6. vormittags machte ich einen Besuch an Land bei dem Distriktskommissar Mr. Burrowes, bei dem ich meinen Bekannten Kapitän Woodruffe vorfand, der hier mit Vermessungsarbeiten beschäftigt war. Spät am Nachmittage lief die englische Gouvernementsyacht „Ivy“ mit dem Begleitedampfer „Eko“ ein. Die gesamte deutsch-englische Grenzkommision mit allen Personal und Sack und Pack befand sich an Bord; die Herren hatten alle Hände voll zu tun, da sie noch am selben Abend mit zwei grossen Heckraddampfern nach Burutu weiterbefördert werden sollten. Hauptmann Glauning, der Chef der deutschen Abteilung, meldete sich mit seinen drei Offizieren bei mir an Bord und empfing seine letzten Anweisungen; lange sassen wir zusammen über dem noch recht unvollkommenen Kartenmaterial, bis endlich das Signal zum Diner ertönte; noch einmal konnte ich meine wackeren Landsleute zu einem frugalen Mahl mit eisgekühltem deutschen Wein und mit deutscher Musik bewirten und nur zu schnell nahte die Scheidestunde; um 11 Uhr abends war alles verladen, ein letztes Boot holte meine Gäste ab und flussauf dampften die beiden schwerfälligen Flussschiffe in das ungewisse Mondlicht hinein, einer noch ungewisseren Zukunft entgegen. Am Vormittag des nächsten Tages besuchte ich Sir Ralph Moor an Bord seiner stattlichen Yacht, frühstückte bei ihm und besprach mit ihm die Angelegenheiten der soeben ins Innere entlassenen Grenzkommision. Er geleitete mich in seiner Staatsgig zur „Herzogin Elisabeth“ zurück und besichtigte die zweckmässigen Einrichtungen der neuen Yacht. Da wir aber beide keine Zeit zu verlieren hatten, begab er sich alsbald wieder an Bord der „Ivy“; wir lichteten Anker und dampften, dem englischen Gouverneur zu Ehren mit klingendem Spiel und in Parade aufgestellten Mannschaften, an der „Ivy“ vorbei seewärts. Bedeckter Himmel und frische Brise machten den Aufenthalt an Bord nach der schwülen Luft zwischen den Flussufern besonders angenehm. Bei hellem Mondschein liefen wir nachts 10 Uhr in den Hafen von Santa Isabel ein, nahmen dort am nächsten Morgen früh frisches Gemüse und Obst ein und waren mittags

um 12 des 9. schon wieder in Duala, wo Meldungen und dienstliche Besprechungen in gewohnter Weise meiner harrten. Ich brachte eine Nacht an Land zu, während „Herzogin Elisabeth“ kohlte. Sobald aber „Rein Schiff“ gemacht war, ging ich wieder an Bord, um am 12. früh eine Fahrt nach Libreville zu machen, wo mich der Generalkommissar und berühmte Forschungsreisende Gentil zur Besprechung aller möglichen Grenzangelegenheiten erwartete. Trotz der Geschäfte kam aber auch die Geselligkeit zu ihrem Recht; dem Frühstück an Land im französischen Generalgouvernement folgte abends um 8 ein Diner bei mir an Bord der „Herzogin Elisabeth“, zu dem ausser Gentil und dem Gouverneur von Gabun Grodet noch mehrere höhere Beamte und Konsul Gebauer geladen waren.

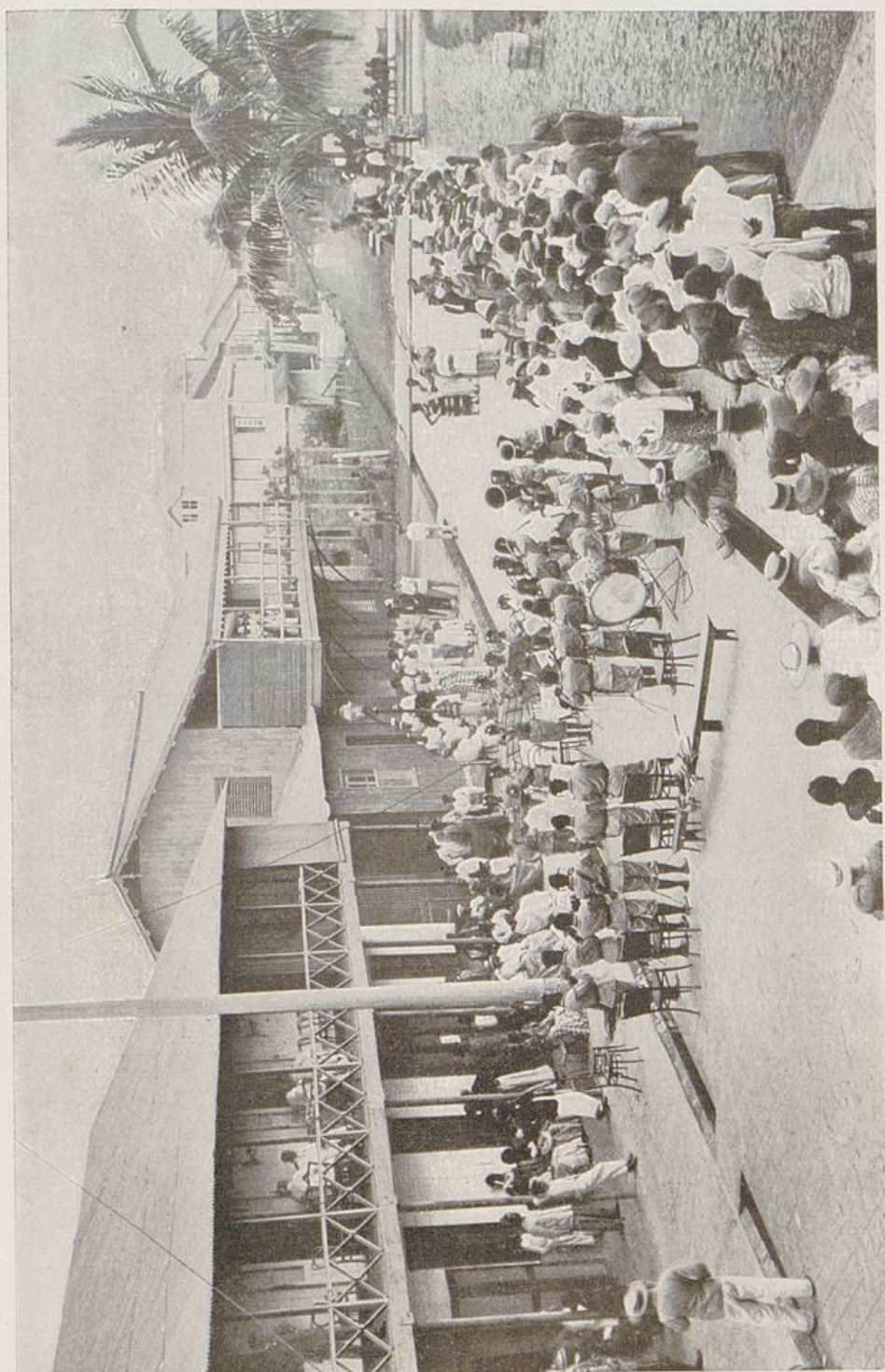
Am nächsten Nachmittag verliessen wir Gabun und dampften nach São Thomé; ich machte dort dem neuen portugiesischen Gouverneur einen Besuch, kaufte verschiedene Pflanzen für Buea ein und lieferte den von Duala aus mitgekommenen, in Heimatsurlaub gehenden Assessor Dorbritz an die „Martha Woermann“ ab. Am 18. und 19. besuchte ich die mir noch unbekannte portugiesische Insel Principe mit ihren blühenden Kakaoplantagen, am 20. ankerten wir wieder im Hafen von Santa Isabel. Verschiedene dienstliche Besprechungen mit Don Juan d'Ibarra veranlassten mich zu einem etwas längeren Aufenthalt, so dass ich bei dieser Gelegenheit etwas mehr von der schönen Insel zu sehen bekam.

Die Inseln Fernando Po und Annobón kamen im Jahr 1877 durch Staatsvertrag aus portugiesischem in spanischen Besitz, etwas später der Küstenstrich des Festlandes bei Bata, sowie der Muni-
fluss mit den der Mündung vorgelagerten Inseln Gross- und Klein-Eloby und Corisco. Fernando Po gehört zu einer der vulkanischen Erhebungen, welche vom Kamerungebirge anfangen und 150 km südlich des Äquators mit Annobón aufhören. Die Insel hat einen Flächeninhalt von ungefähr 2000 qkm und ist vom deutschen Festlande nur 35 km entfernt; die Bodenbeschaffenheit ist die gleiche, wie am Kamerungebirge; es befinden sich auf der Insel eine ganze Anzahl kleinerer Kakaoplantagen, hauptsächlich in der Umgebung von Santa Isabel und an der Bucht von San Carlos; Kaffee wird in kleinerem Massstabe angebaut, auch kommen die Produkte von Öl- und Kokospalmen, Kautschuk und wertvolle Hölzer zur Ausfuhr. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Insel liegen ziemlich im argen und erfordern einen jährlichen Staatszuschuss von 2—3 Millionen Pesetas. Der Pik der Insel ist etwa 3000 m hoch, und das Innere

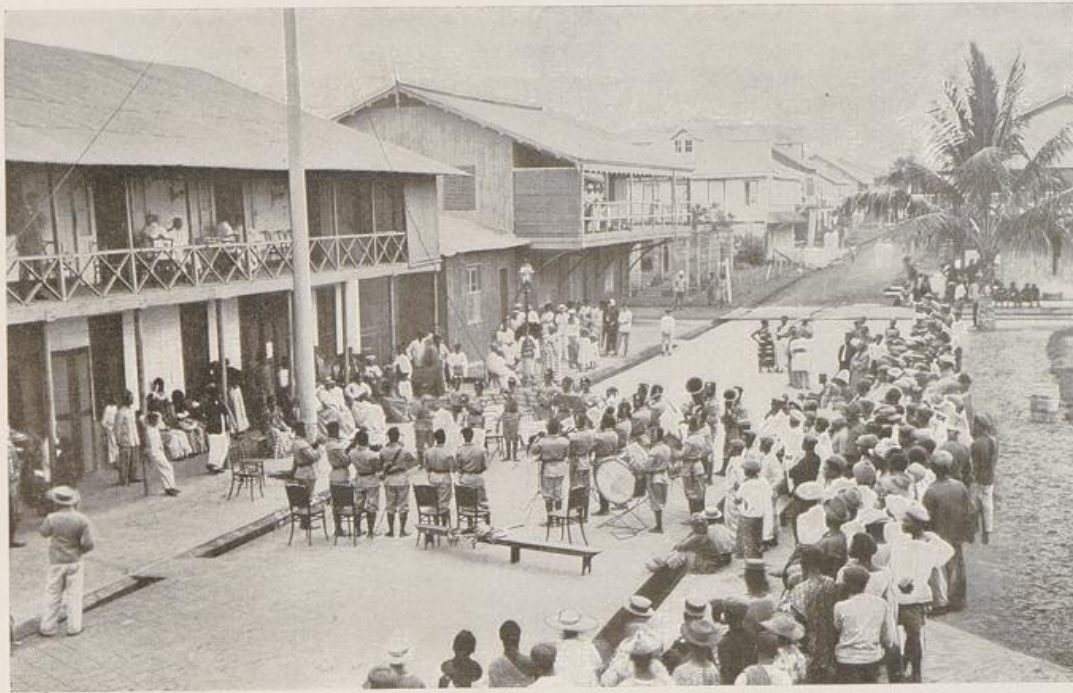
bewohnt von dem etwa 20000 Köpfe starken, ziemlich degenerierten Stamme der Bubi, mit denen die Spanier bis heute nichts rechtes haben anfangen können. Ein baldiger Erwerb der Insel durch das deutsche Reich wäre durchaus erwünscht.

Während eines Nachmittagsbesuchs liess ich auf dem grossen, mit Steinfliesen belegten Platze vor dem Wohnhause des Gouverneurs meine Musikkapelle spielen, was bei weiss und schwarz lärmende Begeisterung erregte; junge, schwarzäugige Spanierinnen promenierte mit Mantilla und Fächer, zu den Klängen der Musik sich in den Hüften wiegend, wie in Sevilla oder Madrid. Die spanischen Behörden hatten einen deutschen Staatsangehörigen anscheinend widerrechtlich in Haft genommen; ich erwirkte dessen Freilassung und traf am 23. in dichtem Nebel wieder in Duala ein.

Am 24. Februar meldete sich Dominik bei mir, der abermals einen Erholungsurlaub antreten sollte. Ich behielt ihn, da sein Dampfer noch nicht fällig war, vorläufig an Bord und nahm ihn mit auf einen abermaligen Besuch in Fernando Po. Auch nach Buea begleitete mich Dominik noch, und ich besprach dort mit ihm alle Einzelheiten meiner demnächstigen Inspektionsreise nach Garua und an den Tshadsee. Mit „Alexandra Woermann“ trafen ein das Ehepaar Langheld und Oberrichter Ebermaier, letzterer übte gleichzeitig die Funktion eines ersten Referenten beim Gouvernement aus mit dem Sitz in Buea; er arbeitete sich rasch ein und übernahm dann später die Vertretung während meiner Tshadseereise; seine spezielle Aufgabe war die durch das Anwachsen der Geschäfte notwendig gewordene Neuorganisation der Gouvernementsbureaus und Einteilung in Referate. Am 18. März meldete sich Oberleutnant Stieber bei mir, dem ich die Residentur am Tshadsee zugedacht hatte; er blieb von jetzt an längere Zeit bei mir und vertrat zeitweilig den wegen schwerer Erkrankung heimfahrenden Leutnant Kramsta. Am 19. März hatten wir den ersten Regentag dieses Jahres mit einem schweren Gewitter; die Regenzeit schien diesmal ungewöhnlich früh einzusetzen, ein Umstand, der keine günstige Wirkung auf die Gesundheit der Europäer in Buea ausübte. Durch Abholzen und Freilegen grösserer Flächen hat sich seither das Klima dauernd verbessert; es war nötig, dass frische Luft und Licht ungehindert auf den Waldboden einwirkten, um die Feuchtigkeit des Waldes und die Bergnebel allmählich zurück zu drängen. Am 30. erhielt ich die traurige Nachricht von der Ermordung des Leutnants der Schutztruppe Grafen Fugger in Marrua. Er war,



Die Musik der Schutztruppe in Fernando Po.



Die Musik der Schutztruppe in Fernando Po.

friedlich vor seinem Zelt auf dem Marktplatz unter einer grossen Sykomore sitzend, dem vergifteten Pfeil eines mohammedanischen Fanatikers zum Opfer gefallen; der ihn mit einer kleinen berittenen Eskorte begleitende Unteroffizier Brunow hatte die Untat auf der Stelle hart bestraft, so dass den in Eilmärschen aus Dikoa anrückenden Offizieren fast nichts mehr zu tun übrig blieb; es handelte sich um ein vereinzelt Verbrechen, welches keine weiteren Folgen nach sich zog. In diesen Tagen richtete ich unter Verwendung des vorzüglichen, klaren Gebirgswassers, welches natürlich noch filtriert wurde, eine kleine Sodawasserfabrik ein, deren Betrieb zunächst Familie Leuschner, später die Damen der Baseler Mission übernahmen; der vorzügliche selbst hergestellte Sprudel kostete nunmehr statt wie bisher die eingeführten Sauerbrunnen 50—70 Pf. nur noch 10 Pf. die Flasche. Am Charfreitag den 10. April hörten wir Europäer eine treffliche Predigt des Missionars Bizer in der Missionskirche, und am 1. Osterfeiertag besuchte mich der auf seiner Rundreise um Afrika in Viktoria abgestiegene bekannte Grossindustrielle und Kolonialpolitiker Moritz Schantz, mit dem so manches koloniale Problem erörtert wurde. Am Dienstag darauf kam, geschickt von meinem französischen Nachbar aus Libreville, das französische Kanonenboot „Alcyon“ nach Viktoria, dessen Kommandant Mr. de Jonquières mir mündliche Mitteilungen seines Gouverneurs überbrachte und mehrere Tage bei mir blieb. Täglich gingen jetzt schwere Tornados über Buea hin und erschwerten nicht nur die Bautätigkeit, sondern erzeugten bei Weissen und Farbigen vielfach rheumatische Beschwerden. Am 17. wurde der französische Kommandant von seinem Leutnant Mr. de Parsefal abgeholt, und abends feierten wir Ebermaier ab, der eine Informationsreise auf der Balistrasse unternehmen und hierbei den grossen und volkreichen, nördlich von Bali gelegenen Ort Bamum in Augenschein nehmen sollte. Ebermaier kreuzte sich mit einer Gesandtschaft des Sultans Joia von Bamum, welche am 23. April bei mir eintraf, und aus vier Grossen des Landes und 60 Trägern bestand. Joia schickte dem Gouvernement als Tribut zwei riesige Elfenbeinzähne und einen kleinen braunen Hengst, sowie alle Proben der dortigen Landeskultur, Baumwolle, Garn, Zeuge und Schnitzereien; er bat um Schutz des Gouvernements und um die Erlaubnis, stets direkt mit der Küste verkehren zu dürfen. Mit einem Schutzbrief und reichlichen Gegengeschenken kehrte die Gesandtschaft nach dreitägigem Aufenthalt in ihre Heimat zurück. Der 30. April brachte

mir endlich den langersehnten neuen Kommandeur der Schutztruppe Oberst Müller, der nun mit Unterstützung von Langheld an die Einrichtung des neuen Militärquartiers in Soppo mit Eifer herantrat. Während die Stammkompagnie unter einem älteren Offizier aus praktischen Gründen in Duala verblieb, wurde der Stab und eine Feldkompagnie nach Soppo gelegt. Da Soppo nur eine halbe Stunde Wegs unterhalb Buea gelegen und mit diesem durch eine vorzügliche Fahrstrasse verbunden war, konnte nun ungehindert ein täglicher mündlicher Verkehr zwischen Kommando und Gouvernement stattfinden, sehr zum Vorteil einer glatten Abwicklung der vielfachen Geschäfte. Am 1. Mai meldete sich Hauptmann Engelhard von seiner Grenzexpedition, und am 2. Ebermaier von seiner Rundreise zurück. Am 3. und 4. erhielt ich den willkommenen Besuch des Direktors Hupfeld aus Togo, mit dem ich so manche liebe Erinnerung aus alter Zeit austauschte. Der ganze Mai war sehr nass, brachte aber doch allerhand Gäste und hinderte schliesslich nicht einmal die Fertigstellung meines neuen Wohnhauses. Am 1. Juni waren sämtliche Fenster eingesetzt und die Fahnenstange als Abschluss des Ganzen auf dem Mittelturm angebracht worden. Nun konnten die aus Berlin längst eingetroffenen Möbel in den unteren Räumen ausgepackt, in die einzelnen Zimmer verteilt und eine ebenfalls aus Berlin gekommene vollständige Wasserleitungsanlage angebracht werden. Alle diese Einrichtungsgegenstände für sämtliche Räume des neuen Hauses wurden mir auf meine Bestellung hin durch die Kolonialabteilung geliefert, so dass man dort ganz genau wusste, wie gross das Haus, aus welchem Material es erbaut war und wieviel Räume es enthielt. Ganz unverständlich ist es mir daher noch heute, wie es geschehen konnte, dass ich wegen dieses Hausbaues, der ja unbedingt notwendig und als solcher von der Berliner Zentralbehörde auch anerkannt wurde, später im Reichstag so heftig angegriffen wurde, ohne dass der Kolonialdirektor oder einer seiner Räte die geeigneten Worte zu meiner Verteidigung fand. Wenn man mir Möbel für acht Zimmer heraussandte, so musste man doch auch wissen, dass diese acht Zimmer, bisher nicht vorhanden, neu gebaut waren; das wusste man nicht nur aus meinen Meldungen, sondern auch aus den vierteljährlich nach Berlin eingereichten Gebäudenachweisen. Aber mit den unsinnigsten Übertreibungen wurde mir öffentlich und unwidersprochen auch hier eine der beliebten Etatsüberschreitungen vorgeworfen.

Mit diesen Etatsüberschreitungen hatte es damals in Kamerun

überhaupt eine eigene Bewandnis. Dass sie vorkamen, lässt sich ja leider nicht bestreiten; aber durch wessen Schuld? Ich habe mir sagen lassen, dass Voranschläge für Neubauten auch in Deutschland fast regelmässig überschritten werden, weil nur zu häufig unvorhergesehene Ereignisse den Bau stören oder verzögern. Wieviel mehr aber ist das in Afrika der Fall. Von meinem Hausbau her entsinne ich mich zwei solcher Zwischenfälle: Zur Aufführung des Mauerwerks und zur Beaufsichtigung und Anleitung der etwa 50—60 hierbei beschäftigten eingeborenen Maurer und Handlanger stand mir ein einziger deutscher Mauerpolier zur Verfügung; der arme Mann hatte auch einmal unten in Viktoria bei einem Bau zu tun; er holte sich in den wenigen Tagen seines Aufenthalts am Hafen ein schweres Schwarzwasserfieber, an dem er plötzlich starb; da weit und breit kein Ersatz zu haben, musste ich um solchen nach Berlin telegraphieren mit dem Erfolge, dass nach zwei Monaten der Nachfolger eintraf; wie und was aber meine schwarzen Maurer- gesellen in dem langen Interregnum zustande gebracht hatten, das überlasse ich der Einbildungskraft der verehrten Leser, von denen einer oder der andere vielleicht auch seine Erfahrungen mit afrika- nischen Handwerkern gemacht hat. In Ermangelung von Kalk, Mörtel und anderer Bindematerialien mussten oben in Buea die massiven Gebäude, zu denen gebrochene Feldsteine verwendet wurden, mit Zement gemauert werden, der mit dem mühsam aus den Gebirgsbächen gewonnenen dunkeln Flusssand gemischt wurde. Vergeblich hatte ich wiederholt um regelmässige Zementlieferungen gebeten — das unmotiviert lange Ausbleiben der Sendung verzögerte und verteuerte meinen Neubau schon beträchtlich; da endlich traf, sehr gegen meinen Willen mitten in der schlimmsten Regenzeit, endlich eine Sendung von tausend Fass Zement auf der Reede von Viktoria ein, genug, um das Haus damit fertig zu bauen, wenn ich die Fässer nur erst oben in Buea gehabt hätte; leider aber war beim Löschen dieser empfindlichen Ladung die See so schlecht, dass 90 % meiner Zementfässer in die brandende See fielen und unbrauchbar wurden; auch der kümmerliche Rest hatte stark gelitten und war, oben angelangt, kaum noch zu brauchen, während die ersoffenen Fässer als Steinblocks bei der Uferbefestigung des Hafens Verwendung fanden. Ich hatte also wieder einmal keinen Zement und konnte doch meine Handwerker nicht entlassen, da ich sie sonst so bald nicht wieder bekommen hätte, musste mir daher, um überhaupt weiter bauen zu können, von verschiedenen

Faktoreien Zement zu ganz exorbitanten Preisen anschaffen. Dass solche Vorkommnisse, die in Afrika durchaus nicht ungewöhnlich sind, einen Bau nicht gerade verbilligen, liegt wohl ziemlich klar auf der Hand. Auch sonst habe ich manche eigenartigen Fälle erlebt, in denen Etatsüberschreitungen notwendig wurden, ohne dass irgendeinem Beamten des Gouvernements eine Schuld hätte beigegeben werden können. So bestellte ich einst auf Wunsch und Vorschlag des Kommandos der Schutztruppe 2000 Paar braune Segeltuchschuhe mit derben Sohlen unter Einsendung eines Musters; die Schuhe waren für die Kompagnien im Graslande bestimmt, welche beim Marschieren durch das harte, scharfe Steppengras ständig an Fusswunden litten; nach geraumer Zeit erhielt dann auch das Kommando 2000 Paar ausgesucht harter, dicker Lederschuhe, die den Leuten natürlich nicht passten und vollkommen unbrauchbar waren; vergebens versuchte ich, die Dinger dem Lieferanten oder der Kolonialabteilung zur Verfügung zu stellen; mir wurde einfach bedeutet, die Schuhe seien einmal abgenommen und weiter nichts zu machen. Da die Schuhe aber in Afrika unverkäuflich waren, wurden sie in den Kamerunfluss da versenkt, wo er am tiefsten, und die armen Soldaten zerrissen sich noch einige Monate länger die Füße, bis endlich die richtigen Schuhe eintrafen, die nun natürlich das Dreifache kosteten. Ein andermal bestellte ich für Gouvernment und Kommando 50 Tropenzelte, ebenfalls nach einem genau beschriebenen, nach Preis und Beschaffenheit festgestellten und in Westafrika erprobten Muster unter Angabe der einzigen deutschen Firma, welche damals diese Zelte lieferte, v. Tippelskirch & Co.; die Zelte sollten an die Kompagnien sowie an die Militär- und Regierungsstationen verteilt werden und waren schon lange dringendes Bedürfnis. Die Lieferung repräsentierte eine ganz hübsche Summe, da der Preis des Zeltes sich etwa auf 320 M stellte. Nun entdeckte, wieso, warum und auf welchem Wege weiss ich natürlich nicht, der mit der Ausführung der Bestellung beauftragte Beamte der Kolonialabteilung unglücklicherweise eine andere Firma, die sich anheischig machte, die Zelte das Stück 10 M billiger zu liefern. Und richtig, die Sparsamkeit siegte. Als aber die Zelte in Duala angekommen, und das erste derselben auf der Jossplatte aufgestellt war, da fiel denn doch bei der Besichtigung im ersten Unmut manches harte und für den verantwortlichen Absender nicht gerade schmeichelhafte Wort; das neue Zelt besass auch nicht eine einzige von den für die Tropen unbedingt zu verlangenden und genau be-

schriebenen Eigenschaften — es war ein Zelt etwa geeignet für eine Jagdexpedition nach Grönland oder Lappland, viel zu schwer, zu klein, ohne Überdach, ohne Luft und Licht, und entwickelte im Innern unter dem Einfluss der Tropensonne selbst im Schatten eine Hitze, dass man darin Eier kochen oder Brot backen konnte und der Aufenthalt für ein menschliches Wesen ganz ausgeschlossen war. Was aus diesen Zelten geworden ist, weiss ich nicht mehr; aber sie waren, wie die Schuhe, abgenommen und blieben da; 50 neue zweckentsprechende Zelte wurden eiligst bestellt und nachgeliefert. Wieder ein anderes Mal bestellte ich auf Antrag des Kommandos für Expeditionszwecke eine ganz leichte, in drei Trägerlasten zu verpackende transportable Feldschmiede, Preis etwa 300 M.; geliefert wurde statt dessen aus irgendeinem Militärarsenal in Spandau eine grosse, schwere, mit vier Pferden zu bespannende fahrbare Feldschmiede, wie sie, soviel mir bekannt, bei unserer heimischen Truppe in Gebrauch ist; Preis ungefähr 3000 M. Solche Beispiele könnte ich noch zu Dutzenden aufzählen, und aus all diesen kleinen einzelnen Verkehrtheiten, die regelmässig nicht etwa in der Kolonie, sondern in Berlin begangen wurden, setzte sich dann mitunter eine ganz grosse Etatsüberschreitung zusammen. Ich darf behaupten, dass die Hälfte bei allen Material- und Inventarbestellungen hätte erspart werden können, wenn das Gouvernement mit den Lieferanten direkt oder durch einen kaufmännischen Vertrauensmann hätte verhandeln können, eine Einrichtung, wie sie die englischen Kronkolonien längst besitzen (crown agents), die sich bewährt hat, und die wir nur nachzumachen brauchten. Wo also eigentlich die im Reichstag so oft gerügten Kolonialschlampereien damals begangen wurden, darf ich wohl der Kritik des Lesers überlassen.

Nun, mein neues Haus wurde trotzdem fertig und am 8. Juni von mir bezogen. Zur Feier dieses Ereignisses kam Oberst Müller herauf in Begleitung seines neuen Adjutanten, des Leutnant von Puttkamer. Die Herren halfen mir wacker beim Einrichten und folgten gern der Aufforderung, recht häufig in den neuen und behaglichen Räumen zu verweilen. Sehr willkommen war uns allen in der schweren Regenzeit ein Billardzimmer, in dem bei schlechtem Wetter für die nötige Körperbewegung gesorgt wurde. Auch der Postmeister Peglow aus Duala konnte die Annehmlichkeit des neuen Hauses geniessen und meldete mir hierbei die Fertigstellung der Telegraphenlinie Buea—Duala. Es war nun ein täglicher tele-

phonischer Verkehr mit Duala und Viktoria möglich. Die Linie Duala—Edea—Jaunde wurde alsbald in Angriff genommen. Als am 24. die Yacht „Ivy“ mit dem stellvertretenden Gouverneur Probyn aus Alt-Calabar in Duala einlief, konnte ich auf diese Weise alles Geschäftliche mit meinem neuen englischen Nachbar besprechen, ohne dass derselbe durch Nebel und Regen zu mir herauf zu kommen brauchte. Eine weitere Personalvermehrung brachte die Ankunft der Assessoren Lämmermann und Adae. Am 1. Juli hörten wir, dass der Woermannsdampfer „Lulu Bohlen“ an der Küste gescheitert und untergegangen sei; vom 3. bis 6. war der deutsche Konsul Franoux aus Monrovia mein Gast in Buea und berichtete mir über die Zustände in der wohlbekannten Negerrepublik, die sich anscheinend seit meiner letzten Anwesenheit daselbst nicht gerade verbessert hatten. Wir besichtigten die von Deistel oberhalb der Station angelegte Chinchonapflanzung, in der sich die jungen Bäume gut zu entwickeln schienen. Später wurden die wertvollen Bäume, deren Rinde das für die Tropen so wichtige Chinin liefert, auf einen noch höheren Standort versetzt. Auch der apostolische Präfekt H. Vieter besuchte mich in diesen Tagen mit zwei seiner Paters; er hatte die sehr schön auf dem Gebirge etwa drei Stunden von Buea entfernt liegende Pallotiner-Missionsstation Engelberg besichtigt und war auf der Durchreise nach Duala.

Buea hatte sich inzwischen prächtig entwickelt. Über seine dortige Kulturarbeit berichtete der Gärtner Deistel folgendes:

„Klima und Boden von Buea sind von ausserordentlicher Fruchtbarkeit. Die höhere Gebirgslage ermöglicht allerdings nicht die Pflege rein tropischer Kulturen, doch gedeihen die meisten subtropischen Gewächse vorzüglich. Auch verschiedene Kulturpflanzen des mittleren Europa werden seit einigen Jahren mit gutem Erfolg angebaut. Unter letzteren stehen an erster Stelle fast sämtliche deutsche Gemüse, einschliesslich Kartoffeln, Spargel usw.; dergleichen liefern diverse europäische Getreidearten und Futtergräser gute Resultate. Auf der noch oberhalb der Station liegenden Sennerei ist in weitem Umkreis der dichte Wald geschlagen, der Boden gerodet und auf diesen ziemlich bergansteigenden Feldern Hafer und Gerste ausgesät, sowie verschiedene Gräser, Esparsette, Luzerne und einige Kleearten, die in gutem Gedeihen stehen, oder deren aufgehende Sämereien sich kräftig entwickeln. Die Trockenzeit ermöglicht auch eine reiche Heuernte des in den Parkanlagen ausgepflanzten Grases; alles übrige wird zu Grünfutter verbraucht.

v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun.

17

Besonders gut ist roter Kopfklee gewachsen, und von diesem sind zur Samenzucht einige Beete angelegt.

Von eigenem Interesse ist die Anzucht deutschen Obstes, das vor Jahresfrist in jungen, der Baumschule entnommenen Hochstamm- und Strauchformen aus Deutschland bezogen wurde. Die Bäumchen sind mit nur wenig Ausnahmen angewachsen und stehen zurzeit mehr oder weniger gut im Trieb. Auch diese Obstanlage ist noch oberhalb der Station gelegen, und scheint der lehmige, humusreiche Boden den Bäumchen zu behagen, wie auch die gute Aussicht vorhanden ist, dass sie sich an das Klima von Buea gewöhnen*). Erdbeeren dagegen sind schon seit einigen Jahren in Kultur und liefern gute Erträge. Rhabarber ist in diesem Jahre zum erstenmal ausgesät, gut aufgegangen, verpflanzt und steht bereits in kräftigem Wachstum.

Mit tropischen und halbtropischen Kulturpflanzen sind verschiedentlich Versuche gemacht worden. Die Kultur des Kakao ist in höheren Lagen, wie Buea, ausgeschlossen. Einige hier ausgepflanzte Bäumchen stehen kümmerlich und kränkeln. Kaffee würde für die Lagen sehr ertragreich sein, wenn nicht der Kaffee- käfer und andere Krankheiten auftreten würden. In einer grösseren Pflanzung von *Coffea arabica* stehen jüngere Pflanzen kräftig und vollbelaubt; haben jedoch die Stämme der Bäumchen eine gewisse Stärke erreicht, so bohrt sich die betreffende Raupe an dem unteren Teile des Stammes ein und geht innen empor, das Mark des Baumes zerstörend. Die Blätter werden dann gelb und fallen nach kurzer Zeit ab, so dass dann nur noch das tote Gerüst der Bäume bleibt. Viel erfreulicher ist das Gedeihen des Teestrauches, von dem hier einige grosse, dicht belaubte, kräftige Sträucher stehen. Sie haben sämtlich reichlich geblüht und sind nun gegenwärtig dicht mit Früchten besetzt, die zur Reifezeit ausgesät werden sollen, und würde sich dann mit den aufgehenden Pflänzlingen ein grösserer Anbauversuch anstellen lassen.

Von ausserordentlicher Fruchtbarkeit ist der Mais, der im Jahre zwei reiche Ernten ergibt, mit demselben sind grössere Felder bestellt. Gleich dem Mais überaus fruchtbar ist das enorm hohe Guineakorn oder Negerhirse (Durrha), welches ein gutes Pferdefutter liefert. Sehr ertragreich ist ferner die Kultur der

*) Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht; die Bäumchen begannen im dritten Jahre zu kränkeln und gingen ein.

Banane, die auch hier oben in Buea noch die mächtigen hohen Büsche wie in der Ebene bildet. Auf der Station ist nur die Obstbanane „*Musa sapientum* L.“ in Kultur, während die „*Musa paradisiaca* L.“ vielfach von den Eingeborenen angebaut wird. Sehr kräftig wächst der Tabak, der hohe Stauden mit grossen breiten Blättern entwickelt. Rizinus kommt wild ausserordentlich häufig vor, wahrscheinlich in zwei Varietäten. Er bildet zunächst dichte hohe, oft baumartige Büsche mit reichlichem Samenansatz und wird von den Eingeborenen vielfach als Hecken um ihre Hütten angebaut.

An Zierpflanzen haben die Park- und Gartenanlagen der Station ein reiches Material an schönen holz- und krautartigen Pflanzen, auf Beeten ausgepflanzt, zu Gehölzgruppen vereinigt, oder als Solitärpflanzen auf den frischgrünen Rasenplätzen. Auch von den Zierpflanzen gehört ein sehr grosser Teil den nördlicheren Zonen an; so stehen fast die sämtlichen deutschen Sommerblumen hier in schönster Blüte, wie Nelken, Georginen, Zinnien, Tayetes, Gartenkressen, Gartenwinden und viele andere. Ganz besonders üppig aber gedeihen die Rosen, Remontant sowohl als Teesorten. In kurzer Zeit entwickeln sie sich zu den kräftigsten, dichtbelaubtesten Büschen, die kaum im Schnitt zu halten sind; Knospe über Knospe bildet sich an jedem Trieb, den ganzen Busch bald mit überreicher Blütenfülle überdeckend.

Tropische Zierpflanzen gedeihen auch hier, wie einzelne Nutzpflanzen, gar nicht oder nur kümmerlich. Die buntblättrigen Krotonsträucher, die sich unten in Viktoria zu hohen dichten Büschen auswachsen, bleiben hier oben kümmerlich, kränkeln und gehen ein. Ähnlich verhält es sich mit vielen anderen. Doch bieten die halbtropischen Gewächse eine Fülle der schönsten, reichlich blühenden oder buntblättrigen Zierpflanzen. So ist vor anderen eine Daturaart, zumeist als Solitärpflanze auf Rasenplätzen ausgepflanzt, eine fast beständig blühende schöne Pflanze. Sie ist reich mit den grossen, reinweissen, herunterhängenden Trompetenblumen besetzt, die besonders abends einen scharf aromatischen Duft, ähnlich dem der Gardenia, verbreiten. Ihr folgt eine hübsche, blau blühende Thumbergia. Im besten Wachstum stehen die Hibiscus rosa sinensis-Arten mit ihren grossen Blüten in leuchtend scharlachroter Farbe. Auch Gardenia florida gedeiht gut. Einen weiteren Schmuck verleiht als Isolierpflanze den Rasenplätzen eine Magnolie mit ihren schönen weissen Blüten. Erwähnt seien noch Allamanda, Tecoma Smitii, Bignonien, Oleander, Ixora coccinea u. a. m. Besonders

üppig gedeihen Cannaarten, die sich vorzüglich zu Blattpflanzen-
gruppen eignen. Solche Gruppenpflanzungen sind zumeist ein-
gefasst von den wirkungsvollen, buntblättrigen Caladien. Ausser
diesen wird noch eine grosse Anzahl dekorativer und schön
blühender Gewächse kultiviert.

Zur Anzucht des Pflanzenmaterials ist geeignetes Land zu einer
Pflanzschule hergerichtet, in welcher die Pflanzen entweder durch
Stecklinge oder durch Samen herangezogen werden. Im Anschluss
an diese Pflanzschule wird eine Baum- und Rosenschule angelegt.“

Aufführung der in den Stationsanlagen von Buea kultivierten Pflanzen.

1. Nutzpflanzen.

Obst, tropisches und halbtropisches:

Musa paradisiaca L. und *Musa sapientum* L.

Ananas sativus. Gedeiht schwieriger, bisher nur eine Pflanze mit
Fruchtansatz.

Ficus carica. Einige junge Bäumchen stehen in bestem Wachstum
und haben Früchte angesetzt.

Anona cheriniolia und *Anona squamosa*. Mehrere junge Bäumchen
von beiden Arten angepflanzt, die jedoch nur langsam in
ihrem Wachstum fortschreiten.

Persea gratissima Faern. Avogatbirne. Gedeiht sehr gut. Von
dieser sind im Juni reichlich Samen zur Anzucht ausgesät, die
zum grössten Teil aufgingen.

Citrus. Einige Arten angepflanzt, die jedoch grösstenteils noch sehr
klein sind. Leider fehlt die Artenbezeichnung.

Mangifera indica B. Mango. Dieser in der Ebene so rasch wach-
sende und sich mächtig entfaltende Baum wächst in Buea nur
langsam weiter, vierjährige Bäumchen setzen kaum einige
Früchte an.

Carica papaya, Melonenbaum. In Buea schwachwüchsig mit nur
kleinen Früchten.

Eryobothria japonica, japanische Vollmispel. Entwickelt sich äusserst
kräftig, mit dichtem Laub, und bildet meist gedrungene, volle
Bäume.

Morus alba und *Morus nigra*. Die angepflanzten Sträucher ent-
wickeln sich zumeist kräftig, sind jedoch noch zu jung, um
zu blühen.

Amygdalus, Mandeln, bittere, süsse. Von beiden Arten wurde eine Anzahl Samen ausgesät, die aufgingen und gegenwärtig verpflanzt sind.

Artocarpus incisa. Diese Bäume gedeihen nicht besonders.

Hibiscus esculentus B. Ochro.

Xanthosoma diveaceum, Coco (einheimisch).

Rhabarber.

Deutsches Obst wurde angepflanzt, gedieh aber nicht.

Erdbeeren in verschiedenen Sorten, die vorzügliche Erträge gaben und sich rasch ausbreiteten.

Gemüse: fast das sämtliche europäische Gemüse, einschliesslich Kartoffeln, Spargel usw.

Getreide: Zeamays B., Gerste, Guineakorn, Hafer.

Futtergräser: Klee, Espарsette, Luzerne, diverse Heugräser.

Genussmittel: *Coffea arabica*, *Coffea liberica* Hiern., *Thea sinensis*, *Erythroxylon Coca* Lam., *Nicotiana tabacum*.

Gewürze: *Cinnamomum ceylanicum*, der in Buea nur langsam wächst und kaum zu ernten sein wird; er dient hier meist als Ziergehölz.

Laurus nobilis, Lorbeer.

Monodora myristica Dun. Hohe Bäume desselben treten vielfach in den Bergwäldern auf.

Öl liefernde Pflanzen:

Arachis hypogaea, Erdnuss. *Ricinus communis*.

Kautschuk liefernde Pflanzen:

Neben vielen einheimischen Kautschukpflanzen, wie *Ficus*- und *Landolphia*-arten sind in Buea in Kultur:

Ficus elastica Roeb. Bleibt hier oben niedrig; nur als Dekorationspflanze verwandt.

Kickxia africana Benth. Einige junge Pflänzlinge aus dem Botanischen Garten in Viktoria wurden hier ausgepflanzt und scheinen sich gut weiter zu entwickeln.

Faserpflanzen:

Furcroya gigantea Vent.

Verschiedene Nutzhölzer: *Casuarina muricata*, *Eucalyptus globulus*, *Thuja occidentalis*, *Musanga Smitti*, *Swietenia Mahagoni*, *Orostigma Vogelii*, *Spathodea campanulata* P. B.

Bambus, zwei Arten: *Bambusa vulgaris*. Gedeiht sehr gut, die einzelnen Büsche haben noch nicht den enormen Umfang und die mächtige Höhe der einzelnen Triebe wie im Tieflande erreicht, doch lässt das gedeihliche Entwickeln der dichten Büsche die gleiche Grösse erwarten.

Dendrocalamus strictus. Dieser in trockenen Gegenden Vorder- und Hinterindiens heimische Bambus, dessen lange, schlanke Triebe in seiner Heimat vielfach zu Lanzenschäften verwendet werden, scheint für das Klima in Buea sehr geeignet zu sein.

2. Zierpflanzen.

Blühende Gehölze.

Thunbergia erecta Benth.

Hibiscus rosa sinensis A. in drei Varietäten.

Gardenia florida L.

Magnolia, griechische Varietäten.

Thevetia neriifolia Fuss. Dieser zu den Arzneipflanzen gehörige Strauch wird in Buea nur als Ziergehölz, der schönen gelben Blüte wegen, verwandt. Er bleibt hier zunächst ein niedriger Strauch.

Allamanda neriifolia Hock.

Allamanda Schottii. Diese Art gedeiht bei weitem nicht so üppig, wie z. B. in Duala, wo ihre Zweige sehr lang austreiben und dicht mit den schönen grossen, rein gelben Glockenblumen besetzt sind.

Plumiera alba. Kommt wohl zur Blüte, doch bleibt sie meist klein und kümmerlich.

Tecoma Smittii, *Nerium oleander*, *Ixora coccinea*, *Putranjiva*, *Roxburghii* Wall., *Duranta Plumieri* L., *Datura*, *Clerodendron fallax* Lindl., *Spathodea campanulata* P. B.

Dekorative Gehölze:

Erythroxylon Coca Lam., *Thuja occidentalis*;

Casuarina muricata, *Juniperus japonica*, *Croton*;

Eucalyptus globulus, *Dracaena*, buntblättrige und grün belaubte, *Furcroya gigantea* Vent., *Musa Ensete* Gmel.

Schlingpflanzen.

Hedera Helix, Efeu, *Bignonia*arten, *Clerodendron Thomsonae*;

Balf. f., *Jpomoea*, verschiedene Arten;

Tropaeolum Lobbianum, *Passiflora coerulea*;
Passiflora quadrangularis B., *Convolvulus tricolor*.

Rosen:

Gloire de Dijon, Maréchal Niel, Souvenir de la Malmaison, La France,
Perle de Lyon, Sunset, Camoens, Franziska Krüger, Grace
Darling, Beauté de l'Europe, General Jaquinot, Safrano, Cen-
tifolia.

Krautartige Pflanzen:

Acanthus montanus F. And., *Geranium*, diverse Varietäten;
Fuchsia fulgens, *Heliotrop peruvianum*, *Canna Chroix*-Arten;
Russelia funcea Zucc., *Xanthosoma diolaceum*, *Caladium*, bunt-
blättrig.

Viola odorata, weissblühendes Veilchen.

Iris germanica, Schwertlilie.

Amaryllis Eucharis, einheimische, prächtig blühende Zwiebelpflanze,
noch unbestimmt.

Sommerblumen, fast die sämtlichen deutschen.

Dahlien, einfache und gefüllte.

Orchideen. Neben einer reichen Anzahl in den Wäldern von Buea
einheimischen Orchideen, die meist prächtige und interessante
Blüten entwickeln, sind im vorigen Jahre von dem königlichen
Botanischen Garten in Berlin einige schöne Arten eingeführt.
Die einheimischen Orchideen sind zum grössten Teil noch
unbekannt, botanisch noch nicht bestimmt. Vom Berliner
Botanischen Garten wurden die folgenden Arten eingeführt:

Coelogyne cristata und *Coelogyne flaccida* Ldt.

Oncidium sphacelatum, *Paphiopedilum villosum*, *Paphiopedilum bar-
batum* Ldt.

Über die Teeversuchspflanzung in Buea berichtet Deistel ferner
folgendes:

„Vor etwa sechs Jahren (1897) wurden in Buea einige Tee-
sträucher angepflanzt. Dieselben entwickelten sich günstig, mussten
jedoch im Jahre 1899 infolge eines Neubaus fortgenommen werden
und sind, schon als volle, buschige Sträucher, einzeln im Stations-
park verpflanzt. Einige vertrugen die Verpflanzung nicht und gingen
ein. Die übrigen haben sich jedoch fortgesetzt günstig entwickelt
und sind schöne, pyramidenförmige, kräftige Sträucher geworden.
Diese Teesträucher brachten einigen Samen, der im Jahre darauf

ausgesät wurde. Die hieraus erzielten Pflänzlinge ergaben das Pflanzmaterial zur Anlage eines kleinen Teegartens in Buea. In gehöriger Entfernung ausgepflanzt, gediehen die Pflänzlinge günstig weiter und sind jetzt zu ansehnlichen Sträuchern herangewachsen. Hiervon stehen in dem erwähnten Teegarten 30 Sträucher. Ein Schnitt, wie derselbe in den Kulturdistrikten Indiens an den $1\frac{1}{2}$ bis 3 jährigen Teesträuchern 30—50 cm über der Erde ausgeführt wird, ist noch nicht gemacht worden. Jetzt, nachdem die Sträucher $1\frac{1}{2}$ m hoch gewachsen sind, soll derselbe geschehen und dann jährlich wiederholt werden, wie es in den Teekulturen geschieht. Zu diesen Sträuchern sind weitere 30 Pflänzlinge aus dem Botanischen Garten in Viktoria hinzu gekommen. Ende vorigen Jahres angepflanzt, treiben dieselben gut.

Von den alten Sträuchern, die ungemein kräftig heranwuchsen und reichen Blüten- und Samenansatz brachten, sind weitere Samen gesammelt und in gut bereitete Saatbeete ausgesät worden. Die Samen keimten gut, und es sind 150 Sämlinge herangezogen. Nachdem die Pflänzlinge genügend erstarkt waren, sind sie in letzter Zeit ausgepflanzt worden. Wie in den Teedistrikten am Himalayagebirge in Indien zur Anlage einer Teepflanzung meist Bergabhänge, die in östlicher und südöstlicher Richtung liegen, gewählt werden, eignen sich in Buea die oberen Grasabhänge des alten Parkes entsprechend für die Anpflanzung. Es wurde ein von zwei parallel laufenden Wegen eingefasster Rasenplatz gewählt, auf demselben wurden tiefe Pflanzlöcher ausgehoben, mit guter Erde angefüllt und in diese die Pflänzlinge gesteckt. Der gewählte Abhang ist südöstlich gelegen und hat die volle Morgensonne. Als Pflanzweite ist, wie auch unter ähnlichen Verhältnissen in Indien, $1\frac{1}{2}$ m zwischen und in den Reihen gewählt. In dieser neu angelegten Teepflanzung stehen also 200 Pflänzlinge. Des weiteren sind 270 Pflanzlöcher mit je zwei frischen, jetzt geernteten Samen belegt, nach deren Aufgehen die Pflanzung einen Bestand von 470 Teesträuchern aufweist. Die Pflanzung umfasst etwa $\frac{1}{8}$ ha und könnte im nächsten Jahr durch eigene geerntete Samen sehr vergrößert werden. Die Grasabhänge haben den Vorteil, dass bei dem schweren Regen die Erde und besonders die obere Humusschicht, welche die Pflänzlinge gerade in der ersten Zeit nötig bedürfen, nicht fortgeschwemmt wird. Damit das Gras den Pflänzlingen nicht die Nahrung entzieht, wird um jeden derselben eine grössere Fläche kreisförmig gereinigt und der Boden gelockert, so

dass auch die Luft Zutritt gewinnt. Auf diese Weise bleibt stets der gute Boden den Pflanzen gewahrt, und die schweren Regen können nichts schaden. Natürlich muss das Gras stets kurz gehalten werden. Sind die Sträucher erst grösser geworden, so unterdrücken sie selbst teilweise das Gras. Diese Methode des Kreisereinigens hat sich in den Kameruner Pflanzungen am besten bewährt. Irgendwelche Schädlinge sind an den Teesträuchern bisher nicht aufgetreten.“

Deistel fasst als Ergebnis der bisherigen Versuche zusammen, dass der Tee im Kamerungebirge gut wächst, voll und buschig wird und zahlreiche gesunde Blattriebe in dichtester Fülle bringt. Boden und Klima bezeichnet er als günstig für die Teekultur.

Die Allgäuer Stammherde auf der Sennerei gedieh andauernd vortrefflich und vermehrte sich normal. Die in Buea geborenen Kälber entwickelten sich sogar so gut, dass sie die aus dem Allgäu eingeführten Tiere an Form, Gewicht und Milchertrag übertrafen, ein sicheres Zeichen dafür, dass die Akklimatisierung vollkommen gelungen war. Es wurden nun allmählich versuchsweise junge Allgäuer Stiere zu Kreuzungszwecken in die Ebene und an tiefer gelegene Stationen abgegeben; es zeigte sich aber bald, dass die Allgäuer zu ihrem Wohlbefinden die frische Bergluft in 1000 m Höhe nicht entbehren konnten; die abgegebenen Tiere gingen sämtlich nach kurzer Zeit ein, so dass von diesen Versuchen Abstand genommen wurde. Um so eifriger warfen wir uns aber nun auf die Kreuzungsversuche in Buea selbst; zu diesem Zweck diente das unterhalb der Station gelegene Vorwerk Buea, über dessen Einrichtung und Entwicklung der Leiter Landwirt Godtknecht am Schluss des Jahres 1903 folgendes berichtete:

„Auf dem Terrain, wo jetzt die Gebäude des Vorwerks Buea stehen, befand sich bis zum Anfang des Jahres 1901 die sog. Schäferei. Hier wurde das Palavervieh der Station Buea unter Aufsicht eines Eingeborenen geweidet und bis zur Abschlachtung in einer aus einheimischem Material errichteten Buschhütte während der Nacht untergebracht.

Im Laufe des Jahres 1901 ist dann auf dem jetzigen Vorwerk das Wohnhaus, ein grosses Arbeiterhaus und ein Viehstall auf Zementpfeilern resp. mit massivem Fundament gebaut worden. Im Mai desselben Jahres wurden 23 Kühe, die aus Ngolo stammten und beim Kaiserlichen Gouvernement als Kriegsentschädigung eingeliefert worden waren, dem Vorwerk überwiesen. Am 12. No-

vember 1901 war der Bestand ein Kreuzungsbulle, 23 Ngolokühe und vier Kälber. Am 31. Dezember 1903 betrug der Bestand; 60 Stück Rindvieh (einschl. neun Allgäuer Ochsen), fünf Pferde resp. Füllen, neun Esel, 16 Heidschnuckenschafe, elf Bakossischweine, drei Bakossiziegen. Die weiteren Angaben über Viehzucht umfassen ungefähr die beiden letzten Jahre, abschliessend mit dem 31. Dezember 1903.

Während dieser Zeit sind 24 Kuh- und 23 Bullkälber geboren worden. Von diesen Kälbern stammen die ersten fünf noch von einem Ngolobullen ab, und während die letzten sechs Kuh- und fünf Bullenkälber schon von einem Allgäuer Bullen gezüchtet wurden, sind die übrigen erst in zweiter Generation durch zwei Kreuzungsbullen mit Allgäuer Blut vermischt worden. Obgleich die beiden auf der Sennerei gezüchteten Kreuzungsbullen — Abstammung: Bakwirikuh und Allgäuer Bulle — welche auf dem Vorwerk zur Zucht verwendet wurden, starke und grosse, formvolle Tiere waren, haben sie diese Eigenschaften jedoch nicht genügend auf ihre Nachkommen vererbt, so dass jetzt nur noch mit reinen Allgäuer Bullen gekreuzt wird.

Seit über zwei Jahren befinden sich sieben Allgäuer Ochsen auf dem Vorwerk, die während dieser ganzen Zeit nur durch Weidegang, selbst während der stärksten Regenzeit, ernährt worden sind. Die Ochsen sind niemals krank gewesen und hielten sich stets in ausgezeichnetem Futterzustand. Sie wurden, wie auch auf der Sennerei, eingefahren und leisteten als Zugtiere vortreffliche Dienste. Es darf also wohl als erwiesen angesehen werden, dass das Allgäuer Rindvieh sich den hiesigen klimatischen Verhältnissen sehr gut anpasst und durch die bis jetzt gebotene Weide, welche aus dem Urwaldterrain durch Abholzen und Aufräumen sowie nachheriges, beständiges Kurzhalten der einheimischen Futterpflanzen gewonnen wird, gut und billig ernährt werden kann. Es werden daher zunächst grosse Ausgaben für Weidesämereien unterbleiben können, bis erst durch kleine Anbauversuche von geeignet erscheinenden Futterpflanzen die Rentabilität der Beschaffung derselben für hiesige Verhältnisse festgestellt ist.

Als Schlachtvieh an die Station Buea wurden in den letzten beiden Jahren vom Vorwerk abgeliefert: zwei Bullen, zwei Allgäuer Ochsen, vier ausrangierte alte Kühe, 13 grössere Bullkälber, fünf Schafe, zwei Schweine und ein Ferkel, wofür eine Einnahme von 1520 M 10 Pf. erzielt wurde.

Der Kreuzungsbulle „Franz“ ist dem Bezirksamt Edea zur Zucht überwiesen worden, während dem Regierungsarzt in Duala für das Sanatorium in Suellaba zu Zuchtversuchen ein Heidschnuckenbock und zwei Schafe geliefert wurden.

Durch Eingehen sind beim Rindvieh vier Kühe, drei Bullkälber und sechs Kuhkälber in Abgang gekommen. Drei der letzteren wurden höchstwahrscheinlich durch giftige Schlangen gebissen und krepiereten infolgedessen an Blutvergiftung.

Die Heidschnuckenschafe sind seit dem 15. April 1903 dem Vorwerk überwiesen. Es wurden hier bis Ende dieses Jahres sechs Lämmer geboren, während fünf Tiere, darunter zwei Böcke, jedenfalls infolge der letztjährigen Regenperiode in dieser Zeit eingingen. Vorläufig ist also noch kein rechter Erfolg mit der Heidschnuckenzucht zu verzeichnen.

Im Juni und August des vergangenen Jahres wurden aus Bakossi resp. von der Station Johann Albrechtshöhe vier Bullen, 13 Schafe, vier Ziegen, ein Schwein, sechs Ferkel beim Kaiserlichen Gouvernement in Buea abgeliefert und auf dem Vorwerk untergebracht; davon krepiereten drei Bullen, acht Schafe, eine Ziege, sechs Ferkel, während ein Bulle, fünf Schafe und ein Schwein geschlachtet werden konnten. Die drei übrig gebliebenen Ziegen haben sich indessen anscheinend gut eingelebt. Auch die hier geborenen Ferkel von Bakossisauen gedeihen ausgezeichnet, so dass die Züchtung des Bakossischweines wegen der sehr billigen Futter- und Unterhaltungskosten rentabel zu werden verspricht, da die Tiere den ganzen Tag geweidet werden.

Im April und Mai des Jahres 1902 kamen 26 Esel auf das Vorwerk, die teilweise während der ersten Zeit hier, auch schon vorher von der Station Buea zum Lastentragen von Viktoria nach Buea benutzt worden sind. Von diesen Eseln gingen bis Ende Oktober innerhalb vier Monaten 16 Tiere infolge einer Infektionskrankheit ein; zugleich hat die damalige Regenzeit wohl ebenfalls ungünstig auf den Gesundheitszustand der Esel eingewirkt. Die bisher am Leben gebliebenen neun Tiere befinden sich jetzt noch in augenscheinlich krankhaftem und entkräftetem Zustande.

Das Vorwerk Buea umfasst ungefähr ein Areal von 300 ha, die zu beiden Seiten des Hauptweges Viktoria—Buea gelegen sind. Von dieser Fläche waren am Ende des Jahres 1901 erst etwa 10 ha als Weideland hergerichtet, so dass es zunächst die Hauptaufgabe des leitenden Landwirts sein musste, genügend Weidefläche für den

sich stetig vergrösserten Viehbestand zu schaffen. Nebenher sind dann noch vorzugsweise Kartoffeln angebaut worden. Dieselben gedeihen hier sehr gut, jedoch wird der grössere feldmässige Anbau ausserordentlich durch die vielen und grossen Steine erschwert, mit welchen der sonst durchweg ausgezeichnete milde Humusboden grösstenteils in der Mutterbodenschicht durchsetzt ist.

Es sind bis jetzt ungefähr 3 ha Land etwa zwölf Zoll tief umgraben, und hierbei alle Steine entfernt worden, so dass auf dieser Fläche die Ackerwirtschaft mit Pflug und Egge, anstatt der ungemün kostspieligen Handarbeit mit dem Spaten angewendet werden kann. In den beiden letzten Jahren sind 188 Zentner Kartoffeln angebaut und verkauft worden, wofür 1432 M vereinnahmt wurden.

Bataten und Ananas, welche versuchsweise angepflanzt worden sind, haben schöne Knollen resp. Früchte angesetzt, auch ein Anbauversuch mit Erdnüssen hat ein brauchbares Resultat ergeben. Von dem Ertrag einer Ende des Jahres 1902 angelegten $\frac{3}{4}$ Morgen grossen Kokoanpflanzung werden elf Bakossischweine schon jetzt (ausser dem Weidegang) vollständig ernährt.

Am Schluss des vergangenen Jahres waren 8 ha Land mit Pflanzen, *Musa paradisiaca*, bepflanzt. Es ist die Anpflanzung von 50000 Pflanzen zur Arbeiterverpflegung auf 50 ha Fläche bis Ende 1905 beabsichtigt. Wenn dann noch 25 ha als anzulegendes Farmland für den Anbau von Kartoffeln, Makabo, Jams, Bataten, Erdnüssen, Bohnen, Rüben und Mais usw. in absehbarer Zeit in Aussicht genommen werden, so verbleiben noch etwa 225 ha als Weideland, worauf noch 150 Kühe resp. sonstiges Grossvieh mit dem sich ergebenden Jungvieh dauernd rationell ernährt werden können.

An baren Löhnen für farbige Arbeiter wurden in den letzten beiden Jahren 7960 M. 5 Pf. gezahlt.

Im Laufe des Jahres 1902 sind auf dem Vorwerk noch zwei Viehställe errichtet worden, so dass zurzeit drei Stallgebäude in Grösse von je etwa 130 qm Grundfläche aus Wellblech mit massivem Fundament zur Benutzung verfügbar sind.

Auch unter dem Bakwirivolk selbst begann sich das Interesse der intelligenteren Elemente für Hebung der einheimischen Viehzucht in erfreulicher Weise zu regen. So hatten sich unter Führung des klugen Häuptlings Efesua von Bonjongo mehrere Dörfer zu einer Art „Zuchtverein“ zusammengetan, den sie aus freien Stücken der Aufsicht des Bezirksamtes Viktoria unterstellten; sie brachten mehrere Dutzend einheimische Kühe zusammen und koppelten diese

auf dem ihnen gehörigen, sehr guten Weideland zwischen Bonjongo und Mapanjá ein. Die Station Buea stellte ihnen hierfür einen dort gezüchteten Kreuzstier zur Verfügung, den Efesua mit grosser Begeisterung abholte; er und seine Dorfältesten äusserten ihre unverhohlene Bewunderung über Stamm- und Kreuzherde und interessierten sich besonders für die Produkte von Bakwirikühen und Allgäuer Stier. Sie erklärten, ungesäumt mit einer rationellen Zucht beginnen zu wollen.

Von den Grenzexpeditionen im Süden trafen gute Nachrichten ein, sie waren mit ihrer Arbeit fertig und auf dem Heimwege. Die deutsch-englische Grenzkommission unter Oberst Jackson und Hauptmann Glauning arbeitete an Vermessungen bei Jola und berichtete ebenfalls günstig. Die Stationsleiter von Ossidinge (Graf Pückler-Limpurg) und Bamenda (Oberleutnant Hirtler) hatten mehrere für die Erschliessung des Landes wichtige Expeditionen friedlich durchgeführt und die Station Bamenda war hierbei in nähere Beziehung zu dem Häuptling Joia von Bamum getreten. Hirtler hatte die Mboebene erforscht und auf einem bis dahin noch unbekannten Wege Jabassi am Wuri erreicht. Die Bangwa hatte noch einmal Langheld mit militärischer Macht heimgesucht und dort anscheinend endlich Ordnung gestiftet; zur Sicherung der Verhältnisse wurde die Station Tinto nach Fontemdorf verlegt. Hauptmann Thierry hatte im Yaundebezirk überall geordnete Zustände hergestellt und war auf seinem Marsch zur Küste durch das Gebiet der kriegerischen Bakokostämme friedlich und ohne zu schiessen bis Edea gelangt; daraufhin hatten mehrere Firmen Faktoreien ins Bakokoland vorge-schoben. Der Leiter der Ngokostation Oberleutnant Freiherr von Stein kam nach Beendigung seiner grossen und erfolgreichen Forschungs-reisen ebenfalls zur Küste und berichtete Günstiges über die dortigen Verhältnisse. Der überaus fähige und rührige Direktor der Gesellschaft Süd-Kamerun, Graf v. Schlippenbach, hatte sich die Steinschen Reisen zunutze gemacht und war ihm mit Handelskarawanen und -stationen gefolgt. Die Gesellschaft arbeitete auf zwölf Faktoreien und zehn Handelsposten mit etwa 30 weissen und 700 farbigen Arbeitern, unterhielt auch einen regen Schiffs-verkehr mit dem Stanley-Pool.

Die Ingenieure des Kamerun-Eisenbahnsyndikats hatten die Trassierung der ersten 160 km beendet und waren zur Bericht-erstattung nach Berlin abgereist. Der Handel bewegte sich in ruhigen Bahnen und wies gegen das Vorjahr eine erhebliche Steige-

rung auf. Die Verbindung zwischen den Küstenstationen wurde gesichert durch regelmässige monatliche Fahrten der nach Eintreffen der „Herzogin Elisabeth“ hierfür frei gewordenen „Nachtigal“ und durch Einrichtung einer Küstenschiffahrt seitens der Woermann-Linie mittels des Dampfers „Gouverneur v. Puttkamer“.

So konnte ich denn getrost die Gouvernementsgeschäfte an Ebermaier übergeben, meine Expeditionskoffer packen und für mehrere Monate von Buea und der Küste Abschied nehmen, um eine grössere Inspektionsreise nach Nordadamaua und dem Tshadsee auszuführen. Die militärische Vertretung ging für die Zeit meiner Abwesenheit auf den Kommandeur Oberst Müller über. Um meine Marschfähigkeit zu erproben, marschierte ich am 6. August mit Stieber zusammen nach Viktoria hinunter, übernachtete im Bezirksamt bei Dr. Meyer und fuhr am nächsten Morgen mit „Herzogin Elisabeth“ nach Duala, wo ich zwar an Bord wohnen blieb, aber doch noch viel an Land mit Brauchitsch zu arbeiten hatte. Am 17. August traf Hauptmann Thierry, mit seiner kleinen Expedition aus Yaunde kommend, über Edea in Duala ein, um sich mir anzuschliessen und dann als Resident in Garua zu verbleiben.

Kapitel X.

Abfahrt von Duala mit „Herzogin Elisabeth“. — Expedition nach Adamaua und an den Tshadsee. — Calabar, Forcados, Burutu; Kramsta dort. — „Valiant“. — Ab nach Warri. — Lokodja; die englischen Offiziere und Mr. Wallace; Empfang und Feste. — Polospiel, Colonel Morland. — Den Benue aufwärts; Jbi, Yola. — Station Garua; Residentur; Grosser Empfang der Lamidos. — Adamaua. — Marsch nach Marrua; Fuggers Grab; Abdurrahaman Tshudi; arabische Briefe. — Weitermarsch; Mandara, Mora; Sultan Omar; Kavallerie. — Glauning und Grenzexpedition. — Lager in Bama. — Feldhauptmann Ibrahim. — Weiter nach Dikoa; Parade und Einzug. — Quartier im Rabehpalast.

Die folgenden Aufzeichnungen habe ich nach Daten geordnet fast wörtlich meinem Tagebuch entnommen, weil ich glaube, auf diese Weise dem Leser ein anschaulicheres Bild der Verhältnisse des Landes und des Lebens auf einer solchen Expedition vor Augen führen zu können.

19. August. Abfahrt von Duala mit „Herzogin Elisabeth“ 7 Uhr früh. An Bord befindet sich ausser Leutnant Kramsta, der aus Deutschland kommend erst in Forcados zu mir stossen sollte, meine ganze Expedition: Hauptmann Thierry und Techniker Holstein (für Garua), Oberleutnant Stieber (als Resident für die Tshadseegebiete), Polizeimeister Brückner als Expeditionsmeister und Vertreter des nicht vorhandenen Arztes, Unteroffizier Dambrowski und 15 Mann der Schutztruppe; endlich Koch, einige Diener und Ordonnanzen.

20. August. Ankunft in Alt-Calabar 5 Uhr nachmittags, Austausch der offiziellen Besuche.

21. August. Grosser Empfang bei dem „Acting High Commissioner“ Herrn Probyn, dessen Gattin uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit in ihrem reizvoll gelegenen und ganz englisch eingerichteten Bungalow empfängt und uns alle zum Lunch bei sich behält. Auf den grünen Rasenhügeln am Flussufer gruppieren sich um die Gouvernementsvilla herum malerisch die übrigen Wohnhäuser der Beamten und Offiziere; auf dem freien Platz vor dem Hause des Gouverneurs spielt die englische Haussamusik, mit der

unsrigen allerdings kaum vergleichbar. Während meine Begleiter mit den englischen Gastfreunden einen Nachmittagsspaziergang unternehmen, bespreche ich mit Probyn die Angelegenheiten der deutsch-englischen Grenzkommission und meine eigene Reise, für welche er mir in zuvorkommendster Weise seinen Staats-Flussdampfer „Valiant“ gegen Ersatz der Kohlen für die Strecke von Forcados bis Jola zur Verfügung stellt. Nachmittags um 5 Uhr alle Engländer mit Frau Probyn an Bord der „Herzogin Elisabeth“ zum Tee, wobei meine Dualamusik Proben ihres Könnens zum besten gibt. Abends 8 Uhr Diner bei mir auf dem Oberdeck der Yacht; Probyns haben sich aus Furcht vor der Nachtluft entschuldigt, dagegen tafelten mit uns Oberst Montenaro, Kapitän Moorhouse (von der Westafrican Frontier Force) und Generalsekretär des Gouverneurs Mr. Smart, wobei sich das Gespräch natürlich im wesentlichen um Erlebnisse aus dem Innern handelt. Noch vor Sonnenaufgang laufen wir aus und erreichen am

23. August nachmittags 4 Uhr Forcados. Zu meiner Freude liegt hier der englische Dampfer „Burutu“ mit Leutnant Kramsta an Bord, der sich sofort bei mir meldet und mir mitteilt, dass die mit „Irma Woermann“ aus Berlin angekommene Expeditionsausrüstung bereits der Niger-Company übergeben und nach Lokodja vorausgeschickt ist. Der französische Forscher Hauptmann Lenfant ist vor 14 Tagen durchpassiert.

24. August. Abends trifft pünktlich nach Verabredung „Valiant“ ein, ein stattlicher Heckraddampfer mit sechs Passagierkabinen auf dem Oberdeck, geführt von einem Marineoffizier (naval reserve) und einem englischen Ingenieur.

25. August. „Valiant“ geht längsseit von „Herzogin Elisabeth“ und übernimmt Ladung und Gepäck; dampft dann noch an demselben Abend weiter nach Warri, dem Sitz des Divisional-Commissioner, um seine letzten Kohlen zu nehmen.

26. August. Ich folge mit „Herzogin Elisabeth“ in Begleitung des Divisional-Commissioner James, der mich in Forcados im Namen der englischen Regierung empfangen hat. Warri, mir von früheren Reisen wohl bekannt und als Buschfaktorei von Benin aus vor etwa 14 Jahren gegründet, hat sich seither ganz ungemein verändert und besonders seit Aufhebung der Charter der „Royal-Niger-Company“ einen so gewaltigen Aufschwung genommen, dass es zum Hauptort der Western-Division von Southern-Nigeria geworden ist. Noch ein rasches Frühstück an Land mit James und seinen

Offizieren, dann wird Abschied genommen. Um 2 Uhr nachmittags dampft „Herzogin Elisabeth“ unter den Klängen des Flaggenmarsches zurück nach Duala, „Valiant“ mit uns stromauf. Noch bei Tageslicht laufen wir bei Onia in den Hauptstrom ein, demselben Ort, bei dem ich vor zwölf Jahren schon einmal, unter erheblich weniger günstigen Verhältnissen, in den Niger eingefahren war.

27. bis 29. August. Wir passieren in eintöniger Flussfahrt, ohne bei dem hohen Wasserstande irgend etwas von dem sonst dort häufigen Wild zu sehen, die Anlegeplätze Abo, Asaba, Ida.

30. August. Abfahrt schon um 5 Uhr morgens wegen eines möglichen Aufenthalts in den Stromschnellen vor Lokodja, die wir aber glücklich passieren; der an sich schon sehr heisse Tag wird an Bord noch unerträglicher durch einen Schornsteinbrand, der nur mit Mühe gelöscht werden kann. Um 4 Uhr nachmittags legt unser Dampfer am Bollwerk in Lokodja an, womit der Haupt-handelsplatz der Kolonie „Northern-Nigeria“, der Zusammenfluss von Niger und Benue, erreicht ist. Hier liegen verschiedene Dampfer der Regierung und der Niger-Company und es herrscht reges Treiben. Lokodja hat sich ebenfalls seit meinem Besuch 1891 ausserordentlich verändert und wohl um das zwanzigfache vergrössert; eine Dampferanlegebrücke, Maschinenwerkstatt, Europäerhäuser, Strassen, ganz neue Stadtviertel sind da entstanden, wo vor zwölf Jahren ein Haufen elender Negerhütten, eine Wellblechfaktorei der Royal-Niger-Company und zwei vergeblich gegen den damals hier bereits vorherrschenden Islam kämpfende Missionen ein kümmerliches Dasein fristeten.

Es stellt sich heraus, dass wir ein leckes Dampfrohr auswechseln müssen und deshalb zwei Tage Aufenthalt haben. Zu meiner Begrüssung kommen an Bord des „Valiant“ zunächst Oberst Morland, der Besieger Suberus, mit einigen Offizieren, lauter prachtvolle, kriegerische Gestalten, die in der enganschliessenden, kompletten Khakey-Uniform mit Bandolier und Säbel einen vorzüglichen Eindruck machen, sowie mein alter Bekannter W. Watts, der jetzige Direktor der Niger-Company. Watts stellt mir und meinen Begleitern für die Zeit unseres Aufenthalts in Lokodja mehrere Räume seiner Villa zur Verfügung, Morland meldet mir, dass der Generalgouverneur von Northern-Nigeria, General Sir Frederic Lugard, in seiner neuen Residenz Zungeru weiter oberhalb am Nigerfluss weilt, und dass sein Vertreter Mr. Wallace, mir ebenfalls von meiner ersten Nigerreise her als Generalagent der Royal-Niger-Company wohl

bekannt, mich am nächsten Vormittag offiziell empfangen wird. Wallace soll erst nachts aus dem Innern eintreffen. Abends sind wir sämtlich Morlands Gäste in den schönen und luftigen, sehr praktisch mit Acetylen beleuchteten Räumen des Offizierkasinos, in denen es lustig und ungezwungen hergeht und besonders zu meiner grossen Freude Dominiks uneingeschränktes Lob gesungen wird.

31. August. Grosser Empfang an Land mit militärischen Ehrenbezeugungen; Morland mit seinem Stabe in grosser Gala holt uns ab; als wir den Landungssteg betreten, feuert eine Artillerieabteilung Salut, eine Ehrenkompagnie der Truppe mit der Musik auf dem rechten Flügel präsentiert das Gewehr und ringsherum bestaunen Tausende von Eingeborenen den Moment, an dem zum erstenmal ein aktiver deutscher Gouverneur als Freund und Gast den Boden Lokodjas betritt. Nach Abschreiten der Ehrenkompagnie besteigen wir die zur Verfügung gestellten Pferde und begeben uns in feierlichem Zuge, gefolgt von der Ehrenwache mit klingendem Spiel, zum Hause des Gouverneurs, auf dessen Treppe uns Wallace sehr herzlich empfängt. Ein kurzes Frühstück, eine lange Unterhaltung mit Wallace, dann geht es wieder zu Pferde durch die breiten, gut angepflanzten Strassen des Ortes nach dem Militärquartier (barracks), wo uns zum afternoon tea Oberst Morland mit seinen Offizieren ein glänzendes Poloturnier vorführt. Abends grosses Staatsdiner mit den Spitzen der Behörden und der Kaufmannschaft bei Wallace — es ist fast zu viel der Gastlichkeit.

1. September. Nachmittags 4 Uhr ist alles wieder an Bord und wir dampfen, begleitet von den Abschiedsgrüssen unserer Gastfreunde, in den Benuë hinein, der sich nach Passieren eines engen Nebenarms seeartig erweitert und bei dem jetzigen hohen Wasserstande diesen Charakter bis zum Schluss beibehält.

2. September. Vormittags um 10 Uhr überrascht uns mitten auf einem See, dessen Ufer kaum erkennbar sind, ein heftiger Tornado, der die bis dahin ruhig dahinfließende Wasserfläche in weisschäumenden Gischt verwandelt und uns beinahe ein längsseit mitgeführtes Brandungsboot fortreisst. Abends 5³⁰ ankern wir vor Loko, einer grossen Haussaniederlassung mit bedeutendem Handel in Baumwolle und Gummi.

3. September. Abfahrt früh 5³⁰ bei kühlem Landwind, der uns eine angenehme Fahrt verschafft, bis wir um 1 Uhr mittags der „Liberty“ begegnen, dem grössten Heckraddampfer der Niger-

Company. Die „Liberty“ macht uns Signal, will uns sprechen; beide Dampfer gehen vor Anker, und alsbald setzt ein Boot mit mehreren Europäern von der „Liberty“ ab auf uns zu; zwei hohläugige, bärtige und blassgelbe Europäer in defekten Schutztruppenuniformen entsteigen demselben und melden sich bei mir; es sind Leutnant Nitschmann und Unteroffizier Brunow aus Garua, die beide wegen schweren Schwarzwasserfiebers auf dem Heimwege sich befinden, meine Anwesenheit an Bord des „Valiant“ an der im Top wehenden deutschen Gouverneursflagge erkannt haben und mir von Garua und Nordadamaua das Neueste berichten. Es ist nicht gerade erfreulich, was mir der immer noch schwer kranke Nitschmann zu erzählen hat: In Garua Mangel an Geld und Vorräten, Kompagniechef Oberleutnant Sandrock selbst krank, Sergeant Handke schwer krank an Schwarzwasser, Sanitätssergeant Reinsch an Schwarzwasser gestorben; offenbar die höchste Zeit für eine allgemeine Auffrischung und Unterstützung durch meine wohlversorgte Expedition. „Liberty“ kommt mit Ladung von Yola und fährt nach Lokodja, um dort zu löschen und dann unsere letzten Lasten einschliesslich des Materials für ein Europäerwohnhaus in Garua nachzubringen.

Nach herzlichem Abschied von Nitschmann und seinem Leidensgefährten dampfen wir noch lange in die Nacht hinein und ankern bei lichtem Mondschein vor der Faktorei Abintschi der Niger-Company; hier lagern ziemlich beträchtliche Bestände von Gutta-percha und Sesam und harren der Weiterbeförderung.

4. September. Gegen Regen und Wind, der willkommene Kühlung bringt, dampfen wir den ganzen Tag und werden abends 8 Uhr an der Landungsstelle von Ibi von dem Agenten der Niger-Company Herrn Langley bewillkommnet. Ibi ist der Haupthandelsplatz der Niger-Company am Benuë; Langley klagt sehr über Mangel an Fahrzeugen, kann lange nicht alle seine Produkte zur Verschiffung bringen.

5.—6. September. Kühle und regnerische Fahrt ohne Ereignisse.

7. September. Wir passieren eine Anzahl von Inseln, auf denen Enten, Reiher, Marabus und Kronenkraniche in Mengen ihr Wesen treiben. 4 Uhr nachmittags passieren wir die Dörfer Umburu und Numan, an deren Gestaden grössere Herden von Vieh und Pferden sichtbar sind.

8. September. Nach kurzer Fahrt machen wir vormittags

18*

11 Uhr an der Landungsstelle in Yola fest, wo sofort mit Ausladen begonnen wird, da „Valiant“ uns nur bis hierher bringen darf. Wir haben hier auf „Liberty“ zu warten, welche die ganze Expedition nach Garua weiter schaffen soll. Der Agent der Niger-Company, ein Mulatte namens Marmon, stellt sich uns zur Verfügung und überwacht die Löscharbeiten. Während wir mit dem Aufschlagen unseres Zeltlagers auf einem freien, mit Sykomoren bestandenen Platz unweit der Landungsstelle beschäftigt sind, empfangen wir den Besuch des stellvertretenden englischen Residenten Erskine und des Kommandanten der Garnison von Yola Kapitän Baker, die abends zum Essen bei mir an Bord bleiben. Der Resident Gowers befindet sich in Mubi bei der Grenzexpedition, von der gute Nachrichten vorliegen. Ein schwerer Tornado mit wolkenbruchartigem Regen hält unsere englischen Gäste bis spät in die Nacht hinein bei uns fest.

9. September. Der englische Gouvernementsdampfer „Sarota“ trifft ein mit Wallace und Oberst Morland, die gekommen sind, um Yola zu inspizieren und uns noch einmal Lebewohl zu sagen.

10. September. Wallace empfängt in meiner Gegenwart an Bord der „Sarota“ den mit grossem Gefolge zu Pferde von der Stadt Yola herübergekommenen Emir Bobo Amadu, den Bruder und Nachfolger des berühmten Suberu; „Sarota“ verlässt Yola am Nachmittag, wir beziehen unser Zeltlager, in dem uns abends spät ein schwerer Tornado allerhand Schwierigkeiten bereitet.

11. September. Ein frischer, kühler Morgen; alles beschäftigt sich eifrig mit Umpacken, Ordnen des Gepäcks und sonstigen Vorbereitungen; Agent Marmon versorgt uns dauernd mit frischer Milch und frischem Fleisch; da Reitpferde genügend vorhanden, besuchen wir die englische Residentur, auf einem befestigten Hügel mit freier Aussicht auf das Flusstal gelegen, und machen einen Spazierritt durch das Gelände bis in die Stadt Yola, die seit der Eroberung durch Morland und die Vertreibung Suberus offenbar viel von ihrer früheren Herrlichkeit eingebüsst hat; Yola ist eben nicht mehr die Hauptstadt von Adamaua, dessen wertvollste Gebietsteile jetzt unter deutscher Herrschaft stehen.

12.—13. September. Schwere Gewitterstürme überschwemmen unser Lager und stören unsere Arbeiten; ich habe einen kurzen, heftigen Fieberanfall, schlafe eine Nacht in dem trockenen Hause der Niger-Company und beschäftige mich eingehend mit der Lektüre der Reisewerke von Barth und Passarge.

14. September. Endlich trifft „Liberty“ ein, begleitet von dem kleinen alten Heckraddampfer „Yola“, den Watts vorsichtshalber mitgeschickt hat. Die Expedition wird auf beiden Dampfern verladen.

15. September. Ab „Yola“ morgens 5 Uhr. Nach guter Fahrt ankern wir spät abends mitten im Fluss, etwa gegenüber der Mündung des Faro.

16. September. Ein geradezu wilder Tornado hemmt unsere Fahrt, die Ruderkette bricht und wir stranden auf einer Insel; der Schaden wird mühsam repariert — um 4 Uhr nachmittags treffen wir an der Landungsstelle von Garua ein — endlich in Deutsch-Adamaua und am Ziel unserer Flussfahrt; am Ufer steht die berittene Truppe in Parade und der Garnisonkommandant Oberleutnant Sandrock überreicht mir einen Rapport. Sofort beginnt das Ausladen der Sachen, einschliesslich Baumaterial über 160 t; da sich mein Fieber wieder eingestellt hat, bleibe ich während dieser Arbeiten noch einen Tag in meiner Kabine an Bord und ernähre mich im wesentlichen von Chinin.

18. September. Während Stieber mit den übrigen die Trägerlasten einteilt, reite ich morgens $\frac{1}{2}7$ mit Hauptmann Thierry und Leutnant Kramsta auf sehr guten Stationspferden durch den Ort Garua nach der eine halbe Stunde vom Ufer entfernten Station, welche luftig und anscheinend gesund genug auf einem Hügel in leicht welligem Gelände liegt. Man hat einen freien Rundblick auf den Fluss und ferne blaue Bergketten. Auf einem grossen freien Platz vor dem Stationstor ist die Garnison in Parade aufgestellt, 40 Reiter mit Lanzen und Karabinern und 30 Mann zu Fuss (50 Mann sind zur Grenzexpedition abkommandiert); auch Lamido Buba hat sich mit grossem Gefolge zu meiner Begrüssung eingefunden; er ist ein grosser, hellfarbiger, freundlich dreinblickender echter Fulla und bietet mit seinen bunt gekleideten Reitern, die sich auf der weiten Fläche umhertummeln, ein farbenprächtiges Bild, welches sich von nun an noch häufig genug wiederholen soll. Nach Begrüssung des Lamido und Besichtigung der tadellos gehaltenen Truppe lassen die Fullareiter es sich nicht nehmen, mir noch ein Reiterspiel nach Art einer arabischen Fantasia vorzuführen, worauf alles entlassen wird, und ich mit den Europäern einen Rundgang durch die Station mache. Wir sind in geräumigen, mit Fenstern und Türen und breiter Veranda versehenen Lehmhäusern mit hohen Strohdächern ausgezeichnet untergebracht; mein Fieber ist ge-

schwunden und der Abend vereinigt uns alle auf meiner Veranda, während ein frischer Wind vom Tengelingebirge her uns willkommene Kühlung zufächelt.

19.—22. September. Es beginnt nun die rege Tätigkeit, welche jedesmal einer längeren und grösseren Expedition vorausgehen pflegt. Stieber, Kramsta und Brückner suchen die Lasten für den Weitermarsch aus und teilen sie ein; ausserdem werden Pferde und Mannschaften der Eskorte ausgesucht, die von mir mitgebrachten neuen Sättel und Zaumzeuge verpasst, die Expeditionsapotheke nachgesehen u. a. Ich inspiziere die Station mit Bureaus und Kasse, die Truppe, die Pferde, und bewundere, was hier Bülow mit Ausdauer und Verständnis geleistet hat. Abends, während uns fast regelmässig ein Tornado umbraust, orientiere ich mich mit Hilfe der Stationsakten und der Erläuterungen Sandrocks über die Verhältnisse; auch der Ort Garua wird wiederholt besucht und mit Buba und seinen Ratgebern verhandelt. Mit Thierry und Sandrock suche ich den Platz für das neue Residenturgebäude aus, welches auf einem noch etwa eine halbe Stunde weiter stromauf befindlichen Hügel liegt und einen weiten Rundblick über die ganze Ebene gewährt; an einer geraden Allee zwischen Militärlager und Residentur liegen Exerzierplatz, Reitplatz und Springgarten; ringsherum befinden sich ausgedehnte Weideflächen für die Herden der Station und der Fulla-Grossen, deren eigentliches Hauptquartier der etwa eine Stunde weit entfernte, unter grünen Delebpalmen malerisch liegende Ort Leinde ist. Morgens und abends probieren wir die für uns Europäer mitzunehmenden Reitpferde, und mancher lustige Galopp bringt Abwechslung in das eintönige Lagerleben. Unsere Verpflegung ist vortrefflich, da es hier, wie in ganz Adamaua und Bornu, frisches Fleisch, Milch, Honig und einheimische Gemüse im Überfluss gibt.

Die Station ist befestigt, praktisch und bequem angelegt. Innerhalb der Umfassungsmauer liegen die Wohnungen der einzelnen Europäer als gesonderte Gehöfte; die Soldaten, meist mit Familie, wohnen in räumlich getrennten Rundhütten. Die Ställe für die 70 zur Zeit vorhandenen Pferde, ausschliesslich Hengste, sind ganz nach Art deutscher Schwadronsställe eingerichtet und in Beritte eingeteilt. Die Pferde sind dank guter Fütterung und Pflege in vorzüglichem Zustande; es wird zu Pferde und zu Fuss exerziert und auf dem Schiessstand mit Gewehren und Kanonen eifrig geschossen. Die Station besitzt eine Herde von etwa 600 Stück Buckelrindern, 300 Schafe und 100 Hühner; auf dem Hofe treiben

Perlhühner und Kronenkraniche ihr Wesen. Ich schreibe Post nach Duala, nach Berlin, nach Dikoa an Oberleutnant Strümpell und an Hauptmann Glauning, der sich mit dem deutschen Teil der Grenzexpedition unweit Mora im Mandaraland befinden soll. Lange schon vor meiner Ankunft hat Sandrock sämtliche Stammeshäupter von Deutschadamaua nach Garua geladen, um sie zum erstenmal dem Gouverneur von Kamerun vorzustellen.

23. u. 24. September. Von allen Seiten und von allen Himmelsrichtungen reiten die Fulla-Fürsten in das Landstädtchen Garua ein, um sich zur Begrüssung einzufinden. Da ausser einem erkrankten alle 68 Lamidos und Häuptlinge mit grossem Gefolge, meist beritten, erschienen sind, entwickelt sich in dem sonst so stillen Garua und auf der Ebene zwischen diesem und der Station ein buntes und lebendiges Treiben; Lagerplatz entsteht neben Lagerplatz; in das Gewieher der Hengste mischt sich das Geheul der Kriegshörner, der disharmonische Lärm der Musikbanden, das Geschrei und Gezeter der Marktweiber, bis endlich beim Sinken der Sonne der Lärm verstummt und nur noch der monotone Ruf des Muezzin von der Moschee her die Gläubigen zum Gebet auffordert: Allah Akobar; tiefes Schweigen hat den Lärm abgelöst; überall sieht man die ernstesten Gestalten der Fulla-Grossen vor ihren Gebetsteppichen in der graugelben Ebene stehen, knien und mit der Stirn den Boden berühren, dazu leise die vorgeschriebenen Gebete murmelnd, ein imponantes Beispiel von der weithin reichenden Macht des Islam; Allah il Allah; Allah Akobar! Der Himmel wird immer feuriger, immer violetter die langen Schatten im Flusstal des Benuë, dessen Wasser wie Silberstreifen durch das immer dunkler sich färbende Landschaftsbild hinziehen, bis endlich die Farbe verblasst, und das Dunkel der Nacht sich auf das Tal hernieder senkt.

Die Stammeshäuptlinge*), welche sich hier versammeln, sind die sämtlichen Fulla-Herrscher von Deutschadamaua; sie standen bis vor kurzem unter der Oberhoheit des Emirats Yola, dem sie tributpflichtig waren. Seit der Eroberung von Yola durch die Engländer und der endgültigen Besiegung Suberus durch Dominik bei Miskin sind sie selbständig und stehen nur durch Stammesverwandtschaft und Religion in einem losen Zusammenhang; sie unterstehen dem deutschen Residenten in Garua, an den sie auch ihre Abgaben zahlen, welche nach Fortfall der Sklavenlieferung in

*) Lamido; geringere Titel sind Jauro, Ardo u. a.

auch Zwangsarbeiter!!

Vieh, Getreide und Fischen bestehen. Das Land war vor der im Anfang des 19. Jahrhunderts von Nordwesten her erfolgenden Einwanderung der Fulla von verschiedenen bis dahin unabhängigen Heidenstämmen bewohnt, die, soweit sie sich den Eroberern nicht gutwillig unterwarfen, in die unwegsamen Gebirge gedrängt wurden und seither in blutiger Feindschaft mit ihren Unterdrückern leben. Klagen der Fulla über die räuberischen Heiden, in deren Schlupfwinkel sie mit ihren Pferden nicht einzudringen vermögen, wiederholen sich ständig; es wird nicht leicht sein, diese Kluft zu überbrücken und auch die zum Teil recht volkreichen Heidenstämme der Kultur nutzbar zu machen. Eine besondere Abart der Fulla sind die Bororó, welche sich ausschliesslich mit der Viehzucht beschäftigen und ein Nomadenleben führen; sie haben zwar vereinzelte Siedlungen, ziehen aber meistens mit ihren grossen Viehherden von Weideplatz zu Weideplatz im Lande umher und treten da, wo sie gerade ihren Aufenthalt nehmen, in ein gewisses Abhängigkeits- und Tributverhältnis zu dem herrschenden Lamido. Überall im Lande bestehen Ansiedlungen des betriebsamen Handelsvolks der Hausa, welche den Handelsverkehr zwischen den verschiedenen Ortschaften vermitteln und auf den Märkten die Hauptrolle spielen. Schafe finden sich überall in Mengen, von dem kleinen Heiden-schaf bis zu dem grossen hochbeinigen, fetten Sudanschaf, ebenso Hühner und Perlhühner. Die Hauptnahrungsmittel sind Milch und Korn, auch wohl noch die essbaren Blätter des Affenbrotbaumes (Baobab), Kürbis, Erdnüsse und Honig. Auf den Märkten, die in den grossen Ortschaften regelmässig zweimal die Woche abgehalten werden, findet sich ausserdem stets frisch geschlachtetes Fleisch von Rind, Schaf, Ziege, sowie Hühner und Fische; die Wohlhabenderen gönnen sich auch wohl Butter, Reis, Mais, Durrhakorn, Tamarinden, Papajas, Okro, eine Gurkenart, und Zwiebeln; vereinzelt gibt es auch Pisangs (Plantanen) und Bananen.

Pferdezucht wird getrieben hauptsächlich in den Reichen Marrua und Magadali; die Tiere sind durch Inzucht und falsche Behandlung stark degeneriert; trotzdem erzielt man mit ihnen bei guter Fütterung und rationeller Behandlung ganz erhebliche Marschleistungen.

Als wirkliche Handelsartikel für die Ausfuhr kommen in Betracht bisher lediglich Gummiarabikum, verschiedene Baumharze, Erdnüsse und Baumwolle; letztere wird besonders stark angebaut auf den weiten Ebenen von Marrua, in Mandara und in Bornu; die geerntete Baumwolle wird von den Eingeborenen zu Garn ver-

sponnen und zu sehr haltbaren Geweben verarbeitet, welche entweder die Naturfarbe beibehalten, oder mit dem überall vorkommenden Indigo blau gefärbt werden. In allen grösseren Ortschaften gibt es Gerber, Sattler, Schuhmacher und Schmiede; wo einheimisches Eisen fehlt, wird es aus Mandara und Bubanjidda eingeführt. Besonders die Haussa sind ausserordentlich geschickt in allen Lederarbeiten und verfertigen sogar höchst originelle Lederstickereien.

25. September. Ein am Morgen gleich nach 8 Uhr einsetzender und bis Mittag andauernder schwerer Gewittersturm muss abgewartet werden; um 4 Uhr nachmittags findet die feierliche Versammlung der Grossen von Adamaua auf dem Platz vor meinem Wohnhause statt. Zunächst vor dem Hause unter dem Kommando des Oberleutnant Sandrock Aufmarsch und Paradeaufstellung der Garnison, rechts 32 Reiter mit Lanzen und schwarz-weiss-roten Lanzenflaggen, auf dem rechten Flügel der riesige Standartenträger auf einem grossen braunen Hengst, ein sehr stattlicher Anblick; links die Truppe zu Fuss. Auf dem freien Raum zwischen den beiden Truppenabteilungen die sämtlichen in der Steuerliste aufgeführten Lamidos und Häuptlinge mit Ausnahme eines erkrankten 67 an Zahl; in einiger Entfernung das sie begleitende Volk, mehrere Tausend. Ich trete mit meinen Begleitern auf die Veranda hinaus, wobei die militärische Ehrenbezeugung erwiesen wird; sodann erfolgt die Begrüssung der Versammelten, welche sich erheben und ihren Salam machen. Darauf lagert sich alles nach mohammedanischer Sitte auf den Boden, wir nehmen auf Stühlen Platz, und ich halte durch Vermittlung von zwei Dolmetschern (Haussa und Fulla) eine längere Ansprache, in der ich den Häuptlingen meine Zufriedenheit für ihr vollzähliges und pünktliches Erscheinen ausspreche und sie über ihre Pflichten gegen die Regierung und gegen einander belehre. Zum Schluss werden noch einige Gruppen und einzelne hervorragende Lamidos besonders hervorgerufen zur Besprechung schwebender Angelegenheiten, einige wegen ausserordentlicher Leistungen und Wohlverhaltens belobt und beschenkt, Schutzbriefe und Flaggen verteilt und spezielle Wünsche entgegen genommen. In einer Stunde ist alles geregelt und die Lamidos in ihre Heimat entlassen. Ich bin der Überzeugung, dass es leicht sein wird, bei ruhiger und gerechter Behandlung und beim Vorhandensein genügender militärischer Machtmittel mit den Leuten dauernd gut auszukommen. Nach Beendigung der offiziellen Feier belebt sich das bunte Bild;

plaudernd stehen Gruppen zusammen, unter die wir uns mischen; hierbei führt mir der am weitesten entfernt wohnende stattliche Lamido von Ngaundéré seine barbarische aus zwölf den arabischen nachgeahmten Instrumenten bestehende Musik vor; ihm sowie seinem Nachbar, dem wilden Herrscher von Rei Buba (Bubanjidda) wird noch besonders die Hand gedrückt; der Lamido von Marrua — Abdurrhaman Tshudi — wird beauftragt, voraus zu reiten und die Etappenverpflegung für meine Reise bis Mora zu besorgen. Allmählich zerstreut sich alles, die Lagerfeuer flackern auf und noch



Musikkapelle des Sultans Gerbai Kuka.

bis spät in die Nacht hinein hören wir den Gesang der Gruppen und das wogende Gemurmel der Volksmenge.

26.—30. September. Verteilung von Pferden und Lasten, Besprechungen mit dem nun als Resident zurückbleibenden Hauptmann Thierry, mit Oberleutnant Sandrock und schriftliche Arbeiten.

1. Oktober. Bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne reite ich mit Thierry und Sandrock durch das Haupttor der Station hinaus ins Freie, wo sich bereits Lamido Buba mit seinem Volk zum Abschied eingefunden hat, um einen Vorbeimarsch der gesamten Expedition abzunehmen. Die Marschkolonne ist folgendermassen zusammengestellt: Spitze — berittene Führer und zwei Reiter des berittenen Begleitkommandos; dahinter das berittene Begleitkommando von 20 Mann mit Lanzen und Standarte unter Leutnant Kramsta und dem farbigen Unteroffizier Atta; Dolmetscher

und Ordonnanzen, ebenfalls zu Pferde; sodann die von Oberleutnant Stieber geführte Trägerkolonne, etwa 450 Mann mit Reserveträgern, unentgeltlich gestellt von den verschiedenen Fullaherrschern; Stieber auf einem feurigen Schimmelhengst ist begleitet von zwei Malams (arabische Schriftgelehrte), welche sich gleichfalls mit Pferden versehen haben; ein Zug von 20 Mann der Garuakompagnie zu Fuss ist als Aufsicht und zum Schutz zwischen die Träger verteilt, welche durchweg aufgeschlossen marschieren; den Schluss bildet mein erprobter Polizeimeister Brückner mit Ordonnanzen, Reservepferden und einem berittenen Hornisten. Der Vorbeimarsch der ganzen Kolonne dauert, wie ich auch später während der Reise noch öfter ausprobieren, genau 15 Minuten, ein hervorragendes Ergebnis guter Marschdisziplin.

Im Gegensatz zu andern Reisenden, in deren Berichten mich oft der späte Abmarsch erstaunt hat, halte ich durchweg folgende Abmarsch- und Marschzeiten fest: morgens 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Signal zum Putzen, Füttern und Tränken der Pferde für die berittene Mannschaft; 5 Uhr Aufstehen und Frühstück für die Truppe zu Fuss, Träger usw.; 5 $\frac{3}{4}$ Uhr, spätestens aber 6 Uhr, Abmarsch. Man gewinnt dabei die kühlen Morgenstunden, in denen die Leute am leistungsfähigsten und lustigsten marschieren, kommt beizeiten ins Quartier und vermeidet den Marsch in der Mittagsglut oder in der noch schlimmeren Nachmittagshitze.

Über den Marsch von Garua nach Marrua werde ich mich kurz fassen und verweise auf die durchaus zutreffende Schilderung von Passarge, wenn man auch sehen wird, dass sich hinsichtlich der Zustände im Lande seither so manches recht durchgreifend geändert hat.

Um die Träger einzumarschieren, das Pferdmaterial zu schonen und Land und Leute gründlich ansehen zu können, mache ich in den ersten Tagen einige ganz kurze Märsche. Die erste Stunde geleiten uns Thierry und Lamido Buba; dann verlassen wir den Wasserlauf des Benuë und marschieren an dem schattigen Leïnde vorbei nach Pitoa, wo wir noch am selben Vormittage unser Lager aufschlagen, gastfreundlich empfangen von dem alten weissbärtigen Jauro Dschebakke, dem Verwandten und Nachbarn des Garua-Herrschers.

2. Oktober. Dschebakke bringt uns nach seinem Farmdorf Jambutu, wo wir schon um 8 Uhr mit den Reitern eintreffen und lagern. Ein Fieberanfall, der mir seit Garua in den Gliedern steckt

und der in Pitoa zum Ausbruch gekommen ist, macht mir den ganz kurzen Marsch sehr willkommen.

3. Oktober. Nach nur zweistündigem Ritt erreichen wir ebenfalls schon um 8 Uhr vormittags Malemsuto, wo Jauro Hamansuto mit reichlicher Verpflegung auf schattigem Lagerplatz unserer harrt.

4. Oktober. An seiner Landesgrenze begrüsst mich der bekannte Jauro Mansuru von Bibene; von Passarge noch als mächtiger König erwähnt, hat er inzwischen von seiner Herrlichkeit viel



Reitergruppe, im Hintergrund der Berg von Madagali.

eingebüsst; immerhin begleitet ihn noch eine recht stattliche Anzahl Reiter in bunten Gewändern und Wattenpanzern. Wir lagern in seinem Farndorf Jarengu am Bosimufluss, dessen klares, schnellfließendes Wasser eine angenehme Abwechslung bietet. Weniger angenehm ist es, dass die Hauskapelle des Jauro mich den ganzen Tag mit einer ohrenzerreissenden Haussamusik feiert, deren Text unablässig der folgende ist: „Man hat uns gesagt, der Gouverneur selbst wird dies Land besuchen, wir haben es nicht glauben wollen, jetzt sehen wir ihn hier sitzen; der Weisse lügt nicht; Allah ist gross.“

5. Oktober. Mein Fieber ist geschwunden, wir reiten um 5³/₄ Uhr morgens ab; es ist kühl und eine angenehme Morgenbrise

streicht über das grüne, wellige, mit Buschwerk durchsetzte Gelände dahin. Bald tauchen in der Ferne vor uns rote Punkte auf, die sich schnell nähern und den Eindruck von ausgeschwärmten roten Husaren machen; es sind die rotrockigen Wattenpanzerreiter des Ardo Eloan von Golombe, die uns unter Führung ihres Herrn in einer Art Paradeaufstellung mit Musik begrüßen und uns schon um 8 Uhr auf den besonders guten, luftigen und schattigen Lagerplatz Bom bringen. Die Verpflegung ist hier besonders reichlich, die Musik dafür aber noch schrecklicher, als bei Mansuru — sie besteht aus mehreren grossen Trommeln und einem hölzernen Blasinstrument, der Algaitara; der Lobsänger hat diesmal den Text gewählt: „Allah ist gross, die Welt ist gross; die Welt ist nicht für arme Leute, die Welt ist nur für reiche Leute; der Weisse hat viele Güter und ist sehr reich, wir möchten wohl die Güter des Weissen haben; Allah ist gross“. Diese naiven und barbarischen Gesänge, in denen sich so eigentümlich habgierige soziale Anschauungen ausdrücken, entbehren nicht eines gewissen Rhythmus und erinnern lebhaft an ägyptische Bauchtanzmusik. Nachmittags wird es sehr heiss — + 35° C.

6. Oktober. Ardo Eloan begleitet uns mit seinen roten Reitern über hügliges Gelände nach dem romantisch in dem Bergpass zwischen den Bergen Bororó und Lombel gelegenen Fulbe-Hirten-dorf Uro Bororó, vor dem uns der mit einer ausnehmend semitischen Gesichtsbildung begabte Ardo Lombel empfängt. Nach kurzer Frühstücksrast traben wir weiter nach der merkwürdigen Araberniederlassung Sorauel Balabára, wo in dem ganz kleinen Dorf unter riesigen Ficusbäumen Lager bezogen wird. Der Lagerplatz ist sehr gut und recht angenehm trotz der immer noch steigenden hohen Temperatur. Die spärlichen Einwohner des Ortes sind Halbaraber mit hellfarbigen, scharf geschnittenen und intelligenten Gesichtszügen. Die jungen Mädchen fallen auf durch langes in Zöpfe geflochtenes Haar, sehr zierliche Gelenke und grosse Metallohringe und Armbänder; sie machen den Eindruck von Zigeunerinnen und sind äusserst scheu.

7. Oktober. Ab 5³/₄ Uhr; wir passieren in flottem Trab das Dorf Heri, dessen Häuptling sich am Wege bei mir meldet, und treffen bei Jambutu den ziemlich bedeutenden Jauro Amadjada von Giddir mit 40 Reitern; Amadjada, ein auffallend dicker und kohlschwarzer, sonst aber recht gut aussehender Mann auf einem stattlichen Rappen, führt uns auf einen sehr schönen Lagerplatz unter

hohen Laubbäumen am Mao giddèr (Maofluss). Kaum haben wir die Zelte aufgeschlagen, als uns das erste Gewitter seit unserm Aufbruch von Garua überrascht und eine sehr willkommene Abkühlung bringt, so dass wir nachmittags nur $+24^{\circ}\text{C}$ haben. Am Ufer und auf Inseln in dem seichten Fluss befinden sich hier sehr merkwürdige grosse Felspartien mit zahlreichen Höhlen, in denen wir unsere Pferde wie in Ställen unterbringen. Der kühle Nachmittag veranlasst mich zu einem Pirschgang, bei dem ich am Flussufer einige Tauben erlege, eine sehr angenehme Abwechslung in unserer infolge des fortwährenden Rindfleisches etwas eintönig werdenden Speisekarte. Da es hier auch frische Fische gibt, so schwelgen wir geradezu und überlassen die geschenkten Rinder unsern Leuten. Während wir vor unserm Zelt bei der Abendmahlzeit sitzen, erscheinen die unvermeidlichen Lobsänger und Algaitarabläser; ihr Lied lautete hier: „Der Weisse ist in unser Land gekommen; der Weisse, dem dies ganze Land gehört; Allah ist gross!“ Wenn die Leute hier auch offenbar nicht so habgierig sind, wie in Bom, so jage ich sie doch fort — die Algaitara ist tatsächlich nicht mehr zu ertragen. Kaum sind sie verschwunden, so bricht mit Dunkelwerden ein heftiger Tornado los mit viel Regen, der bis 9 Uhr anhält und die Temperatur auf $+21^{\circ}\text{C}$ abkühlt. Bei prachtvollem Vollmond geniessen wir noch spät den Wechsel des Wetters.

8. Oktober. Wir machen der Träger wegen einen halben Ruhetag und reiten nur eine Stunde weit bis Dangar, einem freundlichen kleinen Dorf am Mao Lue. Jauro Amalgada mit viel Volk hat uns einen köstlichen Lagerplatz bereitet mit sehr reichlicher Verpflegung; zum Dank geniesst er die ärztliche Behandlung Brückners, da er sich auf dem Rückwege von Garua durch einen Sturz mit dem Pferde einen Fuss schwer verletzt hat.

9. Oktober. Ich trabe trotz steinigen Bodens und dorniger Akazien ziemlich schnell voran und erreiche schon gegen 8 Uhr das Heidendorf Mattafall. Wir lagern am Fuss eines hohen Granitberges, der von Pavianen wimmelt. Einige dort angesiedelte Fulla sorgen für unsere Unterkunft und Verpflegung. Ein Gewitter mit etwas Regen kühlt die Luft von $+32^{\circ}\text{C}$ bis auf $+26^{\circ}\text{C}$ ab.

10. Oktober. Aufbruch morgens $5\frac{3}{4}$ Uhr bei $+19^{\circ}\text{C}$. Am Mao Subul, einem Nebenfluss des Lue, begrüsst mich der alte verdiente Fulla-Häuptling von Ndokulla mit einigen Reitern. Das Gelände wird hier bergig und steinig und für die Pferde recht be-

schwerlich. Nach unbequemem Ritt über Stock und Stein erreichen wir gegen 9 Uhr das Dorf Ndokulla am tief in Felsen eingeschnittenen Mao Lue. Unser Lager ist herrlich und kühl — das Wasser des reissenden Flusses fast kalt zu nennen. Das ärmliche Dorf liegt wie eine natürliche Felsenfestung auf dem schwer zugänglichen hohen Ufer des Lueflusses, umringt von den feindlichen Heidenstämmen der Barawa, Lam, Usuel, Lulu, Kolla u. a. in recht unsicherer Lage; die Bewohner, lauter echte Fulla, fristen nur mühsam ihr Dasein und können der räuberischen Heiden wegen ausserhalb des Ortes kein Vieh halten. Ganz kläglich meint der alte Ortsvorsteher, die Heiden würden ihm wohl den Hals abschneiden noch ehe ich wiederkäme. Ich tröste ihn so gut es geht, schenke ihm zur besseren Verteidigung eine alte Schrotflinte mit ein paar Patronen und verspreche ihm, demnächst durch die Soldaten in Garua hier Ordnung zu schaffen.

11. Oktober. Die Nacht war kalt und ich fröstele geradezu, als ich $5\frac{3}{4}$ Uhr bei $+18^{\circ}\text{C}$ im Morgentau abreite. Wir reiten schnell durch Akazienwald bis nahe an den gefürchteten Berg der Luluheiden, machen dann scharf rechts um nach Osten zu, rasten um $8\frac{1}{2}$ Uhr an einem Wasserloch im Akazienbusch und erreichen, trotzdem wir viel traben und galoppieren, erst nach 10 Uhr die erste Marrua-Ansiedlung, das grosse in dem weiten sonnigen Flussbett des Mao Bulla gelegene Fulladort Songoja. Als wir uns aus dem Walde entwickeln, steht im Tal vor uns aufgebaut eine Kolonne von etwa 300 Reitern mit grosser Musik unter Führung des Lamido Abdurrahaman Tshudi von Marrua, der schon tags zuvor zur Begrüssung herüber gekommen ist. Er erhält die erbetene Erlaubnis voraus reiten zu dürfen, um alles zum Empfang vorzubereiten. Stieber trifft mit den sehr erschöpften Trägern erst zwei Stunden später ein.

12. Oktober. Aufbruch von Songoia $5\frac{3}{4}$ Uhr bei 17°C . Jenseits des Flusses passieren wir in flottem Trabe eine weite, sandige Ebene und durchreiten das grosse Farmdorf Kattual; hinter Kattual passieren wir den breiten, aber ziemlich ausgetrockneten Tsannangafloss; nun reiht sich Farm an Farm, besonders Durrha, Baumwolle, Reis, Erdnüsse und Kürbis, soweit das Auge reicht, ist alles angebaut, und in der Ferne weiden grosse Viehherden. An zahlreichen vereinzelt Gehöften vorbei nähern wir uns der Ortschaft Miskin; auf dem Schlachtfelde, auf welchem Dominik, dessen Kramsta und ich gleichzeitig gedenken, mit seiner kleinen Heldenschar den An-

griff Suberus und seiner Reiterhorden siegreich zurückgeschlagen, empfängt uns mit vielen Reitern der junge, sehr gut aussehende Häuptling von Miskin; immer mehr Reitertrupps kommen uns entgegen, endlich Lamido Tshudi selbst mit seinen 300 berittenen Fullas; unter seiner Führung durchreiten wir abermals das Bett des Tsannanga und betreten endlich gegen 10 Uhr die ersten Gehöfte von Marrua.

Marrua, die Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats, zieht sich zu beiden Seiten eines Nebenarmes des Tsannangaflusses in schier endloser Ausdehnung hin und hat wohl an 30000 Einwohner; es ist die volkreichste Stadt von Adamaua; unfern der Hauptstadt liegen noch die dazu gehörigen Ortschaften Miskin, Kattual, Gasaua, Balasa, Bogo, Doldeo, Surguf Kóngola, Dargota, Songoia u. a. Die innere Stadt von Marrua ist um den riesigen Marktplatz herum, besonders nach den Bergen zu, wo sich auch das Anwesen des Lamido befindet, eng und winkelig gebaut, die einzelnen Kräle sind mit mannshohen Lehmmauern umgeben, welche enge, glühend heisse Strassen bilden. Diese innere Stadt wird auf allen Seiten von Vororten mit sehr zahlreichen Gehöften umschlossen, deren Häuser, ebenfalls mit Lehmmauern versehen, in Durrha- und Gemüsefeldern liegen.

Vom Eintritt in die äussere Stadt bis zum Markt reiten wir im Schritt über eine Stunde, eine weitere Stunde braucht man bis zum andern Ende. Auf dem Marktplatz rangiert sich die Einholungskavalkade unter lärmender Musik in zwei lange Reihen, durch welche wir, der Lamido voran, hindurchpassieren. Vorbei an dem sehr schön unter einem riesigen Ficus am Ostende des Marktplatzes gelegenen, sauber mit einer Lehmmauer eingefassten Grabe des im Anfang dieses Jahres hier meuchlerisch ermordeten Oberleutnants Graf Fugger, begeben wir uns in einen weitläufigen Höfekomplex, in dessen Mitte auf freiem Platz unter einem weitästigen Schattenbaum mein Zelt aufgeschlagen wird. In den Höfen ringsum lagern meine Begleiter sowie das Kommando mit Pferden. Infolge der Anhäufung von Vieh und Pferden kann man Marrua mit Recht als Fliegenstadt bezeichnen; derartige Mengen dieses in Massen so überaus lästigen Insekts habe ich noch nie erlebt. Trotzdem und trotz der innerhalb der Lehmmauern doppelt fühlbaren Hitze (mittags $+ 35^{\circ}$ C) müssen wir hier notgedrungen eine Ruhepause von zwei Tagen machen, um Träger auszuwechseln, neue Pferde einzustellen u. dgl. Abends empfangen ich noch den Besuch des Lamido

Abdurrrhaman-Tshudi, mit dem ich die Angelegenheiten der Expedition und des Landes bespreche. Er verspricht sehr bereitwillig, sechs gute Ersatzpferde für marode und gedrückte Tiere sowie 400 neue Träger zu stellen. Er zeigt in der Unterhaltung eine auffallende Intelligenz und äussert sich sehr befriedigt über die Wandlung der politischen Zustände, über seine lang erstrebte Unabhängigkeit von Yola, über das Aufblühen von Garua, betont die Notwendigkeit einer grossen Faktorei daselbst an der schiffbaren Wasserstrasse, bittet selbst um eine Handelsfaktorei und fleht endlich zur Sicherung der wichtigen Handelsstrasse Marrua—Garua um baldige Unterwerfung der räuberischen Heidenstämme, besonders der Barawa, Lam, Usuel und Lulu. Ich verspreche ihm, diese Bitte nach meiner Rückkehr zu erfüllen und den Residenten in Garua damit zu beauftragen. Er erzählt mit Stolz von seiner im ganzen Lande berühmten Vieh- und Pferdezucht. Während die Viehzucht auf die überall übliche Weise gehandhabt wird, sind die Pferde fast ausschliesslich Eigentum des Lamido. Die zahlreichen Stuten sind einzeln oder zu mehreren auf den im Gelände zerstreuten Farmgehöften untergebracht. Meilenweit erstrecken sich die Felder, von breiten Reitwegen durchzogen, um die Stadt herum.

Abends spät erscheint noch eine Gesandtschaft mit einem arabischen Brief des Sultans von Mandara aus Mora, dessen Inhalt nach Übersetzung meines Malam also lautet:

„Brief von Omaru, Sultan von Mandara.

(Siegel)

Ich schreibe diesen Brief an den Gouverneur von Kamerun, den ich grüsse. Ich schreibe diesen Brief, denn der Gouverneur ist der Oberste von allen Weissen und Schwarzen in all diesem Lande. Wer hier im Lande nicht gehorcht, den bestraft der Gouverneur. Der Gouverneur passt auf alles auf, er leidet nicht, dass einer dem andern etwas nimmt. Ich sende diesen Brief in der Hoffnung, dass der Gouverneur gesund ist und hoffe, dass der Gouverneur nicht zu sehr unter der heissen Sonne zu leiden hat. Wenn ich höre, dass der Gouverneur nach Mandara kommt, will ich Boten zum Empfang schicken und für alles sorgen. Alle Leute in Mandara wissen, dass ihr Vater zu ihnen kommt.“

Die Boten werden noch am selben Abend mit einer arabischen Antwort entlassen.

13. Oktober. Es werden Boten nach Garua mit Post abgefertigt, ebenso die bisherigen Träger unter berittener Bedeckung, welche der Lamido unentgeltlich stellt. Der Lamido von Mendif schickt eine Anzahl neuer Träger mit einem arabischen Brief, in dem er um Schutz gegen seine Heiden bittet, und erhält Antwort.

14. Oktober. Früh um 7 Uhr halte ich eine kurze militärische Feier am Grabe des Grafen Fugger ab, die Truppe zu Fuss und zu Pferde in Paradeaufstellung mit Lanzen und entfalteter Standarte. Diese Ehrung des Grabes macht auf die in grossen Mengen zuschauenden Eingeborenen sichtlich einen bedeutenden Eindruck. Sodann unternehme ich mit den Offizieren und der berittenen Abteilung einen Ritt durch die innere Stadt und besuche hierbei den Lamido. Um 10 Uhr werden die versprochenen Ersatzpferde angemustert, die neuen 400 Träger eingeteilt, notiert und die Lasten verteilt, so dass alles zum Aufbruche für morgen früh fertig ist.

15. Oktober. Die Kolonne bricht, wie üblich, $5\frac{3}{4}$ Uhr auf; der Marsch geht durch welliges Gelände, im Süden erhebt sich das Massiv von Mendif, im Nordosten die Berge von Balda. Wir marschieren, der neuen Träger wegen, an diesem Tage nur bis Kólsewa, wo ich mit den Reitern schon vor 8 Uhr eintreffe. Das grosse Dorf, bewohnt von Fullahirten, liegt schattenlos am Hange eines Granitberges.

16. Oktober. Wir erreichen ebenfalls schon um 8 Uhr Doba, den Grenzort zwischen Mandara und Marrua. Der von hohem Ufergebüsch eingefasste Grenzfluss ist vollständig ausgetrocknet, doch ergibt das Graben von Löchern in den hellen Flussand reichlich gutes Trinkwasser. Ich schiesse einige Tauben und Perlhühner, um wieder einmal Abwechslung in die Küche zu bringen. Hier findet sich eine aus 20 Reitern bestehende Gesandtschaft des Sultans von Mandara ein, um mich nach Mora zu geleiten; der Führer, ein Bruder des Sultans, berichtet, dass Hauptmann Glauning mich in Mora erwartet. Ich sehe zum erstenmal ganz in der Nähe die in die Spalten der Granitfelsen eingeklebten Heidenwohnungen, deren Insassen sich nur scheu nahen und, zur Begrüssung auf dem Bauche liegend, sich Erde auf den Kopf streuend, freundlich Verpflegung bringen.

17. Oktober. Dasselbe Gelände, welches auf beiden Seiten von hohen Bergen flankiert wird; hier und da Waldgebüsch, in dem besonders eine Akazie mit roter Rinde auffällt. Bald kommen wir an weithin sich erstreckende angebaute Felder, hauptsächlich Baum-

wolle; diese Felder sind, was ich hier zum erstenmal nördlich des Benue sehe, mit regelrechten Berieselungsgräben versehen. Wir übernachteten in dem grossen Farndorf Meme, in welchem das Quartier, eine grosse, luftige Halle, so gut ist, dass ich zum erstenmal kein Zelt aufschlage; die uns gelieferte Milch war in der Weise gekühlt, dass ein kleineres Gefäss voll Milch in einen grossen, porösen Wasserkrug gestellt war; diese Sorge um ein kühles Getränk zeugt entschieden von Sinn für gewisse Annehmlichkeiten in der Lebenshaltung; ich finde überhaupt in Mandara mehr Komfort als anderswo. Hausgerät, Möbel, Gewebe, Pferdeausrüstungen u. dgl. sind kunstvoller gearbeitet und reicher verziert, als bei den Fulla.

Mandara scheint mir das interessanteste der bisher bereisten Gebiete zu sein. Dominik berichtet hierüber das Folgende: „Mandara, ein Gebirgsmassiv, das im Norden und Westen weit in die Bornu-Niederung, im Osten in die Heidensteppe des Logone-Scharigebiets hineinragt und im Süden nur lose mit dem grossen Nordadamauamassiv, nördlich Marrua, zusammenhängt, hat eine Gesamtlänge von ungefähr 18, eine Breite von 15 Marschstunden. Die Berge, die übrigens sämtlich niedriger sind, als es nach Barth, der sogar an Schnee dachte, und Vogel erscheint, stehen vielfach nicht geschlossen, sondern sind durch fruchtbare Täler voneinander getrennt, in denen kleine Wasserläufe rinnen, die sich nach Osten hin in der Ebene in eine Art stehender Kanäle verlaufen; diese sind in der Regenzeit wasserreich und überschwemmen weithin das Land, in der Trockenzeit machen sie sich oft nur durch eine flache Senkung mit Grasnarbe kenntlich. Nach Westen fliesst alles Wasser dem Komadugu zu, der auch in der Trockenzeit den Tshadsee erreicht. Die Randberge im Osten und Westen schliessen eine Hochebene ein, aus der immer wieder niedere Berge aufstreben. Das Gebirge besteht aus Granit, in dem sich vielfach Eisen findet, und ist stellenweise bewaldet, während im allgemeinen niederer Graswuchs vorherrscht.

Auf der mittleren Hochebene liegen, nur vier Stunden auseinander, die beiden einzigen bedeutenden Mandaraplätze: Mora und Dolu, welch letzteres von Rabeh zerstört und nicht wieder aufgebaut ist. Dolu ist die eigentliche Hauptstadt des Landes gewesen und hat zwischen zwei hohen, mit Felsblöcken bedeckten Bergen gelegen, eine bedeutende Ausdehnung gehabt, war ursprünglich unbefestigt, aber gut — nach Bornuart — gebaut, wie die kilometerlangen Mauertrümmer noch beweisen.

Mora ist früher nur ein kleinerer Platz gewesen und ist jetzt zwar zahlreich bewohnt, aber nur mit kleinen Gehöften bebaut, die sich durch Zäune aus den starken Halmen des Durrahornes voneinander scheiden. Die Häuser bestehen aus einer runden Lehm-einfassung mit einem gewölbten runden Strohdach, bei besseren Häusern findet sich auch die spitze Form, und ein Straussenei, nach Kanurisitte oben befestigt, gilt als Zeichen von Wohlhabenheit des Besitzers. Mora ist zurzeit der Platz, in dem sich das ganze Leben des Ländchens konzentriert; denn alle anderen der zahlreich an den Berghalden zerstreut liegenden Orte sind zu klein, um Bedeutung zu haben. Das gesamte Bergland ist zahlreich bevölkert, und wo in den Tälern oder an den Berghängen Humusboden sich findet, da wird er ausgenutzt. Überall begegnet man vorzüglich gehaltenen Baumwollfeldern. Pferde und Rinder werden sorgsam geweidet.

Die einzige Strasse, die von Meme über Mora und Dolu das Ländchen durchzieht, ist nicht ohne Bedeutung, da auf ihr der Handelsaustausch zwischen Fulla- und Bornuleuten stattfindet, der in der ganzen östlichen Ebene und im Westen, jenseits Madagali, von den Heiden gestört wird. Die Mandaraleute halten zu den östlichen Heiden, namentlich zu den Mussgu, Beziehungen und kaufen von ihnen Elfenbein und Gummi. Die Strasse der Gläubigen, die aus dem Benuebezirk über Jola nach Mekka pilgern, führt durch Mandara nach Logon.

Die Mandaraleute sind wohl von Nordosten über Logon eingewandert und den Kotokos verwandt, sie sind erst vor zwei Jahrhunderten unter dem Einfluss des Bornureiches, zu dem sie in losem Abhängigkeitsverhältnis standen, Mohammedaner geworden. Die gesamte Kultur haben sie von Bornuleuten übernommen. Dunkel gefärbt, vielfach mit Längsschnitten über den ganzen Körper versehen, nach Bornuart bekleidet und bewaffnet, sind die Mandara von den Kanuri, den Einwohnern des Bornureiches, schwer zu unterscheiden. Auch sind sie vielfach mit Bornuelementen vermischt, und die Königsfamilien von Bornu und Mandara heiraten untereinander. Die Mandara sind Ackerbauer und Viehzüchter; Handwerker findet man ausser Webern wenig, weil alle Kulturbedürfnisse aus Bornu bezogen werden.

Klimatisch bildet das Mandaragebirge die Scheide zwischen Adamaua und Bornu, wo sich die Zeiten um fast vier Monate verschieben, so dass der Benue im September, der Tshadsee im Dezember ihren höchsten Wasserstand erreichen. Mandara ist durch-

schnittlich bedeutend kühler als Nordadamaua, was nicht allein durch die höhere Lage, sondern auch durch das häufige Vorkommen von Wald bedingt wird.

Strausse werden in Mandara nur vereinzelt gezüchtet. Sie sind in der nördlichen Marruaebene bei Balda und in Bornu häufiger.“

18. Oktober. Ein schneller Ritt führt uns zunächst durch ausgedehnte Baumwollfelder. Beim Defilieren aus einem Hohlweg hält vor uns ein bunter Reitertrupp, von dem sich bei meinem Herannahen eine schlanke Figur auf prächtigem, reich geschmücktem Fuchshengst ablöst und mir entgegensprengt; es ist der Halbaraber Ibrahim mit seinem Gefolge, den mir Sultan Sanda von Dikoa bis hierher entgegen schickt; er hat von seinem Herrn den Auftrag, sich als Führer und Quartiermeister zu meiner Verfügung zu halten und überbringt Briefe von Oberleutnant Strümpell; Ibrahim macht mit seiner Adlernase und seinen scharfblitzenden Augen im weisswehenden Burnus als Reisemarschall keine üble Figur. Er setzt sich mit seiner Schar an die Spitze und bald erreichen wir einen Hügel, von dem aus wir jenseit einer weiten Ebene die Stadt Mora liegen sehen, im Hintergrund die blauen Mandaraberge. Auf dieser Ebene hat einst der Eroberer Rabeh mit seinem Heer monatelang gelagert und vergeblich die Stadt berannt; der tapfere und zähe Widerstand der Mandaraleute unter Omar zwang ihn, unverrichteter Sache abzuziehen; von diesem Tage an war der Ruf seiner Unüberwindlichkeit dahin und bald darauf fiel er selbst im Kampf gegen die französischen Truppen; sein Heer wurde in alle Winde zerstreut und seinen Sohn Fad-el-allah ereilte das Schicksal des Vaters. Von der Stadt her sprengen uns in wildem Durcheinander mehrere hundert Reiter entgegen, unter lauten Begrüßungsrufen ihre Lanzen schwingend und hin und her galoppierend, so dass wir uns nur mit Mühe durch das staubige Gewimmel einen Weg bahnen. Während ich noch lachend Kramsta und Ibrahim eine Bemerkung über diesen ungestümen Empfang zurufe, taucht neben mir in der wilden Schar ein schlanker Reiter in deutscher Schutztruppenuniform auf, Hauptmann Glauning, der sich bei mir meldet. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und ferner noch durch eine undurchdringliche Dornenhecke geschützt. Durch ein enges Tor ziehen wir unter dem Jubel des sich herandrängenden Volkes in Mora ein und besuchen zunächst den an Muskelschwund kranken und anscheinend unbeweglichen Sultan Omar, dessen Vater Bokar

bei der Zerstörung der ehemaligen Hauptstadt Dolu gefangen, von Rabeh nach Dikoa geschleppt und daselbst gestorben war. Der damalige Thronfolger Omar flüchtete mit seinen Getreuen in die Berge, unterwarf sich dem Eroberer nicht und ist stets unabhängig geblieben; er ist der einzige Herrscher jener Gegenden, der niemals Tribut gezahlt hat. Von Omars Burg geht es weiter durch dichtes Volksgedränge, in dem besonders die gut berittenen Häuptlinge mit bunten Wattenpanzern und reichen Schabracken aus Leopardenfell



Wattenpanzerreiter des Sultans von Dikoa.

auffallen, zu unserm Quartier, wo alles wohl vorbereitet ist. Ich selbst finde Ruhe in einem behaglichen Anwesen, in dem sich Glauning im Schatten eines riesigen Ficus bequem eingerichtet hat. Während ich bei ihm frühstücke und mir von den Fortschritten der Grenzexpedition berichten lasse, trifft gegen

Mittag auch Stieber ein. Glauning erzählt viel über das eigenartige Mandaraland und seine eisenhaltigen Berge; für das Vorkommen von Gold will er keine andern Anzeichen gefunden haben, als gewisse, seltsame, offenbar an Ort und Stelle gearbeitete Zierate der Häuptlingsfrauen.

19. Oktober. Ruhetag und abermaliger Besuch bei Omar, der mir einen auffallend grossen und kräftigen dunkelbraunen Hengst zum Geschenk macht und um Hilfe gegen die Heiden bittet. Glauning wird mich von hier bis zu seinem auf meiner Route liegenden gegenwärtigen Standquartier Bama bringen.

20. Oktober. Abmarsch aus Mora morgens früh bei $+ 17^{\circ} \text{C}$; Nachtquartier in dem schattenlosen Dörfchen Kolofata.

21. Oktober. Die Farmen hören auf, Steppe und Dornbusch treten an ihre Stelle. Nach sehr anstrengendem und glühend heissem Marsch erreichen wir erst nach 10 Uhr Wúdila und damit die Grenze zwischen Mandara und Bornu. Von dem Dorf sind nur noch Ruinen und alte Färbergruben zu sehen; wir lagern im Freien an einem Teich mit Schattenbäumen. Die Temperaturunterschiede fangen an, sehr lästig zu werden; wir haben nachmittags fast regelmässig $+36-38^{\circ}\text{C}$, morgens dagegen fast nie mehr über $+15-16^{\circ}\text{C}$.

22. Oktober. Wir lagern in einem trockenen Flussbett, umgeben von Dornbusch; der Dorfälteste von Bama begrüsst uns mit reichlicher Verpflegung.

23. Oktober. Sehr früher Aufbruch und Marsch durch lichte Akazienwälder, in denen ich, meiner Spitze voraus püirschend, ein Rudel Wildschweine überrasche und eins der Tiere erlege; hier und auch jenseits Bama findet sich überall zwischen den Akazien jener von Barth erwähnte Ficus mit runden, fleischigen Blättern, der das hier früher anscheinend unbekannte, jetzt bereits in grösseren Mengen auf den Markt kommende Guttapercha liefert. Zahllose wilde Tauben sowie Antilopen und Wildschweine beleben den Wald, von grösserem Wild ist nichts zu erspähen. Bama ist ein wichtiger Handelsplatz und grosser Ort mit ausgedehnten Farmen; die Gehöfte liegen zu beiden Seiten des breiten, in seinem Kieselbett rasch dahin strömenden Flusses Djaseram, der auch jetzt in der Trockenzeit reichlich Wasser führt. Das Lager der Grenzexpedition wird auf dem schattigen linken Flusssufer von Oberarzt Dr. Fuchs vorbereitet, der uns von den in der Nähe triangulierenden übrigen Mitgliedern gute Nachrichten überbringt. Fuchs ist selbst Koch und Feinschmecker und setzt uns abends vor Glaunings Zelt ein vorzügliches Souper vor, zu dem meine Jagdbeute vom Morgen einen besonders willkommenen Beitrag liefert.

24. Oktober. Die Gegend ist unverändert, viel Farmen, der sandige Weg breit und so vorzüglich, dass ich mit meinen Reitern einen scharfen Galopp anschlage. Hinter einer Biegung des Weges sehen wir plötzlich die Zelte der englischen Grenzexpedition vor uns. Der vor mir reitende Ibrahim macht Miene, zu halten; ich winke aber ab und weiter geht es, Ibrahims bunte Schar voraus, dann ich mit Kramsta und den Lanzenreitern im sausenden Galopp hart an dem englischen Lager vorbei; aus einem der Zelte ist gerade

ein sehr notdürftig bekleideter Europäer herausgetreten und reibt sich schlaftrunken die Augen, verwundert dem bunten, donnernden Spuk nachschauend; diesmal waren wir entschieden früher aufgestanden als die Nachbarn. Erst ein breiter, blinkender Arm des Djaseram setzt unserm fröhlichen Ritt ein Ziel; wir durchreiten den Fluss und Kramsta erlegt hier vom Ufer aus mit zwei Schuss neun Enten, die sich als ganz besonders wohlschmeckend erweisen. Nachtlager bei dem grossen Dorf Yale.

25. Oktober. Langer heisser Marsch durch Dornbusch und Durrhafelder, Lager am wasserreichen Komadugu in einem schattigen Ufergehölz, welches Stieber erst nach 12 Uhr mittags erreicht.

26. Oktober. Ein kurzer flotter Morgenritt bringt uns nach dem Farmdorf Gaua am Komadugu, an dessen Eingang mich Oberleutnant Strümpell und Oberarzt Dr. Krawietz sowie Sultan Sanda höchstselbst mit grossem Gefolge empfangen und begrüssen. Die Herren aus Dikoa begeben sich bald zurück, um die letzten Vorbereitungen für die grosse Heerschau zu treffen, die mir Sanda am nächsten Morgen zugedacht hat. Wir unsererseits suchen unsere besten Sachen hervor und verteilen die mitgeführte Paradegarnitur an die Soldaten.

27. Oktober. Unser Zug macht sich mit den neuen Anzügen und den flatternden Fähnchen recht stattlich, als wir über die weite, der Stadt Dikoa vorgelagerte Ebene traben. Diese Flächen sind in der Hochwasserzeit überschwemmt und bilden in der Trockenzeit einen eigentümlich rissigen, mit dünnem Gras bestandenen grauen Boden, Firki genannt. Weit vor dem Tore der Stadt ist die Heeresmacht Sandas in zwei Gliedern in Parade aufgestellt, auf dem rechten Flügel der Schutztruppenkompagnie unter Oberleutnant Strümpell. Sanda und Strümpell reiten mir entgegen, die Kompagnie präsentiert, die Feldzeichen der Dikoaner senken sich und wir reiten die Fronten ab, zuerst die Kompagnie, dann wohl an 600 Reiter, die mit ihren vielen wehenden Standarten, ihren farbenprächtigen Gewändern und Pferdedecken einen sehr malerischen Eindruck machen, endlich 2000 Mann Fussvolk, vielfach mit Steinschlossgewehren. Wir galoppieren auf den rechten Flügel zurück und ziehen in die Stadt ein, voran Sultan Sanda mit seiner Leibwache und Musik, dann ich mit meinen Reitern und Offizieren, dahinter unsere Fusstruppe, zum Schluss das gesamte Kriegsheer von Bornu. Nicht nur Strassen und Plätze, sondern auch Mauern und Dächer sind mit wimmelnden Menschenmassen

angefüllt; besonders zeichnen sich die Weiber durch ihr gellendes Begrüssungsgeschrei aus. Es geht durch einen grossen Teil der Stadt hindurch, vorbei an dem Grabe des französischen Forschers Béhagle und am Schädel Fad-el-Allahs über den gewaltigen Marktplatz hinweg zum alten Rabehpalast, wo das Quartier der Kompagnie und auch mein Unterkommen ist. Wir stellen uns vor dem Tore



Ratschalla (Kriegshauptmann von Dikoa).

des Palastes unter einem Schattenbaum auf, und nun findet unter dem Gejubil einer vieltausendköpfigen Menge ein Vorbeimarsch des ganzen Zuges statt, hernach Vorstellung sämtlicher Grossen des Landes und der Heerführer mit Gefolge, unter denen mein Freund Ibrahim eine besonders glänzende Rolle spielt. Sanda versäumt nicht, mir seine uralte von ihm hoch geehrte Mutter vorzustellen. Um 9 Uhr ist alles vorüber und wir beziehen Quartier in den hohen, luftigen Räumen der Rabehburg.

Kapitel XI.

Dikoa. — Bornu. — Der Rabehpalast, Besuche, Geschenke, Parade. — Rückmarsch. — Nochmals die Grenzkommission in Boma. — Flussfahrt im Stahlboot. — Ein Orkan. — Der Islam. — Wieder in Buea. — Landeskultur. — Ermordung des Grafen Pückler. — Ossidinge. — Dr. Mansfeld. — Ebermaier. — Urlaub. — Vortrag in der Budgetkommission über Schutztruppen. — Verteilung der Garnisonen. — Mit „Lucie Woermann“ wieder nach Afrika 1905. — Veste Friedrichsberg. — Duala, Petroleumfunde. — Langheld nach Garua. — Buea. — Gouvernementsrat. — Landeskulturarbeit. — Mussakehütte. — Geburtstagsfeier. — Puttkamerstiftung. — Ein Erdbeben. — Die Reichstagsabgeordneten. — Die wirtschaftliche und politische Lage.

Die Bewohner von Bornu sind hauptsächlich Kanuri, welche aber schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts mit allen möglichen andern afrikanischen Rassen vermischt sind. Besonders in Dikoa, der Hauptstadt von Deutschbornu und ehemaligen Residenz des Rabeh, finden sich Mischlinge von allen Stämmen um den Tshadsee herum, ja sogar Tripolitaner-, Fezzaner- und Tuaregblut. Im Königsstamm haben sich die alten Shefus, die Nachkommen des Gründers von Bornu, Allah Omar Edriss, rein erhalten, und der Sultan nennt sich selbst mit Stolz Shefu Sanda. Dominik berichtet über Dikoa das Folgende:

„Die alte Bornu-Tätowierung, die kranzartige Haartracht der Weiber, die mit der Koralle in einem Nasenflügel geschmückt, ihre malerisch umgeworfenen Tücher kokett weit im Sande nachschleppen lassen, besteht noch, aber die Männer haben die hellblaue Tobe und den Strohhut vielfach mit der mit bunten Zeugstreifen benähten Mahdistengiubba und der runden festen Mütze vertauscht, die der Rabeh eingeführt hatte.

Als Nachwirkung der Rabehschen Schreckenszeit ist es anzusehen, dass auch freie Leute mit dem Patronengürtel und dem Gewehr bewaffnet einerschreiten. Die langen Bornulanzen werden meist allerdings zum Schmuck getragen, wenn ein Billama (Dorfältester) oder sonst ein Grosser auf seinem prächtig gesattelten Pferd

im Passtrab, von seinen Sklaven und Klienten eng umgeben, zur Stadt kommt.

In Dikoa, wo alles zu haben ist, herrscht Luxus und Wohlleben, aber auch auf dem Lande leben die Kanuri bedeutend besser als alle ihre Nachbarn. Das Land ist fruchtbar, und Rabeh hat Bornu als sein festes Herrschergebiet betrachtet und verhältnismässig geschont. In ganz Bornu herrscht Geldverkehr. Die Bedeutung des Landes als Austauschplatz zwischen den Mohammedanern im Norden und Süden, im Osten und Westen von Afrika ist dauernd durch seine zentrale Lage bedingt.

Die Kanuri sind Ackerbauer, Viehzüchter, Handwerker und Kaufleute. Der Mohammedanismus ist äusserst tolerant.

Die Dörfer sind überall, von einem breiten Wall umgeben, geschlossen gebaut. Lehmmauern oder Rohrzäune umschliessen die hohen Stroh Häuser, das Vieh weidet nur tagsüber und wird nachts von seinem Besitzer eingetrieben. Grosse Herden sind nicht so zahlreich, wie in Adamaua und bestehen dann meist aus Bullen oder Ochsen, die als Trag- und Reittiere herangezüchtet werden. Die Pferde sind kräftiger und leistungsfähiger als die Adamauazucht, werden aber vielfach mit stark salzhaltigen, gekochten Kornkuchen gemästet und fallen, wenn sie diese nicht mehr bekommen, schnell zusammen. Kleinvieh ist zahlreich, auch Strausse werden vereinzelt gezüchtet.

Auffallend ist die Vorliebe für Wohlgerüche, welche die Kanuri mit den Haussa teilen. Hier wie dort werden Zibethkatzen gehalten, deren scharf riechender Afterdrüsen saft von Zeit zu Zeit ausgepresst wird und sehr geschätzt ist; aber auch sonst wissen beide Stämme wohlriechende Essenzen anzufertigen, die von arm und reich benutzt werden.

Dikoa weist noch viel Ruinen auf von der französischen Erstürmung her, wird aber wieder aufgebaut und vergrössert sich täglich. Shefu Sanda gilt im Lande im Gegensatz zu dem von den Engländern in Kuka eingesetzten Machthaber unbestritten als der echte Thronerbe.

Die Rabehburg ist ein grosser Komplex von Gebäuden, die von einheimischen Maurern aus Luftziegeln nach ägyptischer Art aufgeführt und heute leider teilweise verfallen sind. Eine hohe massive Mauer umschliesst das Ganze; die lange Front mit dem Eingangskastell, auf dem die deutsche Flagge weht und in dem die Wache liegt, macht einen würdigen Eindruck. Innerhalb liegen

die Absteigequartiere für Europäer und die Kompanie der Schutztruppe. Jeder Weisse hat ein eigenes Anwesen. Strausse, Gazellen, Schakale und anderes Getier tummeln sich auf den freien Plätzen umher.

Mein Haus, einst von Rabeh selbst bewohnt, ist besonders gut gebaut und enthält ausser drei grossen Räumen zur ebenen Erde noch ein halbfertiges Obergeschoss, zu dem eine massive Treppe hinaufführt. Der Blick von dem flachen Dach über die ausgedehnte Stadt hin hat besonders bei Mondschein einen ganz eigenen Reiz.

Am 28. nachmittags besuchte mich Sanda und überbrachte seine Geschenke: zwei Pferde, ein Antilope, ein Strauss, eine Anzahl Ochsen zum Schlachten, Butter, Honig und anderes. Gegen Abend stattete mir der Führer der englischen Grenzexpedition, der in der Nähe von Dikoa lagernde Oberst Jackson mit dem Kapitän Mc. Carthy-Morrogh einen Besuch ab, was ich mit einer Einladung zum Diner am nächsten Tag beantwortete.

Am 29. Oktober ritt ich, begleitet von Kramsta, Strümpell und meinen schwarzen Ulanen, in grosser Gala zu Sanda, um seinen Besuch zu erwidern. Er empfing mich stehend vor dem innersten Gemach seines geräumigen Palastes in der Mitte seiner Hauptführer. Von Sanda begab ich mich zum Gegenbesuch zu Oberst Jackson, der inzwischen in der ihm von mir überwiesenen Wohnung eingetroffen war. Am Abend vereinigte ich die englischen Gäste und unsere Offiziere zu einem Gastmahl unter freiem Himmel auf dem Hof meiner Behausung, zu dem die Engländer ein Gericht selbst geschossener Schnepfen gestiftet hatten. Beim Mondlicht und Kerzenschein, Grammophonmusik und Reden verbrachten wir einen sehr anregenden Abend.

Am 30. Oktober marschierten die Engländer ab, um sich mit ihrer Hauptkolonne bei Bama zu vereinigen. Von 9—11 Uhr Parade und Reiterspiele der Bornuleute, bei denen sich Sanda selbst, seine Hauptführer und mein treuer, sehr brauchbarer Führer durch ganz Bornu, Ibrahim, hervortaten. Während ich mit meinen Begleitern vor dem Tore der Rabehburg Aufstellung genommen hatte, war die gesamte Kavallerie Sandas auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes zusammengezogen. Aus diesem Gewirr löste sich nun Reitertrupp auf Reitertrupp, um unter Führung des Häuptlings im scharfen Galopp auf uns zuzubrausen, kurz vor uns zu parieren und unter gellendem Geschrei die Lanzen zum Gruss zu schwingen;

schon ganz die Fantasia der Araber, die übrigens auch die französische Armee bei ihren grossen Revuen in der Schlussattacke auf die Tribüne des Präsidenten adoptiert hat.

Es war ein überaus malerischer Anblick, in den aufwirbelnden Staubwolken die wild galoppierenden Hengste, die flatternden Bur-nusse, die geschwungenen Lanzen, die energischen, wilden Ge-sichter der Leute in ihren bunten Gewändern.



Pagen des Sultans von Dikoa.

Während der Spiele ritt Djagara von Gulfei in die Stadt ein mit etwa 500 Reitern und erhielt die durch Gesandte erbetene Erlaubnis, sich sogleich vorzustellen. Es gab nun auf dem grossen, in Staub eingehüllten Platz ein fast lebensgefährliches Gedränge, Bornu- und Makarireiter jagten bunt durcheinander, und unter lautem Jubel des Gefolges von beiden Seiten bewog ich die beiden bislang feindlichen Herrscher, sich die Hände zu schütteln und Djagara, die angebotene Gastfreundschaft Sandas für die Nacht anzunehmen. Nach der Parade empfing ich die hier ansässigen, sehr hellfarbigen türkisch-arabischen Händler aus Tripolis, denen auf ihre Bitte ein deutsch und arabisch abgefasster Schutz- und

Geleitbrief für Heimreise und Rückkehr gegeben wurde. Sodann empfing ich Djagara mit Gefolge, der seine Geschenke und den schuldigen Tribut überbrachte. Er lieferte im ganzen fünf Pferde, 34 Stück Rinder von hervorragender Qualität, 60 Schafe und Ziegen, Löwen- und Leopardenfelle, eine zahme Antilope usw. Djagara ist ein wohl sechs Fuss langer, energisch dreinblickender, gut aussehender junger Häuptling, vielleicht 35 Jahre alt, der sich in seiner tscherkessenähnlichen Tracht sehr gut ausnimmt, entschieden ein brauchbarer Freund und ein nicht zu unterschätzender Gegner.

Am 31. Oktober ritt Djagara mit seinen Reitern unter grossem Getöse ab. Der Tag wurde von mir im wesentlichen durch Vorbereitungen zur Weiterreise ausgefüllt. Als Merkwürdigkeit muss ich noch anführen, dass wir am 30. Oktober morgens 5 Uhr als Minimaltemperatur $+16^{\circ}$ C hatten, nachmittags $+39^{\circ}$ C.

Das Zusammentreffen verschiedener Umstände veranlasste mich am 1. November, meinen ursprünglichen Reiseplan wesentlich zu ändern. Einmal meldete Leutnant Schipper aus Karnak-Logone, dass der Weg von dort nach Marrua zurzeit wegen Hochwassers unpassierbar sei und bestätigte damit die mehrfachen Angaben der Eingeborenen, dass man auch den ganzen November über von Karnak-Logone bis in die Nähe von Marrua (etwa Balda) nur in Kanus verkehren könne. Ich hätte also von Kusseri oder Karnak aus wieder nach Dikoa zurück marschieren müssen. Sodann erschienen am 31. Oktober abends Gesandte des Sultans Mohammed von Karnak-Logone, die das Eintreffen dieses Herrschers anmeldeten. Ein Besuch in Gulfei und Karnak war damit überflüssig und hätte nur unnütz Zeit und Geld gekostet. Jedes Reisen südlich der Karnak-Marrua-Route zu Pferde und zu Fuss ist noch auf vier Wochen hin ausgeschlossen. Ich entschloss mich daher, auf die geplante Weiterreise zu verzichten und von hier aus den Rückmarsch anzutreten.

Sehr merkwürdig ist der Unterschied im Wasserstande zwischen den von mir durchreisten Gebieten an der englischen Grenze und der Logone-Schari-Gegend. Während auf dem ersteren Wege alles trocken ist, ja fast schon Wassermangel herrscht, hat der Tshadsee, an den man wegen der meilenweiten Überschwemmungen jetzt von hier aus gar nicht heran kann, ungefähr seinen höchsten Wasserstand und das ganze Schari-Logone-Becken steht ebenfalls unter Wasser.

Am 2. November zog Sultan Mohammed von Karnak-Logone mit grossem Gefolge in Dikoa ein und wurde von mir nachmittags

empfangen, sowie dem Sultan Sanda noch eine Abschiedsaudienz gewährt.

Am 3. November trat ich die Rückreise an, noch eine weite Strecke begleitet von Dikoa- und Logonereitern. Die Verhältnisse veranlassten mich, den gleichen Weg zu wählen; einmal lag mir daran, Mandara und Marrua noch einmal zu besuchen, sodann wollte ich den von der deutsch-englischen Grenzexpedition ausgesogenen Weg über Madagali—Mubi vermeiden. Die Reise ver-



Fussvolk huldigt dem Sultan Sanda.

lief ohne Zwischenfall, die Distanzen wurden mit den gut einmarschierten Trägern und den trainierten Pferden noch schneller zurückgelegt als auf dem Hinmarsch, so dass ich z. B. den allerselbst längsten Marsch der ganzen Strecke von Songoia nach Ndokula in vier Stunden und von Pitoa nach Garua in 1 Stunde 40 Minuten geritten bin. Pferde und Leute waren während der ganzen Reise in ausgezeichnetem Zustande.

Am 6. November traf ich in Bama mit der gesamten deutschen Grenzexpedition nochmals zusammen, was durch ein gemeinschaftliches Abendessen vor Glaunings Zelt gefeiert wurde. Die Offiziere der Expedition, ausser Hauptmann Glauning noch die Leutnants

Marquardsen, v. Stefany und Schulze, hatten ihre Triangulationsarbeiten beendet und erzählten interessante Einzelheiten über ihre Erlebnisse. Es sollten nun Vergleichen mit den englischen Aufnahmen vorgenommen und dann ein gemeinschaftlicher Bericht ausgearbeitet werden.

Am Nachmittag dieses Tages hatten wir alle auf unsern Reservepferden einen Spazierritt durch die Bamadörfer gemacht, bei welcher Gelegenheit Kramsta auf dem sehr schwierigen und ungebärdigen Morahengst ein unfreiwilliges Bad im Bamafluss nahm.

Als am 7. November morgens das Signal zum Aufbruch erschallte, und ich aus meinem Zelt heraustrat, hüllte ich mich fröstelnd in meinen Mantel; auf dem Fluss und den niedrigen Ufern lag weisslicher Nebel und die Temperatur betrug nur $+13^{\circ}$ C, ein empfindlicher Unterschied gegen die $+40^{\circ}$ C des vorigen Nachmittags. Dies bildete von jetzt an die Regel bis einen Tagemarsch vor Garua. Schnell eine Tasse heissen Kaffee, ein kurzes Abschiedswort mit den zurückbleibenden Grenzzoffizieren und dann aufs Pferd, in den Morgennebel hinein. Nach dem Durchreiten des Flusses liess ich antraben zur lebhaften Freude meiner vor Kälte klappernden schwarzen Reiter. Bald aber siegte die Sonne und Stück für Stück fielen die schützenden Hüllen.

Am 10. November bezog ich in Mora mein altes Quartier und nahm Abschied von Sultan Omar und von meinem treuen Begleiter Ibrahim. Unter den dargebotenen Gastgeschenken befand sich diesmal eine Menge ausgezeichneten Weizens, aus dem mein Koch ein ganz vortreffliches Brot herstellte.

Am 14. November passierte ich Marrua, machte in Songoia einen Ruhetag und traf am 26. November morgens gegen 7 Uhr in Garua ein, wo ich endlich die langentbehrte Post aus Deutschland vorfand.

In Garua hatte Hauptmann Thierry inzwischen das mitgebrachte Asbesthaus aufgebaut und so weit fertiggestellt, dass ich mit Leutnant Kramsta in demselben wohnen konnte. Die nächsten Tage vergingen mit Besichtigung der neuen Residentureinrichtungen und Packen. Da der niedrige Wasserstand Dampferverkehr nicht zulies, musste die Rückreise mit Kanus und Stahlbooten gemacht werden, die von Yola bestellt wurden. Auch für ganz flache Dampfer ist der Benue von Ibi an nur in der Zeit von Juli bis September schiffbar.

Am 30. November marschierte die bisher hier garnisonierende Kompagnie, welche in dem friedlichen Adamaua nicht mehr erforderlich schien, mit Oberleutnant Sandrock und Assistenzarzt Dr. Hessler nach dem Schari ab, um dort nach Weisung des Residenten die Grenze zu besetzen.

Am 1. Dezember traf ein sehr bequemes, mit Dach und allem Nötigen versehenes Stahlboot des britischen Residenten zu Yola nebst mehreren Kanus ein. Nach einem feierlichen Abschied von Lamido Buba und seinem Volk wurde am 3. die langwierige Tal-fahrt angetreten. Dank den überall zutage getretenen Sandbänken war mehr Wild zu sehen als beim Heraufkommen, viel Wasservögel, besonders sehr wohlschmeckende Enten, ferner Affen, Flusspferde und zahllose Krokodile.

Sonnabend den 5. landeten wir abends 5 Uhr am Yolastrand und fanden gastfreie Aufnahme bei dem Agenten der Niger-Company Herrn Campbell. Am folgenden Tage wechselte ich Besuche mit dem britischen Residenten, Herrn Gowers, und dem Kompagniechef Kapitän Baker.

Am 11. konnte endlich die Reise in zwei Stahlbooten und fünf grossen Kanus fortgesetzt werden; in einem Stahlboot sassen Kramsta und ich mit persönlicher Bedienung, im zweiten Polizeimeister Brückner und die Köche, in einem grossen Kanu zwei Hengste aus Garua, welche mich bis Dikoa zurückgetragen hatten und schliesslich tadellos in Buea angekommen sind. Der Rest nahm das Gepäck auf.

Die Flussfahrt bot nichts Bemerkenswerthes. Am 19. war Rast in Ibi, wo mich der britische Resident, Kapitän Ructon, und der Agent der Niger-Company, Herr Langley, sehr liebenswürdig aufnahmen.

Am 27. kamen wir in Lokodja an, wo wieder ein feierlicher Empfang stattfand. Ich hatte mehrere eingehende Gespräche mit dem Acting High-Commissioner Herrn Wallace. Am 30. Abfahrt mit meiner ganzen Expedition mit dem Dampfer „Empire“ der Regierung von Northern-Nigeria, der uns am 1. Januar 1904 glücklich nach Burutu brachte, wo die Yacht „Herzogin Elisabeth“ mich bereits erwartete.

Nachdem wir am 2. Januar Pferde und Gepäck glücklich überladen hatten, dampften wir am Nachmittag des 3. über die Barre in See, die wir bei wolkenlosem Himmel und strahlender Sonne leicht bewegt fanden. Gross war meine Verwunderung, als ich

beim Betreten der Kommandobrücke den Kapitän Hafenmeister Klein mit sorgenvoller Miene dastehen sah. Nach dem Grunde seines Kammers befragt, antwortete er mir, dass wir heute noch sehr schlechtes Wetter bekommen würden, und als ich auf den blauen Himmel und die glatte See hinwies, meinte er, er habe in seinem rechten Bein ein untrügliches Barometer. Und er sollte wirklich recht behalten. Kaum hatten wir uns kurz vor Dunkelwerden zu Tisch gesetzt, als am Horizont eine Wolke aufzog, die sich mit grosser Schnelligkeit zu einer schwarzen Wand entwickelte und bald den ganzen Himmel wie mit einem dunklen Vorhang überzogen hatte. Abends um 7 Uhr setzte dann ein Tornado ein von einer derartigen Stärke, wie ich ihn bis dahin noch kaum erlebt hatte; der Wind heulte und pfiß wie im Winter in der Nordsee, das Meer verwandelte sich in weisse Schaumberge und liess jenes metallisch donnernde Tosen vernehmen, wie ich es sonst nur aus dem Nordatlantic kannte; dazu ging ein schwerer Wolkenbruch nieder; nur die zahllos um uns herum zuckenden Blitze erhellten gespenstig die pechschwarze Finsternis. Um 10 Uhr war der Hexensabbath vorüber und friedlich funkelten die Sterne der klaren Tropennacht auf das immer noch wild bewegte Meer hernieder. Der Orkan, der zu unserm Glück gerade von vorn gekommen war, hatte aber doch eine gewaltige Dünung aufgepeitscht, die nun in grossen, dunklen Bergen hinter ihm her lief und die den Aufenthalt an Bord nicht gerade behaglich machte. Um etwas Ruhe zu finden, ankerten wir einige Stunden unter dem Schutz der Insel Fernando Po und trafen am 5. morgens früh bei klarem Wetter im Hafen von Duala ein, wo mich unter vielen andern auch die Herren Dr. Esser und Bernegau wieder einmal begrüßten. Nach Erledigung vieler Dienstgeschäfte in Duala und Viktoria konnte ich am 12. Januar auf den mitgebrachten Adamauapferden nach Buea hinaufreiten.

Was die Geschichte des nördlichen Teils des Schutzgebietes anlangt, so gilt heute noch alles, was hierüber Passarge in seinem Reisewerk berichtet. Dieses schliesst ja allerdings mit Rabeh als Machthaber und Eroberer ab, denn der Verfasser ist 1893/94 gereist. Über Rabeh und das Schicksal seines Reiches berichten Max von Oppenheim: „Rabeh“ und Gentil: „La Chute de l'Empire de Rabeh“. Das seither wichtigste politische Ereignis war die Vertreibung des Emirs Suberu von Yola durch die Engländer. Während ich den südlichsten der Fullastaaten, das ewig unruhige Tibati, dem Militärbezirk Banjo unterstellte, habe ich für das ganze übrige

Adamaua eine Residentur in Garua (Hauptmann Thierry), und für die Tshadseeländer — Bornu, Gulfei, Kusseri, Karnak Logone, Musgubiet — eine solche in Kusseri eingerichtet (Hauptmann Stieber). Den Residenten gab ich die Weisung, möglichst wenig zu regieren, sondern dies den einheimischen Herrschern zu überlassen, denen die Residenten als Schützer und Ratgeber zur Seite stehen. Ich machte es dem Residenten zur besonderen Aufgabe, den Gegensatz zwischen Mohammedanern und Heiden allmählich zu überbrücken und letztere immer mehr zur Kulturarbeit heranzuziehen; was die Behandlung der Mohammedaner anlangt, so verfügte ich das ungehinderte Bestehenlassen der überaus milden Haussklaverei, die auch von der englischen Regierung erlaubt wird, sodann absolute Freiheit in der mohammedanischen Religionsübung. Jedes Eingreifen in die religiösen und familiären Angelegenheiten der Mohammedaner würde das gesamte Land in Verzweiflung und Aufruhr treiben, während bei einsichtiger Durchführung dieser Grundsätze ernste kriegerische Verwicklungen dort oben kaum zu befürchten sind. Es ist eine unzweifelhafte Tatsache, dass jede europäische Regierung in Nordafrika und im Sudan einer islamitischen Gefahr gegenübersteht, die durchaus nicht unterschätzt werden darf. Gerade aber Nordkamerun ist in dieser Hinsicht weniger gefährdet, als die Nachbarkolonien. Jede kriegerische islamitische Bewegung müsste ja im Osten das französische Tshadseegebiet, im Westen Englisch-Bornu und die englischen Haussastaaten durchfluten, ehe sie bis an unser Gebiet herankäme; das aber wird durch die sehr starke Militärmacht, welche die beiden Nachbarkolonien dort unterhalten, erfolgreich verhindert werden. Ausserdem aber ist der religiöse Fanatismus der Bewohner von Nordkamerun nicht gerade besonders stark entwickelt. Wenn auch überall mohammedanische Priester und Schriftgelehrte und mohammedanische Schulen vorhanden sind, so ist von einer wirklichen Propaganda kaum die Rede; die fanatische, neuerdings so viel genannte Sekte der Senussi ist wohl dem Namen nach bekannt, jedoch scheint der Schech el Senussi südlich des Tshadsee keinen wirklichen Einfluss mehr zu besitzen.

Eine ganz besondere Überraschung brachte am 18. Januar ein Telegramm aus Berlin, in welchem für Südwest-Afrika Unteroffiziere und Munition requiriert wurden. An Kaisers Geburtstag fand in dem neuen Gouverneurshause zum erstenmal ein grösseres Festmahl statt, an dem ausser den in Buea und Soppo wohnenden Offizieren und Beamten auch Dr. Esser mit seinen Begleitern teil-

nahm. Viel Arbeit brachten in der nächsten Zeit die Landkommissionen, deren Sitzungen als nächst Beteiligter auch Dr. Esser häufig beiwohnte. Während die Frage der Ausschaltung und Abgrenzung der Eingeborenen-Rerservate in den übrigen Plantagen keine erheblichen Schwierigkeiten bereitete, verhielt es sich anders in dem ausgedehnten Gebiet der W. A. P. V., in welchem sich eine grosse Anzahl zum Teil recht bevölkerter Bakwiridörfer befanden. Hier galt es, die meist zerstreut im Urwald hausenden Eingeborenen in regelrechten Dörfern zusammenzulegen und zu einer geordneten Wirtschaft auf einem ihnen zugewiesenen bestimmten Gelände anzuhalten, um so den nötigen freien Raum für die europäischen Plantagen zu schaffen. Diese Aufgabe war nicht immer ganz leicht und vielfach noch durch den Umstand erschwert, dass sich die Baseler Mission in vielen Fällen zum Sachwalter der Eingeborenen machte und sie in ihren Ansprüchen in weitgehender Weise bestärkte. Hätte man diese Ansprüche in vollem Umfange anerkannt, so hätte die Regierung überhaupt niemals einen Fuss breit Landes an irgendeine Plantagengesellschaft abtreten können, denn die eingeborenen Häuptlinge betrachteten natürlich das ganze Land als ihr Eigentum und waren nur mit grosser Mühe davon zu überzeugen, dass sie nicht mehr die Herren im Lande seien. Dass die im wirtschaftlichen Interesse der Kolonie so dringend notwendige Umgestaltung der ganzen Verhältnisse allmählich und ohne Gewaltmassregel durchgeführt werden konnte, war ein schweres Stück Arbeit und hat mir neben mancher Anerkennung die unglaublichsten Anfeindungen zugezogen. In allen diesen kulturellen Bestrebungen wurde ich in höchst dankenswerter Weise von dem Korpsstabsapotheker Bernegau unterstützt, der sich mit wahrem Feuereifer den Aufgaben der Landeskultur widmete und auch längere Zeit den krankheitshalber beurlaubten Direktor des Botanischen Gartens vertrat.

Am 4. Februar traf aus Ossidinge die Unglücksbotschaft ein, dass der Stationschef Graf Pückler und zwei Angestellte der Gesellschaft Nordwest-Kamerun von aufrührerischen Eingeborenen in Basho in der Nähe der englischen Grenze ermordet seien. Ich entsandte in grösster Eile eine Strafexpedition unter Leutnant Nitschmann, der mir schon am 16. erfreulicherweise melden konnte, dass südlich des Crossflusses alles ruhig geblieben wäre. Leider sollte diese Ruhe nicht von langer Dauer sein, denn schon am 22. erhielt ich die Nachricht, dass die Hauptstation der Gesellschaft Nordwest-Kamerun Nssanakang von den Aufständischen trotz tapferer

Gegenwehr der kleinen Polizeibesatzung erstürmt, die Pflanzungen der Gesellschaft verwüstet, und Polizeimeister Wolf mit den Überlebenden nach Altkalabar geflüchtet sei. Da Nitschmanns kleine Truppe diesen Ereignissen gegenüber viel zu schwach erschien, vereinbarte ich mit Oberst Müller die Entsendung einer stärkeren militärischen Expedition unter Langheld, um die Schuldigen zu strafen und die Ordnung wieder herzustellen. Die Expedition nahm einen günstigen Verlauf und war in kurzer Zeit beendet. In Basho aber wurde doch in Anbetracht der ganzen Sachlage ein starker Militärposten angelegt und zunächst dem Leutnant von Oertzen anvertraut.

Am 30. März meldete sich in Buea der Stabsart Dr. Mansfeld, der nach längerer Dienstzeit in der Kaiserlichen Marine zum Kolonialdienst übergetreten war und mir nun für den Stationsdienst in Kamerun überwiesen wurde. Ich übertrug ihm alsbald die Verwaltung des Bezirks von Ossidinge, den er seither mit zielbewusster Energie vortrefflich geleitet hat. Gleichzeitig bevölkerte sich Buea auch mit weissen Frauen; abgesehen von gelegentlichen Besuchen trafen nach Schaffung der nötigen Wohnungen zwei verheiratete Sekretäre ein.

Viel Sorge machte der traurige Umstand, dass die reichen Viehbestände von Adamaua für das Schutzgebiet so gar nicht ausgenutzt werden konnten, da die Tiere auf dem weiten Marsch regelmässig von der Tsetse-Fliege infiziert wurden und infolgedessen nur in den seltensten Fällen lebend bis zur Küste kamen; dem Studium dieser überaus wichtigen Frage widmeten von nun an die Ärzte des Schutzgebiets, insonderheit der neu herausgekommene Dr. Schilling, ganz besondere Aufmerksamkeit. Am 18. April kehrte mein erster Referent Ebermaier von einer Inspektionsreise aus Bamum zurück und wusste nur Günstiges über die dortigen Zustände zu berichten. So konnte ich nun wieder einmal an einen Heimatsurlaub denken, dessen meine durch die Tshadseereise immerhin stark mitgenommene Gesundheit dringend bedurfte und den ich nach Übergabe der Geschäfte an Ebermaier am 8. Mai mit dem Dampfer „Adolph Woermann“ antrat.

Während meines diesmaligen Urlaubs war ich vielfach im Kolonialamt tätig. Es handelte sich vor allem darum, in Berlin meine Überzeugung zur Geltung zu bringen, dass die Kameruner Schutztruppe für die ihr gestellten Aufgaben immer noch viel zu schwach sei und um mindestens zwei Kompagnien verstärkt werden

müsse. Im Amt hatte ich vielfach mit der irrigen Ansicht zu kämpfen, dass man diese Aufgaben ebensogut mit einer Polizeitruppe lösen könne. Ich musste darauf hinweisen, wie fast überall, wo Abteilungen der Polizei mit militärischem Durchgreifen betraut waren, sich Unglücksfälle ereignet hätten, so Graf Pückler in Ossidinge und ganz neuerdings Thierry in Garua. Es ist das auch ganz natürlich. Die Polizeibesatzung einer Station hat so viel andere zivile Aufgaben zu erfüllen, wie Überbringung von Botschaften, Vorladungen, Bewachung der Gefangenen, kurzum den ganzen regulären Polizeidienst, das dabei keine Zeit bleibt für eine gründliche militärische Ausbildung, wie sie zur Durchführung kriegesischer Unternehmungen unerlässlich ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sehr gute ausgediente Soldaten der Schutztruppe, in die Polizeitruppe eingestellt, sehr bald einen Teil der Eigenschaften verlieren, welche für einen Feldsoldaten nun einmal erforderlich sind. Und wenn bei einem unglücklichen Eingreifen der Polizei, wie leider so häufig, ein Europäer fällt, dann folgt schon infolge des schlechten Gewissens der Eingeborenen fast regelmässig ein Aufstand, der stets mit ungewöhnlich hohen Kosten und sehr viel sonst zu vermeidendem Blutvergiessen verbunden ist. Es ist daher unbedingt nötig, dass das Land mit einer Kette von befestigten Militärstationen in der Weise besetzt wird, dass diese Stationen sich gegenseitig die Hand reichen, in steter Fühlung miteinander bleiben und in der Lage sind, jederzeit, auch in den der Zivilverwaltung unterstellten Bezirken, auf eine Requisition hin militärische Hilfe zu leisten. Wenn man das zugibt, so wird man nicht umhin können zuzugestehen, dass für ein Land von der Ausdehnung Kameruns, also so gross wie Deutschland, eine Schutztruppe von neun Kompagnien geradezu lächerlich gering ist. Dass es überhaupt möglich gewesen ist, mit so schwachen Kräften die Kolonie Kamerun zu erobern und zu besetzen, das danken wir einmal dem Umstande, dass sich in Kamerun keine geschlossenen kriegesischen Staatengebilde befinden; denn auch Ngilla und die Fullastaaten können als solche nicht bezeichnet werden. Dann aber ist es vor allen Dingen der ausgezeichnete Geist, der von Anfang an die aus der Heimat entsandten Offiziere und Unteroffiziere beseelte, die unerschütterliche Disziplin und Pflichttreue, die jederzeit in der Truppe geherrscht hat, ein Geist, mit dem unsere wackeren Europäer auch ihre schwarzen Soldaten zu erfüllen verstanden, so dass die Truppe niemals, selbst nicht in der schwierigsten Lage, auch nur einen

Augenblick versagt hat. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass dieser Geist, den sie uns eben nicht nachmachen können, meine englischen und französischen Nachbarn stets mit grösster Bewunderung und Hochachtung erfüllt hat. Denn es ist gar nicht zu leugnen, dass jene zu Aufgaben, welche bei uns regelmässig von einer Kompagnie gelöst wurden, die doppelte oder gar dreifache Streitmacht aufwenden mussten.

Ich hielt auf Wunsch des verstorbenen Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen im November 1904 hierüber einen Vortrag in der Budgetkommission des Reichstages, in welchem ich auch die von mir zunächst beabsichtigte Verteilung der Kompagnien auseinandersetzte. Diese war wie folgt:

1. Duala: Stammkompagnie und Artilleriedetachement, Verwaltung der Bestände, Einstellung und Ausbildung der Rekruten, der Mannschaften für Geschütze und Maschinengewehre, Ersatztruppe.
2. Bamenda: Feldkompagnie, Sicherung des Bezirks.
3. Kuseri: mit Posten in Dikoa, Bongor, Miltu, Schutz des Residenten am Tshadsee, Grenzbewachung.
4. Banjo: Feldkompagnie, Sicherung des Bezirks mit Posten Joko.
5. Lolodorf: Sicherung und Verwaltung des Bezirks.
6. Soppo: Feldkompagnie mit Stab.
7. Garua: Feldkompagnie, zur Verfügung des Residenten von Nord-Adamaua.
8. Fontemdorf: Feldkompagnie, Sicherung und Verwaltung des Bezirks (Bangwa).
9. Ebolova: Feldkompagnie, Sicherung und Verwaltung des Südbezirks.

Die Budgetkommission schloss sich meinen Ausführungen an, und die beiden neuen Kompagnien wurden in der Reichstagssitzung vom 6. April 1905 bewilligt. Der spätere Aufstand der menschenfressenden Maka im Sanga-Ngoko-Gebiet machte dann noch die Aufstellung einer 10. Kompagnie notwendig.

Nach Erfüllung dieser Aufgabe hielt es mich nicht mehr länger in Deutschland — es harrten meiner in Kamerun noch wichtige politische und kulturelle Aufgaben. Bei einem gelegentlichen Besuche in Hamburg hatte ich mit Herrn Adolf Woermann über meine Ausreise gesprochen, und wir waren überein gekommen, dass ich mit Rücksicht auf meine durch den letzten Tropenaufenthalt doch etwas angegriffene Gesundheit diesmal besser täte, mich nicht der

rauen Winterreise zu Schiff durch Nordsee und Kanal auszusetzen, sondern lieber den Landweg nach Lissabon zu wählen. Woermann war so liebenswürdig, den fahrplanmässigen Dampfer ausnahmsweise zu meiner Abholung den Hafen von Lissabon anlaufen zu lassen. So trat ich in Begleitung meines Adjutanten Kramsta am 13. Januar 1905 eine Eilfahrt durch Europa an; mittags 12 Uhr fuhren wir vom Potsdamer Bahnhof in Berlin ab, waren am 14. morgen 7²⁰ in Paris, badeten und frühstückten auf dem Bahnhof Quai d'Orsay, verliessen denselben mittags 12¹⁸ im Südexpress, passierten nach einer wunderschönen Fahrt über die Pyrenäen abends 11 Uhr die französisch-spanische Grenze bei Irun und trafen am 15. Januar 12 Uhr nachts in Lissabon im Hotel Avenida Palace ein, wo wir uns einige Stunden Ruhe gönnten. Im Hotel erhielt ich die Meldung, dass „Lucie Woermann“ schon im Hafen läge. Ich hatte daher gerade noch Zeit, meinem langjährigen Freunde, dem Gesandten Grafen Tattenbach, einen kurzen Besuch zu machen und mich mit ihm über die Verhältnisse der portugiesischen Kolonien in Südwestafrika zu unterhalten; diese Kolonien gehörten bekanntlich zum Bezirke meines Generalkonsulats und nahmen verschiedentlich meine amtliche Tätigkeit in Anspruch. Nach herzlichem Abschied von Tattenbach am Hafenkai schiffte ich mich an Bord der „Lucie Woermann“ ein. Es war windig und regnerisch und schon im Tajofluss stand hoher Wellengang. Als bald dampften wir stromab, nur selten durchbrach ein heller Sonnenstrahl das graue, fliegende Gewölk und beleuchtete das wundervolle Panorama der lang hingestreckten, von Lord Byron so trefflich besungenen Hügelstadt mit ihren Villen-Vororten. In der Mündung des Flusses, schon von Fort Belem an, wurde der Wind stürmisch und die See immer höher; zwei kleine portugiesische Kanonenboote, die dort manövierten, tanzten tatsächlich wie Nusschalen in den aufgeregten Wellen, die graugrün und schaumbedeckt wirr durcheinander liefen. Draussen auf hoher See blies ein regelrechter Südwest, der eine hohe Dünung zusammengefeht hatte, durch die sich aber der wackere Dampfer in seinem Lauf nur wenig aufhalten liess. Erst in der Nähe der Inseln wurde das Wetter besser; das grüne Madeira liessen wir diesmal rechts liegen und ankerten am 18. Januar in dem wohlbekannten Hafen von Las Palmas (Gran Canaria), wo ich an Land ging und zwei telegraphisch vorher bestellte Maultiere für Buea kaufte. Nach wenigen Stunden schon ging es weiter bei blauem Himmel und frischer achterlicher Brise hinein in den Passat,

der, wie üblich, bis zur afrikanischen Küste durchstand und uns eine sehr angenehme Überfahrt bereitete. Am 26. Januar passierten wir die Goldküstenorte Axim, Secondi, wo gerade ein wahres Goldfieber herrschte und ungefähr 40 verschiedene Minengesellschaften tätig waren, und Cape Coast Castle. Bei Cape Three Points beschien die Abendsonne die Ruinen der Veste Friedrichsberg; ich habe hier nie vorbeifahren können, ohne mit Wehmut daran zu denken, mit welch stolzen Hoffnungen der Grosse Kurfürst einst seinen Feldhauptmann von der Gröben übers Meer entsandte, um überseeische Handelsverbindungen anzuknüpfen und in Afrika festen Fuss zu fassen, und wie kläglich diese Hoffnungen scheiterten infolge der unheilvollen Zustände im heiligen römischen Reich deutscher Nation: *exoriare aliquis meis ex ossibus ultor* — heut ist dies Wort zur Wahrheit geworden; stolz und sicher weht die deutsche Flagge unter dem mächtigen Schutze des Reiches an den afrikanischen Küsten, in Ostasien und im Stillen Ozean. Nachts ankerten wir vor Accra, der Hauptstadt der Goldküste, welche mit ihrer langen Lichterreihe einen stattlichen Anblick bot. Am 27. Januar vereinte die Feier von Kaisers Geburtstag Passagiere und Schiffsoffiziere zu einem Festmahl, während wir in vollem Flaggenschmuck Lome, die Hauptstadt des Togolandes, und das französische Kotonu passierten; am 30. Januar morgens befanden wir uns bereits auf der Reede von Viktoria, wo eine ganze Flotte vereinigt war; es lagen hier der auf der Heimreise begriffene Auslandskreuzer S. M. S. „Vineta“, S. M. S. „Wolf“, „Herzogin Elisabeth“ und „Nachtigal“. Zu meiner Begrüssung fanden sich an Bord alsbald ein die Herren Regierungsrat Steinhausen, Oberrichter Dr. Meyer und der stellvertretende Gouverneur Dr. Gleim, der mir die Geschäfte des Gouvernements übergab.

Ich begab mich nach den ersten Begrüssungen an Bord der „Herzogin Elisabeth“ und fuhr zunächst nach Duala, wo ich mit Genugtuung die weiteren Fortschritte feststellen konnte, welche der emporblühende Ort unter der verständigen Leitung des Regierungsrats v. Brauchitsch gemacht hatte. Ganz besonders interessant aber waren die Petroleumfunde, welche die W. A. P. V. in dem Orte Logobaba in der Nähe von Duala gemacht hatte. Dr. Esser, der mich begleitete, zeigte mir die ausgedehnten Anlagen, welche die von ihm neu gegründete Kamerun-Bergwerks-Gesellschaft dort eingerichtet hatte. Es waren hier vier grosse Bohrtürme fertig gestellt und unter Führung von sechs deutschen Bohrmeistern ein ganzes

Lager von schwarzen Arbeitern eingerichtet. In zwei Bohrlöchern war man auf braunes, dickflüssiges Öl gestossen, welches indessen bei einer Tiefe von mehreren 100 m noch immer nicht genügende Mengen ergab. Das rohe Öl brannte ohne weiteres, wovon ich mich persönlich überzeugen konnte. So war alles voll von froher Hoffnung; leider war die Enttäuschung gross, als das zusammengebrachte Kapital — etwa eine Million Mark — aufgebraucht war, ohne dass schon ein endgültiges Resultat vorlag, und die Kolonialregierung in Berlin der Gesellschaft die Erteilung einer höchst bescheidenen Konzession verweigerte, ohne welche die Aufbringung neuen Kapitals nicht möglich war. Die Gesellschaft erbat von der Regierung auf zehn Jahre die ausschliessliche Berechtigung, in einem bestimmten Umkreise von Duala auf Petroleum bohren zu dürfen. Die Regierung glaubte, gegen mein Votum, diese Berechtigung im Interesse einer etwaigen Konkurrenz ablehnen zu müssen. Infolgedessen musste die Gesellschaft liquidieren; Arbeit und Geld waren verloren und das mit grossen Kosten angeschaffte Material wurde teils für einen Spottpreis verkauft, teils einfach aufgegeben. Est ist aber bis heute (1912) noch niemandem eingefallen, jemals wieder nach Petroleum in oder bei Duala zu bohren.

Die Lage im Schutzgebiet war im übrigen nicht unerfreulich. Die Grenzkommissionen im Norden und Süden hatten ihre Aufgaben mit Erfolg zu Ende geführt und speziell mit der französischen Regierung waren weitere Grenzverhandlungen in vollem Gange. Einzelne lokale Unruhen, so bei den Kongoa im südlichen Bangwa-gebiet, ein Raubzug des Häuptlings Videmungo südlich von Jaunde, Belästigungen der Baseler Missionare durch den Babimbistamm am Sannaga, waren durch die Regierungsstationen ohne grössere Machtentfaltung erledigt worden. Ernstere Widersetzlichkeiten der Eingeborenen in Südkamerun waren durch Oberleutnant Scheunemann, und nach ihm ganz besonders durch die kühnen und erfolgreichen Expeditionen des Stationschefs von Ebolova, Hauptmann Zimmermann, bestraft worden; es wurde schon damals beschlossen, von Ebolova aus eine weitere Militärstation in das Sanga-Ngoko-Gebiet vorzuschieben. Zwei Landkommissionen waren damit beschäftigt, die Eingeborenenreservate in den Plantagengebieten am Kamerunberg festzulegen. Die Telegraphenleitung von Edea nach Kribi und von dort weiter nach Jaunde war im Bau und schritt rüstig vorwärts. Ganz besonders erfreulich war die von der Firma Woermann bewerkstelligte Anlage eines Schwimmdocks im Hafen von Duala,

welches uns nun ermöglichte, auch die grösseren Dampfer an Ort und Stelle zu reparieren, anstatt sie, wie bisher, nach Loanda oder gar nach Kapstadt zu schicken. Die Handelsverhältnisse lagen im allgemeinen günstig; Dr. Gleim hatte als stellvertretender Gouverneur am 10. Januar die erste Sitzung des neu eingerichteten Gouvernementsrats abgehalten, in dem hauptsächlich über eine Hüttensteuer und über das Verbot der Einfuhr von Pulver und Schusswaffen verhandelt worden war.

In Garua war der Resident Hauptmann Thierry bei einem Gefecht gegen aufständische Heiden einem vergifteten Pfeil zum Opfer gefallen, bei welcher Gelegenheit wieder einmal die Unzulänglichkeit der Polizeitruppe offen zutage getreten war. Da inzwischen der mit der Leitung der Residentur am Tshadsee betraute Hauptmann Stieber, dessen politische und wirtschaftliche Tätigkeit in Kusseri uneingeschränktes Lob verdient hatte, aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückgekehrt war, übertrug ich die Führung der beiden Residenturen und das Oberkommando in Nordadamaua und am Tshadsee dem bewährten Hauptmann Langheld.

Am 8. Februar dampfte ich an Bord der „Herzogin Elisabeth“ zunächst nach Viktoria, um dort die nähere Bekanntschaft des Kommandanten und des Offizierkorps der „Vineta“ zu machen, dann am 10. in Begleitung von Kramsta und Regierungsrat Steinhausen nach Libreville, wo ich am 11. mit dem Gouverneur Besuche austauschte, Grenzangelegenheiten besprach und das deutsche Konsulat inspizierte. Am 12. ankerten wir schon morgens früh auf der Reede von Kribi; auch hier fand Besichtigung des Bezirksamtes statt. Am 13. besuchte ich das mir noch unbekannte Lonji und am 14. war ich wieder in Duala. Ich blieb an Bord wohnen und bearbeitete zusammen mit Herrn v. Brauchitsch die vielen dort vorliegenden dienstlichen Angelegenheiten. Am 17. begab ich mich nach einem kurzen Besuch bei meinem Freund und Nachbar Don Juan d'Ibarra in Santa Isabel nach Viktoria, und von dort nach kurzem Aufenthalt nach Buea. Hier war, wie immer, alles in vortrefflicher Ordnung; die Terrassen und sonstigen Gartenanlagen hatten dank Deistels vortrefflicher Arbeit grosse Fortschritte gemacht, und auch auf der Sennerei und auf dem Vorwerk waren erfreuliche Ergebnisse zu verzeichnen. Bei den schriftlichen Arbeiten, die mich hier in grosser Menge erwarteten, wurde ich wacker unterstützt durch die neu eingetroffenen württembergischen Assessoren Adae und Dinkelacker; ganz besonders aber wurde

meine Zeit in Anspruch genommen durch lange und eingehende Besprechungen über Landangelegenheiten mit Dr. Esser, Dr. Meyer und dem Landkommissar Geo. Schmidt.

Am 27. März fand während eines unglaublich schweren Tornados eine Vorbesprechung für eine demnächst abzuhaltende Sitzung des Gouvernementsrats mit den Referenten statt; am 28./29. besuchte mich der portugiesische Gelehrte und Afrikaforscher Don Joaquim d'Almeida. Am 31. ritt ich in grosser Begleitung von Buea nach dem Bakwiridorf Boniadikombo, wo Dr. Esser mich mit seiner Bergbahn abholte. Inzwischen war die „Herzogin Elisabeth“ eingetroffen, um mich nach Duala zu bringen. In der dort am 3. und 4. April unter meinem Vorsitz abgehaltenen Sitzung des Gouvernementsrats standen folgende Punkte auf der Tagesordnung:

1. Verordnung, betreffend Erhebung einer Wandergewerbsteuer und Ausführungsbestimmungen dazu. Da die Stimmung allgemein für Einführung einer solchen Steuer war, wurde der Entwurf mit geringen, persönlichen Wünschen und lokalen Verhältnissen Rechnung tragenden Änderungen gebilligt.

2. Beratung des Etats für 1906. Neben den Fragen über die Beschaffung von Deckungsmitteln für die erhöhten Ausgaben wurde speziell dem Ausbau des Strassennetzes für die nächsten Jahre, sowie dem Gummiraubbau und den gegen ihn zu ergreifenden Massregeln Aufmerksamkeit gewidmet. Letzter Punkt wurde erneut auf die nächste Tagesordnung gesetzt, da vor allem die Ergebnisse der sechsmonatlichen Informationsreise des Stationsleiters Romberg abgewartet werden sollten.

Ich bewirtete die Mitglieder des Gouvernementsrats an Bord der „Herzogin Elisabeth“ und fuhr mit ihnen am 6. April nach Viktoria, wo wir diesmal der bessern Lage halber hinter der Luckeinsel dicht vor Kakaohafen ankerten.

Nach meiner Rückkehr erhielt ich am 17. April früh in Buea das erfreuliche Telegramm aus Berlin, wonach die beiden neuen Kompagnien vom Plenum des Reichstages bewilligt waren. Am 26. April traf der Kommandeur der Schutztruppe Oberst Müller mit der Feldkompagnie in Soppo ein, in seiner Begleitung Oberleutnant Hirtler, welcher Adjutantendienst versah und sich durch Erforschung der Landstriche zwischen Bamum und Jabassi ausgezeichnet hatte. Es entwickelte sich zwischen Buea und Soppo nun ein lebhafter dienstlicher und geselliger Verkehr, ich nahm häufig an den Schiess- und Felddienstübungen der Truppe teil und freute mich immer wieder

über die wunderbare Disziplin, die auf allen Gebieten herrschte. Mit dem Dampfer „Eleonore Woermann“ trafen von Berlin zehn Offiziere für die neuen Kompagnien ein und es wurde mit grossem Eifer rekrutiert und ausgebildet. Auch Regierungsbaumeister Neumann von der Firma F. Lenz & Co. meldete sich bei mir und begann mit den Trassierungsarbeiten für die Eisenbahnstrecke Hickory—Manenguba. Um diese Zeit machte Hauptmann Dominik von Jaunde aus eine erfolgreiche Expedition in das Gebiet der wilden Bapea, welche früher durch Hauptmann von Schimmelpfennig noch nicht hinreichend unterworfen waren. Der Chef der Bamendastation Hauptmann Glauning unterwarf die noch immer nicht vollständig befriedeten dortigen Gebirgsstämme und unterdrückte durch eine rasche und kräftige Machtentfaltung ihre kriegerischen Neigungen. Dem Offizierposten Basho gelang es, den Mörder des Grafen von Pückler zu verhaften; der Mann wurde zum Tode verurteilt und vor versammelter Mannschaft in Gegenwart zahlreicher Eingeborener an Ort und Stelle hingerichtet.

Durch eine Verordnung vom 13. April wurde der bisherige Botanische Garten nach Fertigstellung eines chemischen Laboratoriums unter der Bezeichnung „Versuchsanstalt für Landeskultur“ neu organisiert und mit zwei Abteilungen versehen:

- a) botanische Abteilung,
- b) biologisch-chemische Abteilung.

In Mamfe am Crossfluss errichtete die Gesellschaft Nordwest-Kamerun eine Fabrikanlage mit Dampfbetrieb zur Aufbereitung von Palmkernen, ein erfreuliches Zeichen dafür, dass die Verhältnisse im Crossgebiet nach Niederwerfung des Aufstandes wieder ruhig geworden, dass Handel und Verkehr wieder aufblühten, und dass die viel angefeindete Gesellschaft Nordwest-Kamerun sich die wirtschaftliche Erschliessung des Konzessionsgebiets angelegen sein liess. Im Süden erforschte der Hauptmann Freiherr von Stein die Schiffbarkeit des Nyongflusses und die Urwaldgebiete im Südosten der Kolonie. Mitte Mai trafen über Johann Albrechtshöh unter Leitung des Dr. Diesing 26 Buckelrinder aus Adamaua ein und wurden bei dem Kommando in Soppo untergebracht. Wir hatten jetzt fast täglich schwere Gewitter und viel Regen; trotzdem liess ich mit dem Bau eines kleinen Unterkunftshauses am Mussakebach etwa 800 m oberhalb von Buea beginnen; es sollte hier vor allem eine Chinarindenpflanzung angelegt und auch sonst klimatische Versuche angestellt werden.

Ende Mai erreichte uns die Nachricht vom Ausbruch eines Aufstandes der Eingeborenen im Gebiet des Djahflusses (Sanga-Ngoko). Wenn auch die Station Ebolova vorläufig den Oberleutnant Sobbe mit einer kleinen Abteilung in das bedrohte Gebiet entsandt hatte, so schien doch die Entfaltung stärkerer Machtmittel im Süden unbedingt geboten, und ich beschloss im Einverständnis mit dem Kommandeur, eine weitere Kompagnie baldmöglichst nach Ebolova abgehen zu lassen. Am 12. Juni wurde die Telegraphenlinie nach Kribi eröffnet.

Am 2. Juli war es mir vergönnt, im Kreise meiner Beamten und Offiziere ein in tropischen Kolonien immerhin seltenes Fest zu begehen; ich feierte meinen 50. Geburtstag und gleichzeitig den Tag, an welchem ich in Begleitung des Freiherrn v. Soden vor 20 Jahren zum erstenmal im Hafen von Duala eingetroffen und an dem ich vor zehn Jahren zum Gouverneur von Kamerun ernannt worden war. Die gesamte Kolonie hatte beschlossen, durch Entsendung von Deputationen an diesem Fest teilzunehmen, und so erschienen unter Führung von Oberst Müller um 11 Uhr vormittags im Empfangssaale meines Wohnhauses die Angehörigen vom Gouvernement und Schutztruppe und zahlreiche Vertreter der Kaufmannschaft, der Plantagen und der Missionen zur Gratulation. Oberst Müller hielt eine bewegte, zu Herzen gehende Ansprache, welche ich in kurzen Worten erwiderte. Hieran schloss sich ein zwangloses Zusammensein bei einem kalten Büfett, während die von dem Kommandeur heimlich bestellte Musik auf der Veranda ihre Weisen erklingen liess. Ein mir zugedachtes Ehrengeschenk lehnte ich ab mit der Bitte, den Betrag zu einer Stiftung zu verwenden, aus deren Zinsen jährlich an begabte eingeborene Schüler der Regierungsschulen Prämien gezahlt werden sollten. Mein Vorschlag fand allseitige Zustimmung und die Stiftung, welche meinen Namen erhielt, ist zu einer dauernden Einrichtung geworden.

Am 7. Juli musste ich zu meinem Bedauern meinen erprobten Adjutanten Kramsta wegen fortgesetzten Krankseins in die Heimat zurücksenden; als Ersatz kommandierte mir Oberst Müller den Leutnant der Schutztruppe Herrn v. Putlitz. Aus Deutschland war inzwischen Hauptmann v. Krogh für die Schutztruppe eingetroffen, der die Feldkompagnie in Soppo übernahm und mit dem mich ein dauernder und reger freundschaftlicher Verkehr verband.

Am 18. September erfuhren wir in Buea eine ganz besondere Überraschung: Gleich nach 11 Uhr vormittags liess sich vom Berge

her ein dumpfes, unterirdisches Geräusch vernehmen, welches sich wie entfernter Kanonendonner anhörte; es folgte alsbald ein ziemlich heftiger Erdstoss von 3—4 Sekunden Dauer, so dass die Fenster klirrten, die Türen aufsprangen und lose Gegenstände umfielen; nach einem zweiten kürzeren Stoss verklang das unterirdische Getöse in der Ferne. Es war unzweifelhaft das erste Anzeichen einer Umwälzung im Innern des alten Mongo ma Loba (Fako, Götterberg), der sich ja vor etwa einem Jahre zu einem regelrechten Erdbeben aufgeschwungen hat.

Eine fast noch grössere Überraschung aber bewirkte die Ankunft einer parlamentarischen Studienkommission, welche am 29. August mit der „Eleonore Woermann“ in Viktoria ankamen und mich am 31. in Buea besuchten. Es waren sieben Reichstagsabgeordnete, die ich in meinem Hause gastlich aufnehmen, und denen ich die Einrichtungen von Buea vorführen konnte. Die Herren zeigten, obwohl ohne Ausnahme Neulinge in den Tropen, im allgemeinen Interesse und Verständnis für die ihnen doch so ganz fremdartigen Dinge und Verhältnisse; ganz besonders war es der Hamburger Abgeordnete Dr. Semler, der mit dem offenen Blick und der frischen Auffassung des Hanseaten ungemein schnell das Wesen der Dinge erkannte und über das Gesehene lebhaft, angeregt und zutreffend zu sprechen wusste; wie er es selbst in seinem Werk über die Reise schildert, verdankte ich ihm, nachdem die andern längst zur Ruhe gegangen, noch einige köstliche Plauderstunden.

Mit den Abgeordneten zusammen war auch Geheimrat Fr. Lenz eingetroffen, der es sich nicht nehmen lassen wollte, persönlich Land und Leute dort kennen zu lernen, wo demnächst sein Eisenbahnbau beginnen sollte. Am 1. September wurde den Besuchern das Militärquartier Soppo gezeigt und die Feldkompagnie vorexerziert, woran sich ein Frühstück im Kasino der Truppe anschloss. Ich überliess dann die Besucher ihrem Schicksal und der Führung der Lokalbeamten, welche ich angewiesen hatte, alles möglichst offen und wahrheitsgemäss zu zeigen und zu erläutern; ob das freilich in allen Fällen gelang, ist mir zweifelhaft, denn ich habe bei späterem Zusammentreffen mit einzelnen der Herren doch manche recht verschrobene Ansicht über Kamerun und Kameruner Zustände hören müssen; nach der gemachten Erfahrung lege ich überhaupt solchen allzu flüchtigen halboffiziellen Besuchen keinen grossen Wert bei, halte sie vielmehr eher für bedenklich; die Fülle der neuen Ein-

drücke muss zu Verwirrungen führen und die vielen, sich vielfach widersprechenden Ansichten und Äusserungen, welche die Herren von allen Seiten und meist unwidersprochen zu hören bekommen, können in der Kürze der Zeit auf ihre Richtigkeit hin nicht geprüft werden. Am 9. September verabschiedeten sich unsere parlamentarischen-Gäste von uns mit einem solennen Diner an Bord der „Eleonore Woermann“, um mit demselben Dampfer die Heimreise anzutreten.

Es folgte nun eine längere Zeit ruhiger und stetiger Arbeit mit den gewohnten Beschäftigungen, unterbrochen nur durch einen Ausflug, den ich nach der inzwischen fertiggestellten und ganz wunderhübsch gelegenen Mussakehütte unternahm. Mitten im Urwald unter hochragenden, dicht belaubten Baumriesen rieselt aus bemoostem Gestein eine klare, kühle Quelle hervor, wohl der Ursprung des Bueabaches; hier hatte Deistel ein etwa drei Morgen grosses Gelände freigeschlagen und das Häuschen, bestehend aus zwei Zimmern und umlaufender Veranda, aufbauen lassen; einige 100 Chinarindenbäume waren in richtigen Abständen bereits ausgepflanzt. Einige Dutzend Rosenstöcke prangten in üppigstem Flor und die frisch angelegten Erdbeerbeete waren rot von Früchten; und wenn ich nach getaner Tagesarbeit abends bei höchstens $+7-8^{\circ}$ R, in einen dicken Mantel gehüllt, auf der Veranda sass und der Mond über den Baumwipfeln hervorkam und die im Bergwald ziehenden Nebelschwaden silbern beleuchtete, konnte ich mich wohl in einen deutschen Hochwald versetzt glauben, wenn mich nicht das misstönende Gebell und Geschrei der im hohen Baumgeäst sich tummelnden Affenherden an die Wirklichkeit gemahnt hätte. Mussake ist, wie ich höre, ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner von Buea geworden.

In der nächsten Zeit lebte ich wesentlich an Bord der „Herzogin Elisabeth“ und hatte insbesondere die Interessen der deutschen Kaufleute in dem spanischen Küstenort Bata wahrzunehmen, wo ein Aufstand der Eingeborenen ausgebrochen war und die europäischen Faktoreien angegriffen wurden. Ich requirierte zu diesem Zweck S. M. S. „Sperber“, der sich alsbald nach Bata begab, um dort die deutschen Interessen zu schützen. Die Verbindung mit S. M. S. „Sperber“ und den Deutschen in Bata liess ich durch die „Nachtigal“ aufrecht erhalten. Auch begab ich mich nach Fernando Po, um mit dem spanischen Generalgouverneur Rücksprache wegen der bedrohlichen Zustände auf dem spanischen Festlande zu pflegen.

Don Juan d'Ibarra erklärte sich mangels geeigneter Machtmittel ausserstande, in Bata gegen die aufrührerischen Eingeborenen wirksam einzugreifen, und war mit den von mir zum Schutz der deutschen Faktoreien getroffenen Massnahmen durchaus einverstanden. Anfang November erhielt ich den mir sehr lieben Besuch des Regierungsrats Dr. Gruner aus Togo, der vor vielen Jahren als junger Gelehrter sich seine kolonialen Sporen in Togo unter meiner Leitung verdient hatte und nun schon seit langer Zeit mit Geschick und Erfolg die von mir im Jahre 1887 gegründete Station Misahöh und den dortigen Bezirk verwaltete. Während eines kurzen Aufenthalts in Buea trafen die telegraphischen Nachrichten ein, dass der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg die Leitung der Kolonialabteilung von Ministeraldirektor Stübel übernommen und dass Se. Majestät der Kaiser bei Eröffnung des Reichstages die Errichtung eines eigenen Kolonialministeriums angekündigt habe.

Am 9. Dezember begab ich mich in Begleitung des Hauptmann von Krogh und des Leutnants von Wenckstern an Bord der „Herzogin Elisabeth“, um eine Rundfahrt an der Küste und bei den fremdländischen Nachbarn auszuführen. Zunächst ging's nach der Grenzstation Rio del Rey, wo ich den Abmarsch der in das englische Grenzgebiet entsandten Expedition des Hauptmanns Hermann beiwohnte; von dort über Viktoria nach Duala zur Erledigung der üblichen Dienstgeschäfte; dann über Kribi nach Bata, um dort authentische Nachrichten über die Lage der Dinge an Land einzuziehen. Der an Land entsandte Leutnant von Wenckstern konnte erfreulicherweise melden, dass alles wieder ruhig sei, und dass das Erscheinen des „Sperber“ genügt habe, um die kriegerischen Eingeborenen zum Rückzug in ihre Wälder zu veranlassen. Am 14. Dezember liefen wir die Insel Eloby an, besichtigten die Mündung des Muniflusses und dampften am 15. nach dem weiter stromauf gelegenen Orte Kogo, wo sich eine Zweigfaktorei des Hauses Woermann befand. Am 16. liefen wir wieder einmal in den Hafen von Libreville ein. Ich übernachtete in dem seit meiner letzten Anwesenheit neu erbauten deutschen Konsulat bei Konsul Gebauer und tauschte am Sonntag den 17. mit dem stellvertretenden französischen Gouverneur Fourneau Besuche aus.

Über St. Tomé und Prinzipe dampften wir am 20. bei Fernando Po vorbei, wo wir einen heftigen Tornado abzuwettern hatten und ankerten am 20. vormittags wieder in Viktoria. Mit der Post vom 29. Dezember erschien auch Hauptmann Dominik wieder in Kame-

run und meldete sich bei mir, um alsbald seine Reise ins Innere anzutreten und seine bewährte Kraft für die endliche Befriedung des Südbezirks zur Verfügung zu stellen.

So konnte ich auf das verflossene Jahr mit einiger Befriedigung zurückblicken. Die Eroberung der Kolonie war vollendet, die Besetzung der wichtigsten Punkte mit Militärstationen ausgeführt; die ausgedehnten unter meiner Verwaltung entstandenen Plantagen blühten und gediehen dank der umsichtigen Leitung durch tüchtige Beamte und dem Umstande, dass die Regierung durch eifrige Fürsorge in der Arbeiterfrage Hand in Hand mit den Plantagen arbeitete; die Entwicklung der Eingeborenen-Kulturen war überall da ins Auge gefasst, wo nicht durch Eingreifen des deutschen Grosskapitals Interessenkonflikte zu befürchten waren; die Eisenbahnpolitik für Kamerun war inaugurirt und man harrete auf den Beginn der Bauarbeiten durch die erste Expedition der Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft; auch der Handel hatte sich trotz mannigfacher Schwierigkeiten und trotzdem die Verkehrswege noch in den Kinderschuhen steckten, günstig entwickelt: Als ich im Jahre 1895 in Kamerun eintraf, betrug der gesamte Aussenhandel der Kolonie, Ein- und Ausfuhr, M. 9747 000; schon im Jahr 1903 war diese Ziffer nach der alten Anschreibung auf M. 21 005 000 gestiegen.

Die Sturm- und Drangperiode, die Zeit der kriegerischen Expeditionen und Kämpfe war vorüber und mit aller Energie konnte die Regierung nunmehr ihre Kräfte der intensiven wirtschaftlichen Entwicklung des Landes widmen, eine Aufgabe, der ich meine Arbeitskraft noch jahrelang zu weihen gedachte.

Da erhielt ich in den ersten Tagen des Jahres 1906 vom Erbprinzen zu Hohenlohe den telegraphischen Befehl, die Geschäfte des Gouvernements an Oberst Müller zu übergeben und mich mit nächster Gelegenheit nach Berlin zu verfügen, um mich dort wegen allerhand Anschuldigungen, welche in meiner Abwesenheit in Berlin gegen mich erhoben waren, zu verantworten. Ich verzichte darauf, hier näher auf die Stimmung einzugehen, welche dies Verfahren meiner vorgesetzten Behörde bei mir auslöste. Am 5. Januar vereinte ich noch einmal bei einem Frühstück mit klingender Musik sämtliche Oberbeamten und Offiziere bei mir in Buea, übergab am 6. die Gouvernementsgeschäfte an Oberst Müller, begab mich am 7. an Bord der „Herzogin Elisabeth“ nach Duala und am 8. an Bord der „Eleonore Woermann“, welche mich unter ihrem wackeren und mir wohlbekannten Kapitän Triebe der Heimat zuführen sollte. Am

9. ankerten wir noch für einige Stunden auf der Reede von Viktoria, wo die sämtlichen Herren des Gouvernements, der Schutztruppe und der Plantagen unter Führung von Oberst Müller sich noch einmal an Bord von mir verabschiedeten. Und dann ging es hinaus in die offene See, dem frischen Passat entgegen. Über Las Palmas, wo mir dort sich aufhaltende Freunde einen herzlichen Empfang bereiteten, gelangte ich gerade am 27. Januar nach Lissabon, und konnte dort die Kaisers Geburtstagsfeier der deutschen Kolonie und abends ein Ballfest bei dem deutschen Generalkonsul Dähnhardt mitmachen. Mittels Süd- und Nord-Express war ich am 30. in Paris, am 1. Februar morgens früh in Berlin.

Kapitel XII.

Wirtschaftliches.

Ich kann es mir zum Schluss der vorstehenden Schilderungen nicht versagen, noch einige kurze Bemerkungen über die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Weiterentwicklung von Kamerun hier anzuschliessen. Dass diese Entwicklung im wesentlichen von der Linienführung der Eisenbahn abhängt, liegt auf der Hand. Wir haben in Kamerun zunächst zwei Eisenbahnlinien im Bau, die Nordbahn und die Mittellandbahn. Die erstere ist in ihrer Anfangsstrecke mit 160 km bis zu den Manengubabergen fertig und in Betrieb. Es bestand ursprünglich wohl die Absicht, diese Bahn in erster Linie nach Norden weiter zu führen, und zwar durch die Mboebene über Bamum in der Richtung auf Garua am Benue. Dem Projekt der Weiterführung stellen sich aber zwei Schwierigkeiten entgegen: einmal sind es technische Bedenken, welche infolge der Notwendigkeit, das zweite innerafrikanische Hochplateau zu erklimmen, der Weiterführung in dieser Richtung entgegenstehen; sodann aber steht die Bahnlinie an ihrem jetzigen Endpunkt vor dem Eintritt in das Konzessionsgebiet der Gesellschaft Nordwestkamerun; zwischen dieser Gesellschaft und dem Kolonialfiskus bestehen aber zurzeit derartige Unstimmigkeiten, dass die Rechtslage für alle beteiligten Parteien sich überaus schwierig gestalten muss, ehe nicht über die verschiedenen Differenzpunkte völlige Klarheit geschaffen ist. Man hat daher vorläufig von einem Weiterbau der Nordbahn abgesehen und arbeitet an dem Ausbau der Mittellandbahn. Diese führt von Duala durch die sumpfigen Niederungen der Flüsse Donga, Lungasi, Dibamba an den Sannagafluss, überschreitet diesen bei Edea und soll südlich von Jaunde etwa bei Akonolinga den Nyongfluss erreichen. Ob hier eine schiffbare Flussfläche ausgenutzt werden kann, an welche sich dann eine weitere Bahnstrecke nach Osten hin anschliessen würde, oder auch die Bahn direkt ohne Unterbrechung quer durch Südkamerun bis in das Stromgebiet von

Sanga-Ngoko, also bis in die durch den Vertrag vom 4. November 1911 uns zugefallenen neuen Gebietsteile weiter zu führen ist, muss erst durch genaue Lokaluntersuchungen festgestellt werden. Ein dritter Vorschlag, dem Major Zimmermann von der Kaiserlichen Schutztruppe in sachlicher Weise beredten Ausdruck gegeben hat, geht dahin, die Nordbahn als Stichbahn zu lassen, auch von der Fortsetzung der Mittellandbahn vorläufig Abstand zu nehmen, dafür aber die Mittellandbahn bei Edea in das Flussbett des Sannaga abzuzweigen, diesem Flusstal bis zur Mündung des Mbamflusses zu folgen, sodann das ganze Flussbett des Mbam bis zu seiner Quelle zu benutzen und von hier aus eine Verbindung mit dem Quellgebiet des Faroflusses zu suchen, um sodann auf diesem Wege den Benue und Garua zu erreichen. Das Zweckmässige dieses Planes liegt auf der Hand. Der Bahnbau würde, da fast ausschliesslich in Fluss-tälern sich bewegend, auf verhältnismässig geringe Schwierigkeiten stossen, und die strategische Wichtigkeit einer derartigen Linienführung lässt sich nicht leugnen. Ich bin auch der Überzeugung, dass diese Bahn einmal in der vorgeschlagenen Weise gebaut werden wird. Wirtschaftlich dagegen halte ich den Ausbau der Mittellandbahn in der ursprünglich beabsichtigten Weise für so viel wichtiger für die Entwicklung der Kolonie, dass ich nicht umhin kann, diese Strecke auf das wärmste und in erster Linie zu befürworten. Wir haben in den in Frage kommenden Urwaldgebieten den grössten Reichtum, den die Kolonie überhaupt besitzt, nämlich enorme Bestände an Kautschuk bis tief in die neu erworbenen Gebiete hinein; und diese müssen, in verständiger Weise bearbeitet und ausgenutzt, vor allen Dingen einen nahen und direkten Weg zur Küste finden und von dem schwierigen, weiten und kostspieligen Wassertransport durch fremdes Gebiet auf dem Kongofluss befreit werden. Zudem ist die Fruchtbarkeit jener ausgedehnten Landstriche so ausser allem Zweifel, dass in Fürsorge für eine weitere Zukunft auch ausser Kautschuk noch alle möglichen andern nutzbringenden Landesprodukte angebaut werden können.

Es wird in dieser Beziehung lehrreich sein, die Zusammenstellung des Kaiserlichen Gouvernements über die Ausfuhr Kameruns im Jahre 1910 nach den Hauptwerten zu betrachten. Es finden sich da folgende Angaben*):

*) Tropenpflanzer, 1911, S. 502.

	Wert
Kautschuk	M. 11 000 680
Guttapercha	„ 1 060
Palmkerne	„ 3 553 479
Palmöl	„ 1 259 920
Kakao	„ 3 055 399
Kolanüsse	„ 18 002
Tabak	„ 4 142
Sheanüsse	„ 14 206
Elfenbein	„ 625 380
Getrocknete Mehlbananen (Planten, Musa paradisiaca)	„ 1 556
Kuriositäten	„ 40 468
Mineralien	„ 58 118
Rindvieh und Kleinvieh	„ 6 991
Häute und Felle	„ 5 002
Bau- und Nutzholz	„ 143 862
Straussenfedern	„ 85

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass einzelne dieser Artikel noch einer gewaltigen Steigerung fähig sind, so Mineralien, Pferde, Rindvieh, Hölzer, Straussenfedern, Häute und Felle. Vor allem aber haben die neueren Versuche mit Tabak an der Manengubabahn ein derartig günstiges Ergebnis gehabt, dass sich bereits mehrere grössere Unternehmungen für Tabakbau entwickelt haben und in nicht ferner Zeit eine bedeutende Tabakausfuhr stattfinden dürfte. Die bisher eingesandten Proben erzielten in Bremen den hohen Preis von 8 M. per Kilo. Die Kautschukausfuhr wird infolge des neuen Gebietszuwachses sehr erheblich steigen, und auch die Zufuhr von Palmöl und Palmkernen zur Küste muss infolge der Bahnverbindungen wesentlich zunehmen. Dann aber gibt es Produkte, welche in Zukunft für Kamerun Massenausfuhrartikel werden können und müssen; das sind hauptsächlich die Obstbanane (*Musa sapientum* L.) und die Ananasfrucht. Da die Aussicht besteht, für 1914 mehrere Kühdampfer zwischen Hamburg und Kamerun (Togo) laufen zu lassen, so kann von diesem Jahr an alles tropische Obst, wie Ananas, Bananen, Anonen, Mango, Pumpelmusen (Grapefruit), ausgeführt werden, ebenso Kühlfleisch u. dgl.

Besonders die grossen Gesellschaften werden gut daran tun, beizeiten an die Kultur dieser Obstsorten heranzutreten, da sie einen grossen und sich jährlich mit Sicherheit wiederholenden Gewinn

verspricht. Genuss-, Nahrungs- und Futtermittel sind nicht durch Synthese gefährdet, weil der Instinkt von Mensch und Tier künstliche Genuss-, Nahrungs- und Futtermittel verweigert, während die Erfahrung lehrt, dass technische Pflanzenprodukte, synthetisch dargestellt, die Naturprodukte ersetzen und verdrängen können. So hat die Fabrikation der Teerfarbstoffe auf den Kanarischen Inseln die Kultur der Cochenille verdrängt — es werden jetzt dort Bananen, Tomaten, Zwiebeln, Kartoffeln und Wein angebaut und ausgeführt; der synthetische Indigo hat die Indigokultur in Indien verdrängt, wo jetzt Reis und Maniok an die Stelle getreten sind. Das Vanillin ersetzt im Bäckereigewerbe die Vanille, das Jonon in der Parfümerieindustrie das Veilchen von Südfrankreich. Das Sacharin würde dem deutschen Rübenbau verhängnisvoll geworden sein, wenn dasselbe nicht aus nationalwirtschaftlichen Gründen zur Verwendung als Nahrungsmittel an Stelle von Zucker gesetzlich verboten wäre. Im Interesse der Erhaltung und Förderung der Ausfuhr von Kamerun wird es daher vorteilhaft sein, beizeiten für reichlichen Anbau von Genuss-, Nahrungs- und Futtermitteln zu sorgen. Das sind, wie schon aus obigen Ausführungen hervorgeht:

1. Kakao, Tabak, Cola vera. Die letztere hat den Vorzug vor der wilden oder falschen Kola (*Cola acuminata*), dass sie an sich wertvollere Stoffe enthält, besonders aber auch die wertvolle Kau-Kola für den afrikanischen Markt darbietet. Die Kultur der Kola als eines Waldbaumes ist natürlich langwierig und eignet sich daher besonders für Regierungskulturen. Die Eingeborenen im Hinterland von Siera Leone (Mandingo), wo die grössten Mengen von frischer Cola vera auf den Markt kommen, pflegen bei Geburt eines Sohnes regelmässig einige Kolabäume als Mitgabe für das künftige Leben zu pflanzen. Wichtig als Abnehmer für die kostbare Frucht sind die Haussahändler, welche Cola vera, aber auch nur diese, auf den Märkten an der Küste einkaufen und als Tauschobjekt weit ins Hinterland zu den mohammedanischen Stämmen bringen. Die vielfach angefeindeten Haussa stellen so ein überaus wichtiges Bindeglied zwischen Hinterland und Küste dar.

2. Öl und Eiweiss liefernde Pflanzen, so besonders:

Öl- und Kokospalmen, Sheabutterbaum (*butyrospermum Parkii*). Auch dies sind langfristige Kulturen, die erst nach Jahren Ertrag liefern. Ungemein wichtig für jährliche Ernten sind dagegen die Erdnuss (*Arachis hypogaea*), die sehr eiweissreiche Soyabohne und der Mais. Die Erdnussfrage erscheint äusserst bedeutsam, weil die

Erdnuss, in Kamerun bisher wenig angebaut und fast nur für Ernährungszwecke der Eingeborenen dienend, mit dem in Kamerun vorzüglich gedeihenden Mais in Fruchtwechsel treten kann. Bei dauerndem Anbau von Mais werden die Felder in kurzer Zeit im Ertrage nachlassen, wogegen der Wechsel mit einer Leguminose wie Erdnuss stickstoffanreizend und neu befruchtend auf den Boden wirkt. Als Massenartikel ist endlich die Erdnuss wichtig für die Trockenkartoffelfütterung, weil mit ihrer Hilfe die aromatischste Milch und Butter und das schmackhafteste Fleisch erzeugt werden, wie Futterversuche ergeben haben; sie ist daher als Zusatz bei Trockenkartoffelfütterung den Baumwoll-, Sesam-, Palmkern-, Kokos-, Leinölkuchen und den Bier- und Branntweinschlempen unbedingt vorzuziehen.

Sehr verbesserungsfähig für die Ausfuhr sind die Hauptmassenartikel Palmöl und Palmkerne dadurch, dass sie an Ort und Stelle in Fabriken raffiniert werden und dadurch höhere Preise bringen; die Gesellschaft Nordwestkamerun hat mit der Anlage einer solchen Fabrik in Mamfe am Crossfluss vorbildlich gewirkt und sich dadurch ein grosses Verdienst um die Entwicklung des Schutzgebietes erworben.

Es kann überhaupt nicht geleugnet werden, dass die beiden einzigen in Kamerun erteilten Konzessionen, auf deren Geschichte und Entwicklung ich hier nicht eingehen will, der Kolonie ganz wesentliche Vorteile gebracht haben. Weder in Südkamerun noch in Nordwestkamerun wäre die Erforschung des Landes bei den der Regierung zur Verfügung stehenden unzulänglichen Mitteln so schnell vor sich gegangen, wie es geschehen ist, ohne die dankenswerte und opferwillige Arbeit der Konzessionen. Ich verweise in dieser Hinsicht für den Süden besonders auf die erfolgreiche Tätigkeit des leider zu früh dem Klima zum Opfer gefallenem Grafen von Schlippenbach, für den Norden auf die erfolgreichen Forschungsreisen des Hauptmanns von Ramsay. Die Südkamerungesellschaft hat ihre Konzession vom 28. November 1898 bekanntlich schon vor längerer Zeit aufgegeben und statt dessen das Eigentum eines Stückes herrenlosen Urwaldes von etwa 1500000 ha erhalten, wie durch mein Schreiben d. d. Buea den 19. August 1905 bestätigt worden ist. Es war meine Absicht, auch der Nordwestkamerungesellschaft einen ähnlichen Vorschlag zu machen. Leider ist es hierzu nicht gekommen, da die Kolonialabteilung in schroffem Gegensatz zu meinen wohl erwogenen Absichten der Gesellschaft überhaupt

irgendwelches Landeigentum nicht zuerkennen wollte, angeblich in Berücksichtigung der Kaiserlichen Verordnung über Schaffung von Kronland, meiner Ansicht nach aber in direktem Widerspruch zu dem Wortlaute der Konzession, wonach das Wesen der Konzession gerade darin besteht, dass die Gesellschaft das Recht hat, bereits vor Schaffung von Kronland durch die Landkommission selbst herrenloses Land aufzusuchen, es vorläufig in Besitz zu nehmen und die Übertragung desselben zu Eigentum zu beanspruchen. Unbegreiflicherweise hat die Kolonialabteilung der Gesellschaft Nordwestkamerun gegenüber diesen Grundsatz niemals anerkannt und die Gesellschaft dadurch meines Erachtens schwer geschädigt, denn dadurch, dass die Gesellschaft infolge der Haltung der Kolonialabteilung nicht in der Lage war, Land zu veräußern, zu verpachten oder auf Grund von Landbesitz Untergesellschaften zu bilden, war sie in ihrer Bewegungsfreiheit vollständig gehemmt. Dass die Gesellschaft bei dieser Sachlage sich weigerte, vor Übertragung von Landeigentum Beiträge zu Wegebauten u. a. zu leisten, kann ihr von billig Denkenden nicht verdacht werden. Diese Unstimmigkeiten, welche trotz der verschiedensten Verhandlungen zu keiner Verständigung gebracht werden konnten, führten zu einem Prozess der Gesellschaft gegen den Kolonialfiskus, dessen Ende heut noch gar nicht abzusehen ist.

Die Kulturarbeit der Missionen habe ich stets gern unterstützt und ihre Bedeutung für die Kolonie nicht verkannt; nur sollten die Missionen sich nicht, wie dies von seiten der Baseler Mission recht häufig geschehen ist, in Regierungsangelegenheiten einmischen und ganz besonders keinen Handel treiben.

Wir wissen auch ohne die Belehrung seitens der Mission sehr genau, dass das Wertvollste, was wir in den Kolonien besitzen, der Eingeborene ist, und dass dieser mit allen brauchbaren Mitteln zunächst einmal zu einem tüchtigen Arbeiter herangebildet werden muss. Das geschieht aber am besten durch die geregelte Arbeit auf den Plantagen, beim Eisenbahnbau u. dgl. Ich zweifle nicht daran, dass nach Aufhören der Sklavenjagden, der gegenseitigen fortwährenden Dorfkriege und der Menschenfresserei und dank der umfassenden von der Regierung betriebenen hygienischen Massnahmen die Bevölkerung von Kamerun sich stetig und rasch vermehren wird, so dass auch dieser unerschöpfliche Reichtum des Landes voll ausgenutzt werden kann zum Vorteil der Kolonie und der Eingeborenen selbst, deren Kulturzustand und Kaufkraft sich

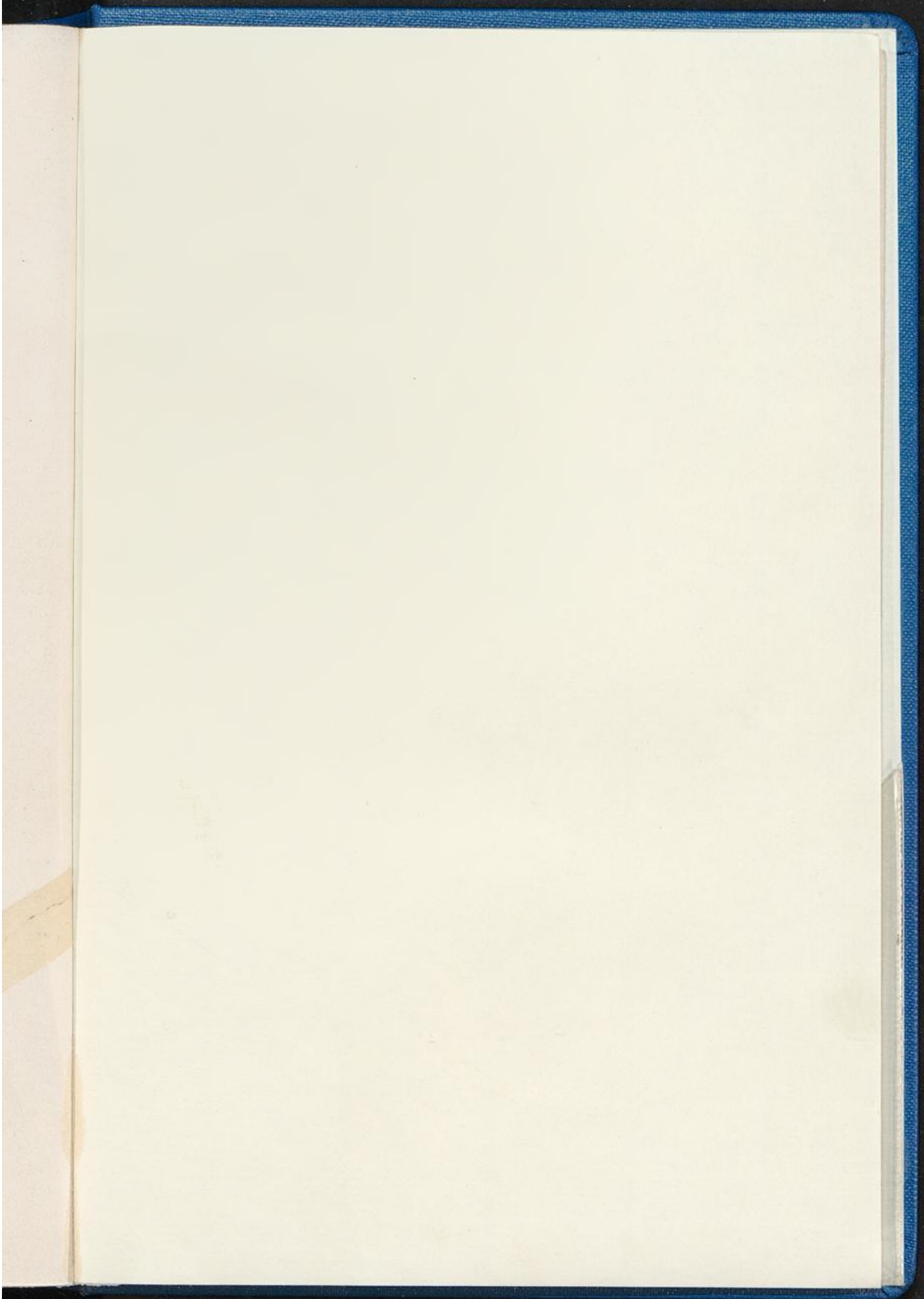
seit der Besitzergreifung durch die deutsche Regierung ganz un-
gemein gehoben hat. Dass an verschiedenen Punkten des Landes
zur Einführung und Hebung von Eingeborenenkulturen Versuchs-
anstalten eingerichtet sind zur Belehrung der Neger, zur Verteilung
von Saatgut usw., ist nur mit Freuden zu begrüßen. Nur muss
man die Eingeborenen nicht darin bestärken, gerade da, wo euro-
päisches Kapital in grösseren Plantagen rationell arbeitet, nun ihrer-
seits mit den gleichen Erzeugnissen herum zu pfuschen, wie dies
besonders am Kamerungebirge geschehen ist, sehr zum Schaden
der Pflanzungen und des dortigen Kakaobaues.

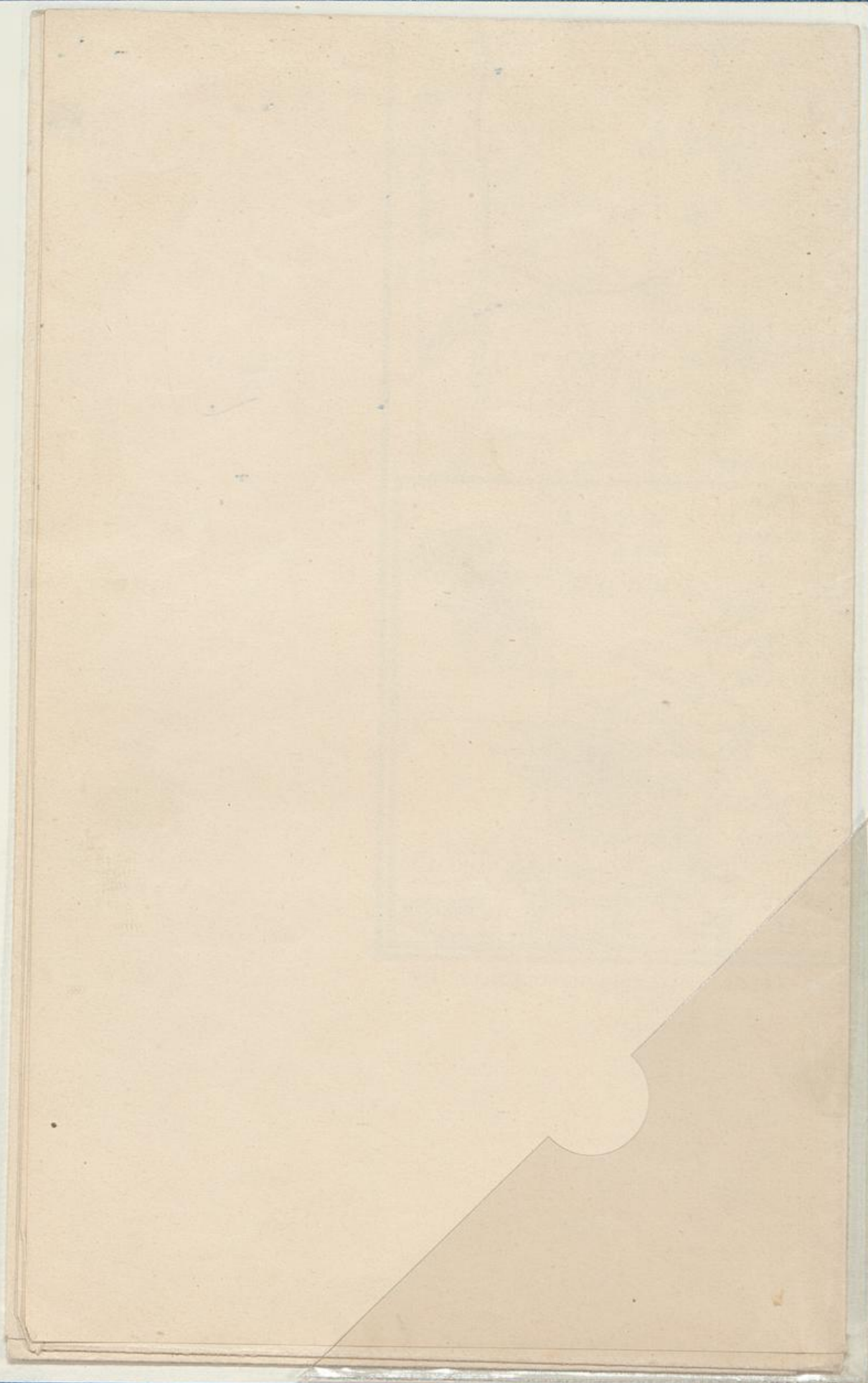
Ich wiederhole, am wichtigsten ist uns der eingeborene Neger
als Arbeiter, und zwar vor allem deshalb, weil nur der Eingeborene
im tropischen Afrika arbeiten kann. Der Weisse wird nie in der
Lage sein, irgendwo in den Tropen, auch nicht in der höchsten
Höhenlage, den Boden auf die Dauer selbst zu bearbeiten, oder auf
die Dauer eine Familie zu gründen, welche sich durch Generationen
hindurch gleichmässig auf der Höhe erhält. Das ist in kurzen Worten
meine Ansicht über die Besiedelungsfrage unserer tropischen Kolo-
nien, die freilich zu den vielfach in kolonialen Kreisen herrschenden
Anschauungen in direktem Widerspruch steht. Sie ist aber gegründet
auf eine 20jährige Erfahrung und Beobachtung von Land und Leuten.
Ich habe mit Erstaunen gelesen, wie ein sehr hochgestellter früherer
Kolonialbeamter der Besiedelung der Hochländer von Ostafrika unbe-
dingt das Wort redet. Was will es denn besagen, dass eine Anzahl von
solchen Familien sich dort seit einigen Jahren leidlich wohl befinden,
arbeiten und Kinder kriegen? Man muss doch erst abwarten, wie diese
Kinder, die ohne Zweifel schon anämisch geboren werden, sich weiter
entwickeln, und wie gar eine zweite Generation aussehen wird. Ich
bin der Ansicht, dass es mehr als bedenklich ist, solche Experimente
mit unsern Volksgenossen zu machen, ehe nicht gründliche wissen-
schaftliche Studien die schwierige Frage nach allen Seiten hin er-
wogen und beleuchtet haben. Ich will gewiss den grossen Ver-
diensten eines Robert Koch nicht zu nahe treten, aber ich fürchte,
dass man über dem Moskito doch das eigentliche Klima und be-
sonders die Wirkung der Sonnenstrahlen vergessen hat. Es er-
scheint mir unzweifelhaft, dass die tropischen Sonnenstrahlen eine
ganz eigenartige Wirkung auf das menschliche Auge und dadurch
auf das Zentralnervensystem ausüben, und dass man daher keine
Europäer auf die Dauer in den Tropen ansiedeln soll, ehe man
diese Wirkungen nicht genau studiert und erkannt hat. Nicht um-

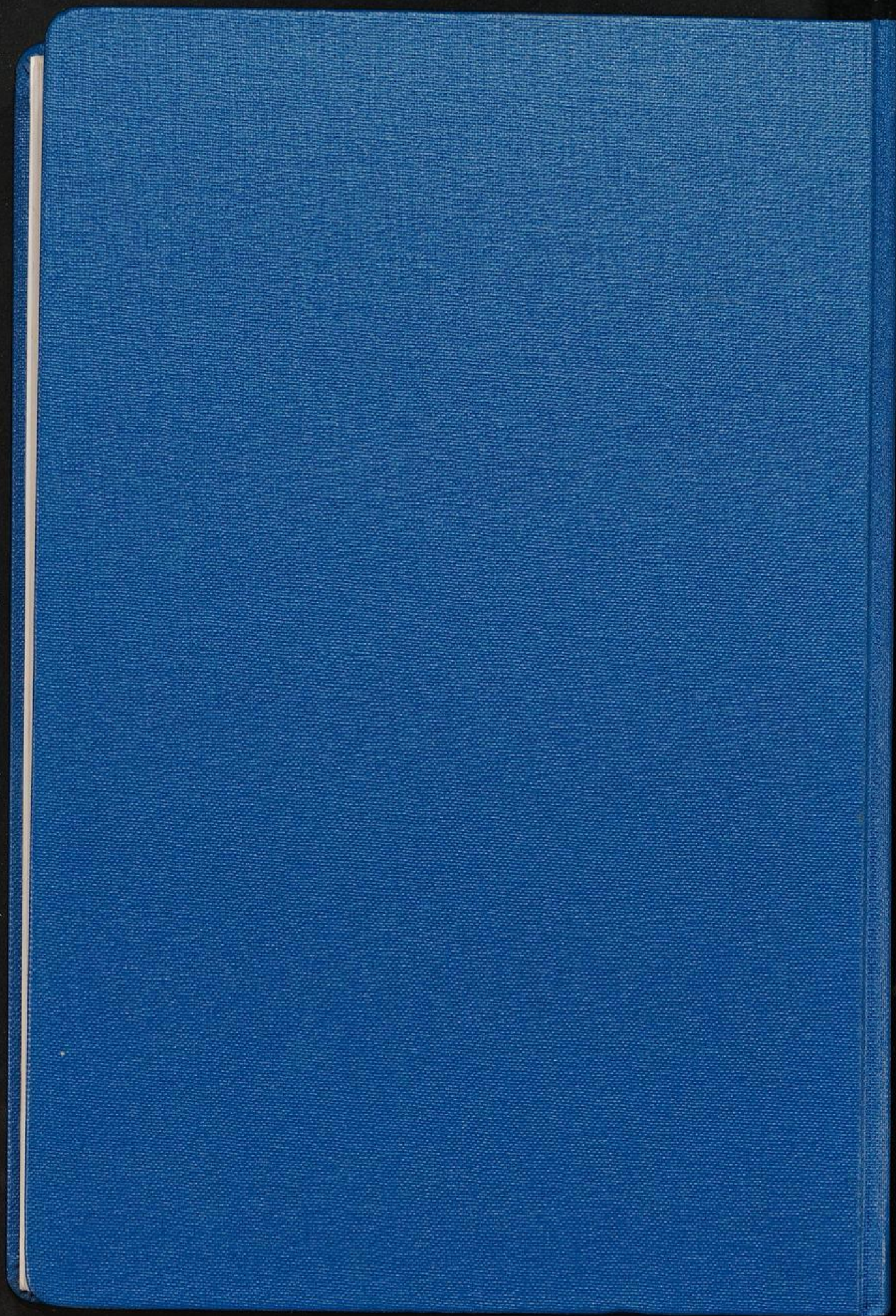
sonst und zufällig hat die Schöpfung dem afrikanischen Neger ein ganz anders gebautes Auge, die dicke Schädeldecke, das krause Wollhaar und die schwarze Haut gegeben; er ist eben eigens für die Arbeit in den Tropen konstruiert, und ihn in dieser Hinsicht mit uns Europäern zu vergleichen, ist gerade so unsinnig, als wenn man das Stromgebiet des Shari und Logone mit Mesopotamien vergleichen wollte, was allerdings auch schon geschehen ist.

E n d e.

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.







V.2.c.

4042

